

KARL BÜHLER

AUSDRUCKS-
THEORIE

STORAGE-ITEM

MAIN :

LP9-L28C

U.B.C. LIBRARY

NA GUSTAV FISCHER

THE LIBRARY



THE UNIVERSITY OF
BRITISH COLUMBIA



Ausdruckstheorie

Das System an der Geschichte aufgezeigt

Von

Karl Bühler

o. ö. Professor der Philosophie an der Universität Wien



J e n a

Verlag von Gustav Fischer

1 9 3 3

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany

Druck von Ant. Kämpfe in Jena

Vorwort.

Die Inhaltsangabe sei lang und das Vorwort kurz in diesem Buche, um anzudeuten, daß darin von vielem die Rede ist, aber nicht anders, als es das Thema selbst erfordert und rechtfertigt. Die Geschichte der Ausdruckslehre läßt in großem Zuge ihr sachgerechtes System aufscheinen; das ist die tragende Behauptung des Buches. Es gibt, wie ich glaube, nur einen Punkt, der einer Aufklärung im voraus bedürftig ist, das auf den ersten Blick überraschende Faktum nämlich, daß hier der Ausdruck als eine Art von Sprache behandelt wird, aber der sprachliche Ausdruck kat' exochen des Menschen in den Hintergrund verschoben bleibt; ungefähr so, wie es durch die ganze Geschichte der Ausdruckslehre in der Regel gehalten worden ist.

WUNDT versuchte diese Tradition zu brechen und erreichte dabei das eine, daß ein Bruch im Gefüge seiner Sprachtheorie auftrat. Nicht von ungefähr und aus persönlichem Versagen, sondern weil sich die Sache seiner Idee nicht beugte. Es war die Einsicht in diesen Tatbestand, welche den lautsprachlichen Ausdruck aus dem vorliegenden Buch verdrängte. Er muß in einem anderen Systemzusammenhang stehen. Die Sprache ohne Beiwort, die menschliche Lautsprache, fordert ihrer Struktur nach eine wissenschaftliche Behandlung, die man nicht erst zu entdecken braucht, sondern in einer zweitausendjährigen Geschichte verwirklicht vorfindet. In der Linguistik aller Zeiten stand nicht der Ausdruck, sondern die Darstellungsfunktion der Sprache im Vordergrund. Das war sachgemäß und wird so bleiben. Die Stellen, wo Ausdruck in Stimme und Sprechen enthalten ist, vermag kein Theoretiker ordentlich auch nur mit hinweisenden Namen zu versehen und befriedigend aufzuzählen, wenn er nicht zuvor die Darstellungsmittel der Sprache systematisch beschrieben hat. Das soll von mir aus in einem anderen Buche und unter der Überschrift ‚Die sprachliche Darstellung‘ geschehen und dann erst berichtet werden, was man wissenschaftlich zu sagen wußte und heute mehr weiß als früher über den lautsprachlichen Ausdruck.

Wieweit dies Kommende heute schon vorbereitet ist, dürfte ein Kenner aus Indizien, die ihm die folgenden Blätter bieten, abzuschätzen imstande sein. Die ‚Darstellungsfunktion der Sprache‘ ist so gut wie abgeschlossen und der ‚sprachliche Ausdruck‘ ist soweit, daß er dem hier Gebotenen an entscheidenden Stellen schon hilfreich beispringen konnte. Die Axiomatik von ENGEL und PIDERIT wäre z. B. ohne sie in unserem historischen Bericht nicht so einfach und scharf zu fassen gewesen, und die konstruktive Kritik an dem weitsichtigen Ausdruckswerk von KLAGES hätte eines Haltes im Selbsterfahrenen entbehrt. Es ist nicht gut für einen Theoretiker im Bereiche der Psychologie, wenn ihm die sozusagen handwerkliche Vertrautheit mit der Sache kraft jahrelanger täglicher Beobachtung der Phänomene in empirischer Kleinarbeit fehlt. Wer eine Gesamtauffassung wie die von KLAGES von Grund auf gerecht beurteilen will, sehe zu, daß er im Handwerklichen keine Blößen zeigt. Dem graphologischen Erfahrungskreise nächst verwandt dürfte systematisch angelegte Kleinarbeit über die pathognomischen und physiognomischen Valenzen der Stimme und des Sprechens sein. Sie sind in meinem Institut und Mitarbeiterkreise allmählich zu einem zentralen Forschungsobjekt und mir selbst in der Ausdruckstheorie zum Boden unter den Füßen geworden.

Alle Forschungskameraden, denen ich zu persönlichem Danke verpflichtet bin, namentlich aufzuzählen wird in dem späteren Buch Gelegenheit sein. Hier danke ich dem Kreise als solchem, welcher das jetzt Gedruckte in statu nascendi und als Gehörtes zuerst entgegennahm; Zustimmung und Kritik haben seinen Werdegang bestimmt und beschleunigt. Herr Dr. BRUNO SONNECK übersetzte sachkundig den Quintilian des Anhangs und Dr. KÄTHE WOLF war allgegenwärtig in allen Problemlagen; sie besorgte zuletzt auch das Register des Buches. Noch einem sei warm gedankt, wenn er auch nicht genannt sein will; es ist ein ferner Freund, er schenkte mir in schwerer Stunde den verlorenen Glauben wieder an die Vollendbarkeit der Sprachtheorie.

Wien, im September 1933.

Karl Bühler.

Inhalt.

Seite

I. Übersicht 1

Neue Impulse der Ausdrucksforschung in der Gegenwart 1. Axiomatische Studien fordern historischen Rückblick 2. 1. Antike Physiognomik, drei Wellen gesteigerten Interesses am Ausdruck seit dem 18. Jahrhundert 2f. KLAGES 3. Eine Dogmengeschichte erforderlich 4. 2. Theatergesten, ENGELS Ideen 4. Die Beiträge der Mediziner 5. BELL verglichen mit ENGEL 6. 3. PIDERITS Lexikon 6. Vergleich mit ENGEL 7. DARWIN 7. Neue Auffassung seines Werkes 7. DUCHENNE 8. GRATIOLET, sein Impressionismus 8. 4. WUNDT, Ausdruckslehre im Rahmen der Völkerpsychologie 9. Empirische Basis 10. Veränderte Darstellung seiner Lehre 10. 5. KLAGES, Ausdruckstheorie und Metaphysik 11. Zwei Konzeptionen 11. Gleichnistheorie des Ausdrucks 12. Geist und Seele 12. 6. Neue Ansätze in der Gegenwart 13. Zwei Bewegungen als Beispiele 13.

II. Physiognomik und Pathognomik 15

Die antike Theatermaske und der moderne Film 15. Scheidung der Mimik von der Physiognomik 15. 1. Die griechische Physiognomik, Rekonstruktionsversuch von FÜLLEBORN 16. Der klare Ansatz 17. Ein Beispiel aus späterer Zeit, GREGOR VON NAZIANZ 18. Kritik von POLLNOW 19. Gegenargumente 19. 2. GOETHE und LAVATER, die GOETHESche Morphologie 20. GOETHE und ARISTOTELES 21. 3. LICHTENBERGS Kritik an aller Physiognomik 22. Seine Apologie der Pathognomik 23. LICHTENBERG und GOETHE 23. THEOPHRAST, LA BRUYÈRE und GOETHE 24. 4. C. G. CARUS und die Morphologie der menschlichen Gestalt 25. Ein umfassendes Programm 26. CARUS der Romantiker 27. Beispiel: die menschliche Hand 27. Kritik 28. 5. Der Inhalt der Pathognomik nach LICHTENBERG 29. Antike Beiträge 29f. Wissenschaftlicher Impuls aus den Theaterproblemen des 18. Jahrhunderts 30. LESSING, ENGEL, SULZER 31. 6. Das Werk von ENGEL als Abschluß 32. Physiognomik und Pathognomik 33. Moderne Physiognomik 34. Terminologischer Vorschlag 35.

III. Die Aktionstheorie der Pantomimik von JOHANN JAKOB ENGEL . . . 36

Der Theaterausdruck einst und heute 36. Programmerweiterung 37. Ordnung des Referates 37. 1. Darstellung und Ausdruck in Lautsprache und Gebärden 38. Mögliche Kombinationen in der Mimik 39. Überlegenheit der Lautsprache 39. Der axiomatische Angelpunkt der ENGELSchen Theorie 40. 2. Die hinweisenden Gebärden 41. Die affektiven Bezugswendungen 42. Drei formale Gesetze 42. Aktionsbereitschaft des Vollzugsorgans 43. Handlungsinicien 43. 3. Die Deixis am Phantasma 44. Das Stilgesetz der dramatischen Rede 45. Unanschauliches deiktisch behandelt 45. 4. Die ENGELSche Klassifikation 46. 5. Der behavioristische Einschlag in der Analyse von E. 47. Eine wichtige Mannigfaltigkeitsbetrachtung 48. Schauspieler und Maler 49. Dispositionelles mitausgedrückt 49. Der indirekte Faktor 49. 6. Der Inhalt der ENGELSchen Theorie in vier Sätzen 50f. Das Schicksal des Systems 51.

IV. Die Respirationstheorie der Mimik von CHARLES BELL 53

Das Lebenswerk BELLS 53. Seine Ausdrucksstudien 53. Parallele zu der phänomenologischen Sprachvergleichung 54. 1. Das BELLSche Gesetz und die spezifischen Sinnesenergien 55. Funktionale Aufgliederung des Zentralnervensystems 55. Das respiratorische System BELLS 56. Die Respirationstheorie des Ausdrucks 57. 2. Eine vordarwinische Entwicklungsidee 57. Der Atmungsdienst fortentwickelt 58. Stimmorgan und mimischer Apparat aufgesetzt 58. 3. Mundmuskulatur als Organ der Nahrungsaufnahme 59. Die Omnivoren besonders reich ausgestattet 59. Die Verkostungsgesten 60. Die angeblich spezifische Ausdrucksmuskulatur 61. Erstes Beispiel: der Wutausdruck 61f. Zweites Beispiel: Ausdruck der Verachtung und des Hochmuts 63. Die Kritik DARWINS 63. Schritte der Menschwerdung 64. Die soziale Funktion der Mimik 64. 4. Grundgedanke der Respirationstheorie 65. Das ideomotorische und das cardio-motorische Reaktionssystem 66. Der kleinere und zwei größere Reaktionsbögen 67. Einschränkungen der Respirationstheorie 69. Beispiel: Symptome der heftigen Furcht 69. 5. Die Augenschutzidee 70. Gebärde der Andacht 70. Die Betrachtungen zu LAOKOON und dem sterbenden Gallier 71.

V. Das Lexikon der fruchtbaren Momente mimischen Geschehens von TH. PIDERIT 72

Die Problemstellung 72. PIDERIT und DARWIN 72. JOHANNES MÜLLER und LOTZE 73. Die Lösung von ENGEL vorgezeichnet 73. Die Erfahrungsquellen P.'s 73f. P. und LE BRUN 74. 1. Die Axiomatik, Vergleich mit ENGEL 75. Die Orientierung nach dem Lustprinzip 76. Verhältnis zu den affektiven Bezugswendungen ENGELS 77. Problematik 77. 2. Die Einzelergebnisse, Beispiel: der menschliche Blick 78. Die Idee des Lexikons 78. Die ergänzende Synsemantik 79. Der versteckte Blick 79. Die Voraussetzungen des Verfahrens 79. 3. Fruchtbare Momente im naiven Deutungsprozeß 80. Erläutert am Verfahren von LERSCH 80. Sukzessionsgestalten, ihr Verhältnis zu den fruchtbaren Momenten 81. Musik und Malerei 82. 4. Die Liste der lexikalischen Einheiten bei PIDERIT 82. Autosemantische und synsemantische Symptome 83. Zwei Beispiele 83. 5. Der versteckte Blick 84. Varianten 84f. Sein Symptomwert weitgehend kontaktgetragen 86. 6. Die senkrechten Stirnfalten 86. Das Etymon dieses Symptomes, PIDERIT, DARWIN, LERSCH 86f. 7. Die Valenz des semantischen Umfeldes 88. Die mimischen Kombinationen bei PIDERIT, Kritik 88f. 8. Schlußwort: PIDERITS Verhältnis zur Aktionstheorie des Ausdrucks 89. Die Studien des Malers 90. Kompositionskunst 91. Physiognomik nach PIDERIT 91.

VI. Die abstammungsgeschichtliche Analyse des Ausdrucks von CHARLES DARWIN 92

Das Menschsein am Ausdruck studiert 92. 1. Die Methoden DARWINS 92. DARWIN und BELL 93f. DARWIN und SPENCER 95. Alles traditionsbedingte beiseite geschoben 95. Die theoretische Zurückhaltung DARWINS an seinen Gedanken über den Ursprung der Musik erläutert 95f. 2. Die angeblichen drei Prinzipien der Ausdruckslehre 96. Ein logischer Irrtum 97. Analogie zwischen DARWINS Analysen und der Phonetik 98f. Die Leistung der drei Finderregeln 99. 3. Der erste Hauptsatz und die senkrechten Stirnfalten 100. Die Idee der Schutzreaktion, Varianten 100f. Das biologische Trägheitsgesetz 102. Andere Erwägungen bei DARWIN 102. Sozialer Nutzen und angeblich biologische Nutzlosigkeit 103. Individualismus 103. Korrektur am ersten Haupt-

satz: Funktionswechsel nicht Funktionsverlust 104. Neugefaßte Finderregel 104. 4. Der zweite Hauptsatz: Polaritäten im expressiven Geschehen 105. Beispiel: das Achselzucken 105. Klare Polaritäten im Gebiet der Lautsprache 106. Die richtige Problemstellung in der Ausdruckslehre 107. Neue Untersuchungen nötig 108. 5. Der dritte Hauptsatz 108f. Energetische Spekulationen SPENCERS 110. Nebeneffekt und Kraftüberschuß-Theorie 110. 6. DARWIN und PIDERIT, gegenseitige Kritik 111. Die romantische Formel THEODOR VISCHERS 112. Kausalbetrachtung und Symbolik 112. Die Zuverlässigkeit und Umsicht der DARWINSchen Tier- und Kinderbeobachtungen 113.

VII. Die Beiträge von DUCHENNE und GRATIOLET zur Ausdruckslehre. . 115

Zwei Pariser Ärzte und Neurologen studieren den Ausdruck 115. 1. DUCHENNES Idee 116. Synthetische Gebärden und Synthetische Vokale, ein Vergleich 116. Valenz der Ergebnisse 117. 2. Die synthetisch erzeugten Ausdrücke im Einzelnen, Verhältnis zum Inventar bei LE BRUN 118f. Die Spezifitätshypothese 119f. 3. Problem und Anlage der Arbeit GRATIOLETS 120. Die vier Bewegungsklassen 121. 4. Der wissenschaftliche Impressionismus 122. Prosbolische, sympathische, symbolische, metaphorische Bewegungen 122ff. 5. Abschließende Würdigung des Systems 126f.

VIII. Die Psychophysik des Ausdrucks von WUNDT 128

Aufgabe des Historikers 128. 1. Die Theorie der Gebärdensprache 128. Gebärden-Etymologie 129f. Linguistische Axiomatik gegen naturwissenschaftlichen Ansatz 130. 2. Das psychophysische Prinzip des Ausdrucks 131. Kritik 132. Beziehungen zu DESCARTES 132. Das Spiegelgleichnis 134. 3. Die drei Ausdrucksgelände 134. Vernachlässigung der Pantomimik 135. Ableitung der hinweisenden Finger- gese 136. 4. Mimik des Mundes, originäre Geschmacksreaktionen 137. 5. Der Entwicklungsschritt vom Geschmacksreflex zur Verkostungs- gese 138. Übertragung 139. Die Tatsachen aktionstheoretisch gefaßt 141f. 6. Spannungssymptome im Gesicht 142. Blick und Lidspalte vergessen 144. 7. Das vasomotorische Gelände, Kritik und neue Frage- stellung 145. WUNDTs Postulate 146. Seine Analyse führt zu unlösbaren Aufgaben 147. Ein moderner neurologischer Ansatz 148. Vergleich des alten mit dem neuen 149. Aktionstheorie gegen Monaden-Auffassung 150.

IX. Die Ausdruckslehre von KLAGES 152

Die erste Fassung von 1905 152. Die Gattungsintention der Affekte; ihr biologischer Gehalt 153. KLAGES und die Neuscholastik, Beziehung zum Behaviorismus; das Verhältnis A : H 154. 1. Die Kritik des ausdruckstheoretischen Darwinismus 155. Analogisches gegen genetisch-erklärendes Denken 156. Berechtigung der genetischen Betrachtungsweise in der Sprachgeschichte 156. Ausdruck und Gesten; dieselbe Unterscheidung bei DARWIN 157. Kritik an KLAGES, das Dessurmoment im Entwicklungsgang des kindlichen Ausdrucks 157. Begrenzte Rechtfertigung der DARWINSchen Analyse 158. 2. Das tierische Lernen in der Beleuchtung der KLAGESschen Theorie, triebmäßige Analogiebildung 159. KLAGES und die modernen Lerntheorien; ein Einwurf und die Antwort von K., Fälle harmonischer Kooperation von Affekt und Wille 160. Das erste Teilmodell von K. 161. 3. Das Verhältnis A : W von neuem behandelt 162. Dynamische und teleo- logische Analyse der Ausdrucksbewegungen 162. ARISTOTELES, WUNDT und K. 162. Die Bezugswendungen im behavioristischen Aspekt, das

Versagen von K. auf diesem Gebiete 163. Hinweis auf die Dichter, das ABC der Bezugswendungen 164. Das Fazit 164. Blind aber sinnvoll 164. Die Formel $A : W = G : U$ 165. 4. Der berechnete Kern der Gleichnistheorie 165. Die Willenslehre von K. 166. Geschäftsschrift und Ausdrucksschrift 167. Das zweite Teilmodell von K. 167. Zielstrebigkeit und persönliche Ausdrucksform 168. 5. Berechnete Bedeutung des zweiten Teilmodells von der Methode her gesehen 169. Erläuterungsbeispiele, Schriftdeutung und Bewegungsdeutung 169. Die Grenze des ersten Schritts der Analyse, Ergänzungsbedürftigkeit 170. Das Verfahren des naiven Deuters 170. Verwertung von Situations-Indizien, das Detektivverfahren 171. 6. Das Zusammenpassen der Teilmodelle, zwei Ausdrucksbegriffe 171. Triebhandlung und Ausdruck; tierische Triebhandlungen 172. Die Gattungsintention der Triebe 173. Gegenbeispiele, der Zweifaktorenansatz, konkrete und allgemeine Willensziele 173. Kritik: das Versagen des zweiten und das Versagen des ersten Teilmodells 175. 7. Der logische Fehler in der These vom Gleichnischarakter des Ausdrucks 175. 8. Das Verhältnis $A : D$, ENGEL, WUNDT, KLAGES darüber 177. Abhebung der Darstellung vom Ausdruck am Quellpunkt der Lautsprache 178. Die phänomenologische Diakrise von A und D 179. Beziehung auf das WPB-Modell 179. Rolle des Anschauungsraumes im Ausdruck 181. 9. Ausdruck und Fertigkeit 181. Ausdrucksleerheit der mechanisierten Bewegungen 182. Gestaltungskraft, Definition, Kritik 183. Der Mythos von ihrer historischen Geburt 183. Einsatz und Einsatztiefe 184. Das Formniveau 185. Sein Sinken in moderner Zeit 185. Routine und rationale Gestaltung 186. Kunsttheoretische Kritik an KLAGES 187. 10. Die Maske und das dynamische Gegenspiel 187. Das Problem am Tulpenbeet 188. Zwei Menschentypen 189. Methodenfrage 190. 11. Das Problem am Tulpenbeet angeblich analytisch unlösbar 191. Faktische Hilfe der Indizien 191. Assoziationshilfe an einem Beispiel erläutert 192.

X. Die Gegenwart und Zukunft der Ausdrucksforschung 195

Einheitliche Axiomatik, die Aspekte 195. 1. Der Erlebnisaspekt WUNDTs, neue Psychophysik 195. Behavioristische Analyse 196. Kritik 197. Sachgemäße Einschränkung 198. Werkaspekt 199. Differenzierung 200. Drei Ausdrucksbegriffe 203. 2. LERSCH über Gesicht und Seele 204. Ausdruck des Blickes 205. 3. Das Spiel der Lidspalte 208. Drei Symptome 209ff. 4. Amerikanische Arbeiten, das Programm von LANDIS 214ff. 5. CANNONS Lebenswerk 217. Die Notfallsfunktion 217. PAWLOWS Drüsenreaktionen, parasymphathisches System 219. Das sakrale System, sex-appeal 220. 6. Allgemeines Ergebnis 221. Der gekreuzte Organappall 222. Widerlegung des sensualistischen Moments der JAMES-LANGESchen Theorie 222. Die Thalamustheorie CANNONS 224.

Anhang: Der rhetorische Gebrauch von Mimik und Gesten nach QUINTILIAN	227
Namenverzeichnis	236
Sachverzeichnis	238

I. Übersicht.

Der Mensch von heute sieht sich umgeben von technischen Einrichtungen, die ihn wie der stumme Film vor die Aufgabe stellen, sichtbaren Ausdruck isoliert vom hörbaren oder wie das Radio und Telephon vor die andere Aufgabe, hörbaren Ausdruck isoliert vom sichtbaren aufzunehmen. Daraus entspringen der Forschung Impulse, die an sich nicht unerhört neu sind. Denn man kannte und pflegte z. B. das stumme Spiel da und dort in der abendländischen Theatergeschichte schon vor dem Film. Die Römer zur Zeit des Augustus kannten und liebten den Pantomimus wie einen amüsanten Sport, von den Franzosen des 18. Jahrhunderts wurde er mit viel theoretischen Überlegungen erneuert. Und im Haus der Wissenschaft gehörte und gehört das Isolieren, auch ohne daß es ihr von außen her nahe gelegt werden muß, zu den Angelegenheiten eines sachgemäßen Vorgehens.

Allein es entspringen aus der modernen Technik auch Untersuchungsmöglichkeiten des Ausdrucks, die man früher, die man selbst in der Zeit von DARWIN und WUNDT noch nicht hatte. Man lief damals dem Ideal einer Isolierung und Reinkultur der Ausdrucksphänomene nach, die sie nicht vertragen. Der Ausdruck wird schwind-süchtig im Laboratorium, wenn man ihn an Versuchspersonen, die im Lehnstuhl sitzen und mit Puls- und Atemschreibern armiert sind, erzeugen will. Denn der Ausdruck braucht eine Lebenswärme, die ihm entweder aus der Ernsthaltung gespannten Zweckstrebens oder aus der künstlerischen Gestaltungskraft zufließt, dagegen im Rahmen der früher bevorzugten Laboratoriumsbedingungen in der Regel nach dem Nullpunkt hin absinkt. Die technisch neuen Aufnahmeapparate (Film, Grammophon, Tonfilm) haben die neue Ausdrucksforschung in Stand gesetzt, andere Versuchsbedingungen zu wählen und die Fesseln abzunehmen von den Versuchspersonen ohne Verzicht auf exakte Fixierung des Ausdrucksgeschehens. Ganz zu schweigen von dem quantitativ ungeheueren Material, welches in dem konservierten Theater, das die Filmindustrie liefert, einer psychologischen Bearbeitung harrt.

Damit das neue Experimentieren und Auswerten nicht ein blindes Drauflosgehen und eine Fahrt ohne Kompaß ins Uferlose

werde, muß aber mit adäquater Energie an einer Axiomatik der Ausdruckslehre gearbeitet werden. Mir scheint es angebracht und ratsam, die Prinzipienforschung mit einem erneuten Rückblick auf die Geschichte der Ausdruckslehre zu verbinden; wir müssen die Muße finden, einmal wieder und vielleicht mit neuen Augen auf das zu blicken, was die Älteren und Ältesten schon wußten über den menschlichen Ausdruck. Die Ältesten wußten viel und kannten subtile Einzelheiten, wenn sie auch ihr Wissen noch nicht in ein System, das den Ansprüchen einer modernen Wissenschaft genügt, zu fassen vermochten. Es lohnt, wieder einmal mit ARISTOTELES, d. h. mit einer nur verstümmelt überlieferten Schrift, die ihm durch Jahrhunderte zugeschrieben worden ist, zu beginnen; es lohnt noch mehr, das Konzept der führenden Ausdrucksforscher seit der Mitte des 18. Jahrhunderts von neuem durchzudenken.

1. Unser Bericht über die Ausdruckslehre im Altertum ist, wie es die Sache fordert, verquickt mit einem Streifzug durch die antike ‚Physiognomik‘ im zweiten Kapitel enthalten. Ich hatte ursprünglich die Absicht, die aufschlußreichsten Stellen aus ARISTOTELES, der pseudoaristotelischen ‚Physiognomonica‘ und aus den erhaltenen Schriften der späteren Physiognomiker besonders aus POLEMO und ADAMANTIUS gesammelt wiederzugeben. Das wurde überflüssig durch die unlängst gedruckte deutsche Übersetzung des kompulatorischen Werkes ‚de humana physiognomia libri VI‘ von JOHANNES BAPTISTA PORTA. Darin ist so gut wie alles, was wir zusammengestellt hatten, mitenthalten; eingemischt allerdings in ein Gemengsel von Exzerpten, das heute kaum mehr genießbar ist. Im Vergleich damit erscheinen die berühmten Anweisungen QUINTILIANS über die Gesten des Rhetors wie eine erfrischend wohlgeordnete Lehre; wir bringen sie in deutscher Übertragung als Appendix und verweisen hier darauf als auf das Geschlossenste, was wir aus dem Altertum zu präsentieren vermögen.

Anders dagegen sind die Dinge geworden im 18. Jahrhundert; und so alt sind schon die Bemühungen der Ausdruckstheorie, auf die man heute mit Aussicht auf eine entscheidende Förderung der Prinzipienfragen von neuem zurückblicken kann. Man weiß und wußte im Kreise der Fachpsychologen immer einiges von LESSING oder LAVATER oder LICHTENBERG und zitierte hier und da auch das Werk von ENGEL. Allein ich darf zum mindesten für mich selbst bekennen, daß das Erstaunen groß war, als ich ENGEL zu studieren

begann und daß es wuchs mit dem Fortschritt der historischen Studien jener ersten Welle eines gesteigerten Interesses am Ausdruck, das Erstaunen nämlich über den Reichtum an grundlegenden Einsichten, die wir ihr verdanken. Der Höhepunkt dieser ersten Forschungsperiode liegt um 1800, er ist ein Plateau von etwa zwei Jahrzehnten. Eine zweite Welle des gesteigerten wissenschaftlichen Interesses am Ausdruck und mit ihr eine Serie neuer Arbeiten erschien zwischen 1858 und 1872, also um 1865, d. h. gerade zwei Generationen später; und dann setzt WUNDT in seinem Sprachwerk von 1900 (also im Abstand von wieder einer Generation) so etwas wie den Schlußpunkt hinter die Versuche im Geiste des 19. Jahrhunderts.

Als der bekannteste Ausdruckstheoretiker der Gegenwart darf LUDWIG KLAGES bezeichnet werden, der sein Werk noch in der Ära WUNDTs begann und im pointierten Gegensatz zu der Psychophysik von WUNDT und dessen Schule ausbaute. Es ist sein historisches Verdienst, schon zu einer Zeit, wo andere noch alles Heil von Experimenten älteren Stiles erwarteten, deren Schwäche gesehen, neue Beobachtungsmöglichkeiten gesucht und an einer neuen Axiomatik der Ausdruckslehre gearbeitet zu haben. Durch sein Werk ist eine (wenn ich mich nicht täusche) respektable Erkenntnisquelle der Ausdruckslehre, die Graphologie, erschlossen und die theoretische Besinnung auf das Wesen des Ausdrucks entscheidend gefördert worden. KLAGES selbst nennt als wissenschaftliche Ahnen und Anreger seiner eigenen Lehre neben NIETZSCHE, zu dem er aufblickt, mit Vorliebe einen Jünger der GOETHESchen Morphologie im 19. Jahrhundert, nämlich G. C. CARUS, ferner PIDERIT und J. J. ENGEL. Ich glaube, man könnte eine gewisse nicht uninteressante, aber freilich nur formale Parallele zu seinem Geist-Seele-Dualismus auch in dem neurologischen Ansatz von CHARLES BELL entdecken; zum mindesten weiß ich, daß man bestimmte Schemata, die KLAGES entwirft, um seinen Dualismus auch physiologisch greifbar zu machen, am einfachsten nach CHARLES BELL realisiert denken kann.

Doch wozu solche einzelnen Parallelen aufzeigen? Die Geschichte der Ausdruckstheorie, welche hier entworfen wird, bemüht sich weder darum, Abhängigkeiten nachzuweisen, noch um das allgemeineschichtliche Ziel, die einzelnen Systeme aus ihrer Zeit heraus zu verstehen. Sondern sie fordert dazu auf, das Konzept der wenigen, die etwas Neues zu sagen hatten, noch einmal durchzudenken, um nichts anderes als dies Neue an der Wurzel auf-

zudecken. Was mir vorschwebt, ist eine an der Sache selbst orientierte Dogmengeschichte der Ausdruckslehre. Wir erfinden eigene *Kennworte*, welche die Autoren selbst nicht gebrauchten, um ausgerechnet das in ihren Werken zu treffen und in unserer Betrachtung in den Mittelpunkt zu stellen, was uns einer Rezeption, einer Renaissance in unserer Zeit und zur Förderung unserer eigenen Forschungsprobleme wert und dienlich erscheint. So sind die Überschriften der folgenden Abschnitte gemeint, so sollen sie verstanden werden. Mag sein, daß diese Selektion vorerst nur vom Heute aus gerechtfertigt erscheint; sie wird aber in dem Maße objektiver, als es gelingt zu zeigen, daß sich das Ausgewählte sachlich zusammenschließt. Es war mir selbst ein Erlebnis, Schritt für Schritt zu finden, daß die Ausdrucksforscher seit mehr als hundert Jahren schaffend an einem Ganzen weben und wirken; daß sie sich im Grunde ergänzen und meist nur in dem widersprechen, was der rückblickende Sachverständige der Gegenwart auf die Halde zu werfen geneigt ist. Der Gang der Geschichte wird sachlich sinnvoll im auswählenden Rückblick.

2. Das Stück Geschichte, was wir ausführlich erzählen, beginnt im Theater, beginnt mit sorgsamem Beobachtungen und einer kritischen Analyse der ‚körperlichen Beredsamkeit‘ des Schauspielers. Nichts leichter als den Vorwurf derer zurückzuweisen, die später allzu schnell mit der billigen Meinung hervortraten, daß die wahre Wissenschaft aus gemachten, illusorischen Gebärden schwerlich etwas lernen könne. Steckt doch die subtilste Schaffenskraft und die greifbar mitreißende, erschütternde und erhebende Wirksamkeit der großen Könner auf der Bühne darin. Es galt nur die richtigen Fragen an das sichtbare Geschehen auf der Bühne zu stellen und das wissenschaftlich Relevante von dem Irrelevanten zu scheiden. Daß einige führende Theaterwissenschaftler in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts solche Fragen zu stellen und solche Scheidungen zu machen verstanden und daß ihr Wissen in den ‚Ideen zu einer Mimik‘ von ENGEL ein heute noch beachtliches System erhielt, ist der erste Leitsatz, der im folgenden expliziert und belegt werden soll. Es braucht nicht vieler Worte, um begreiflich zu machen, warum die Theorie von ENGEL in erster Linie und wie auf Anhieb nur die *pantomimischen* Offenbarungen der Innerlichkeit zu treffen vermochte. Ihre Stärke liegt darin, daß sie mit dem Schauspieler alle Horizonte absucht und nichts übersieht, was imstande ist, in wohl vorbereiteter konkreter dramatischer Situation stark und zwingend auch das Subtilste manifest zu machen. Ihre Schwäche

und ihre Grenzen werden sich in Abhebung von dem übrigen von selbst ergeben. Soviel fürs erste von ENGEL und seinen Vorgängern; Nachfolger hat er kaum gefunden, weil das 19. Jahrhundert mit anderen Augen auf die Sache blickte.

Der Schauspieler und der Mediziner kooperieren in primitiven Kulturen oft berufsmäßig und stecken mitunter in derselben Haut. Um 1800 war es neben dem Theaterkenner ENGEL ein Mediziner, welcher der Ausdrucksforschung einen weithin wirksamen Impuls verlieh; aber die beiden hatten persönlich und sachlich nichts miteinander zu tun. Und so ist es geblieben im ganzen 19. Jahrhundert. Die Mediziner, welche die Ausdruckslehre förderten, standen ausnahmslos dem Tatbestand der Theatergesten fern; wohl aber waren einige von ihnen begabte Zeichner und Liebhaber der Malerei und Plastik. Das gilt von BELL und PIDERIT und ist natürlich sachlich begründet. Im übrigen ist das Programm der einzelnen Mediziner und Biologen als Ausdrucksforscher denkbar verschieden. Zuerst sprachen die Flügelmänner der großen Fakultät, der Anatom und der Psychiater, über den Ausdruck. Dann kamen andere, bis zuletzt in unseren Tagen durch Forschungen im Stile PAWLOWS und CANNONS das Drüsengeschehen und die innere Sekretion noch einmal ungeahnte Aufschlüsse brachten.

Den Reigen eröffnete BELL mit dem Nächstliegenden, was zu tun war, nämlich mit einem sorgfältigen anatomischen Studium der Muskulatur des menschlichen Gesichtes. Allein BELL war weit mehr und wollte mehr sein als ein beschreibender Anatom. Er war ein bahnbrechender Neurologe, Erforscher des Zentralnervensystems der Tiere und des Menschen und seine Ausdrucksstudien liefen nicht etwa nur nebenher, sondern können mit Fug und Recht zum mindesten ihrer Intention nach als der Schlußstein und die Krönung seines Lebenswerkes angesehen werden. Das Merkwürdigste ist, daß sein neurologisches Modell, seine Grundvorstellung von der Verflechtung und den Funktionen der Nerven, die am menschlichen und tierischen Ausdruck beteiligt sind, der tragenden Idee nach näher verwandt ist mit dem besten, was wir heute wissen, als irgendeine der späteren, wenn auch durch bessere Detailkenntnisse legitimierten Konstruktionen. In der Ausdruckslehre sah man bis heute das Werk von BELL nur mit den Augen DARWINS. Und das war eine Einseitigkeit, um nicht zu sagen eine grobe Verkennung, die gut gemacht werden muß; ich habe mit Textbelegen aus dem Werke BELLS nicht gespart, um dies einwandfrei zu demonstrieren.

Rückwärts mit den ‚Ideen‘ von ENGEL verglichen springt das Thema der ‚Anatomie und Philosophie des Ausdrucks‘ von BELL genau dort ein, wo ENGELS Kenntnisse und Beobachtungen versagen. Bei ENGEL trägt alles den Stempel einer Betrachtungsweise, die man heute als „geisteswissenschaftliche“ Psychologie zu bezeichnen pflegt; von BELL erwartet man nichts anderes als eine „naturwissenschaftliche“ Analyse und findet sie auch. Aber diese Analyse und die stoffliche Betrachtung der Kunstwerke, an der sie sich bewähren soll, ist getragen und beseelt (so möchte man sagen) von einem durchgebildeten ästhetischen Geschmacksurteil. An die künstlerischen Studien in seinem Buche mag BELL zuerst gedacht haben, wo er die Anatomie mit der Philosophie zusammennannte in dem Titel: *Anatomy and Philosophy of Expression*. Denn es sind vor allem ästhetische Ideen, zu denen er vom anatomischen Präparat aus gelangt; es sind WINKELMANN und LESSING, mit denen er sich (und zwar der Sache voll gewachsen) gelegentlich in Diskussionen einläßt. Die wenigen Bemerkungen z. B. über den sterbenden Gallier und den Ausdruck im Gesicht Laokoons treffen, so wie sie gemeint sind, das Schwarze. Dahinter aber kommt noch etwas anderes, was man ‚philosophisch‘ nennen darf, zum Vorschein. BELL ist ein vordarwinischer Entwicklungstheoretiker; man soll sich durch die Einkleidung seiner Ideen in die Sprache einer manchmal anthropomorph klingenden Schöpfungslehre um diese historisch wichtige Erkenntnis nicht betrügen lassen. Seine Ausdruckslehre ist der Schlußstein einer des Ehrentitels ‚Philosophie‘ durchaus würdigen Auffassung vom Drama der Menschwerdung. Ein Pionier der vergleichenden Anatomie des Nervensystems erzählt in ihr, wie er sich die Menschwerdung vorstellt.

3. Als zwei Generationen nach ENGEL und BELL die neue Forschungswelle kam, ergriff wieder ein Mediziner, nämlich TH. PIDERIT als erster das Wort. Prima vista spricht er zu einem alten Thema nur eben als moderner, biologisch vorgebildeter Arzt und Kunstkenner, was man in einem sein muß, um so wie er den künstlerisch gestalteten und in Stein oder Farben verewigten Ausdruck zu behandeln. Allein es gehörte noch ein Zuschuß aus einem anderen Wissenschaftsbereiche dazu, um das Werk von PIDERIT zu dem zu machen, was es uns heute exemplarisch zu sein berufen ist, nämlich zu einem *Lexikon*. Lexika schreibt und braucht vor allem der Sprachforscher auf seinem Gebiete; das mimische Lexikon PIDERITS verrät explizite mit keiner Silbe, daß es bewußt nach dem formalen Vorbild der sprachlichen Lexika konzipiert und aufgebaut worden

sei. Dem ist auch gar nicht so. Und trotzdem wird es heute von den Forschenden kaum anders wie ein älteres, sagen wir genauer ‚etymologisches‘ Wörterbuch der Mimik aufgeschlagen und um Rat gefragt. Diese Zusatzbestimmung gehört freilich hinein, daß sich PIDERIT für jede Gebärde, die er beschreibt, in seiner Weise bemüht, einen biologisch vorgeordneten, einen vital-primären Zweck oder Erfolgswert aufzudecken. Denn das ist, wie wir sehen werden, sein zentrales Thema.

Und wieder sieht es so aus, als sei er eigens ans Werk gegangen, um das von ENGEL umrissene Programm zu erweitern. Ob das derart charakterisierte Unternehmen PIDERITS Hand und Fuß hat, wird eigens zu prüfen sein; mein Urteil ist bejahend und gefolgt von einer Skizze, die auch B zu sagen versucht, wo PIDERIT im wesentlichen nur A gesagt hat. Wo ein Lexikon entworfen wird, da muß eine *Syntax* daneben stehen, die das Lexikon ergänzt und allererst möglich macht. Von dieser sematologischen Einsicht, die in meiner ‚Axiomatik der Sprachwissenschaften‘¹⁾ allgemein erläutert und begründet wird, muß man, wie ich glaube, ausgehen, um rückblickend die Substanz der PIDERITSchen Untersuchung zu verstehen, und vorblickend ein Urteil darüber zu gewinnen, wie sie korrigiert, ergänzt und fortgeführt werden kann. Das Buch von LERSCH ‚Gesicht und Seele‘ ist eine solche Fortführung in modernem Geiste.

Zeitlich neben PIDERIT steht DARWIN; er zieht auch sachlich an demselben Seile; und gerade darum haben sich die beiden ziemlich schlecht verstanden. Denn natürlich ist DARWIN eben doch er selbst und ein anderer als PIDERIT, der vom biologischen Abstammungsgedanken und dem Bestreben, ihn auch auf dem Gebiete der Ausdrucksbewegungen zu verifizieren, keineswegs erfaßt ist; auch in der Zweitaufgabe seines Buches nicht, wo er ihn kennen mußte. Was die Darstellung der in großen Zügen allgemein bekannten Ausdruckslehre von DARWIN angeht, so war am Eingang ein, wie ich vermuten darf, auch von anderen schon gespürtes Mißverhältnis zwischen den sogenannten ‚Prinzipien‘ und den erstaunlich weitschichtigen empirischen Befunden des großen Sammlers aufzuklären. Das war zwar im Grunde genommen eine relativ einfache Aufgabe der Logik; sie zu lösen war aber kraft eigenartiger Verschlingungen doch nicht so ganz leicht. Nachdem sie gelungen ist, wird man, wie ich zu hoffen wage, auch im Lager derer, die vorwiegend geisteswissenschaftlich an dem Tatbestand des menschlichen

¹⁾ K. BÜHLER, Die Axiomatik der Sprachwissenschaften. Kant-Studien 38 (1933), S. 67 ff.

Ausdrucks interessiert sind, nicht mehr mit einer Handbewegung an DARWINS Leistung vorübergehen. Denn das verdient sie nicht, verdient auch über das Ausdrucksbuch hinaus der Denker nicht, der zwar den entwicklungsgeschichtlichen Naturalismus in den Geisteswissenschaften mit veranlaßt hat, aber selbst in Sachen der spezifisch geisteswissenschaftlichen Fragen gar kein Naturalist oder ‚Darwinianer‘ gewesen ist.

Um die Liste abzuschließen, muß man noch zwei französische Forscher nennen, welche um 1865 schrieben, nämlich DUCHENNE und GRATIOLET. Das Werk von DUCHENNE entsprang aus einem technischen Fortschritt und muß ganz von daher verstanden und gewürdigt werden. Daß man Nervenstämme und einzelne Muskeln durch galvanische Ströme in Tätigkeit setzen kann, brauchte DUCHENNE selbst nicht erst zu entdecken; aber er arbeitete eine brauchbare Methode aus und bereicherte damit das neurologische Instrumentarium. Das Thema des Ausdrucks lag wohl um 1850 schon in der Luft; man verstünde sonst nicht, warum DUCHENNE sofort bei der Konzeption seiner technischen Idee eine Analyse der mimischen Muskelbewegungen ins Auge faßte. Was er dann abschließend 12 Jahre danach zu demonstrieren vermochte, waren synthetisch und rein von außen her erzeugte Ausdrucksbilder. DARWIN und andere Zeitgenossen überschätzten ein wenig die neue Leistung, während man sich heute eher davor hüten muß, sie zu bagatellisieren. Denn zu einer vollendeten Ausdruckslehre gehört gewiß auch eine Einsicht in das muskuläre Geschehen, und diese Einsicht ist durch DUCHENNE gefördert worden. Mehr ist vorerst nicht darüber zu sagen.

Ein Anthropologe wie GRATIOLET kommt von seinem Fache aus früher zur Physiognomik wie zur Pathognomik. Doch die wissenschaftliche Einstellung des Zeitalters, dem er angehörte, lehnte LAVATER und GALL entschieden ab und hatte nichts zum Ersatze vorbereitet. GRATIOLETS Interessen aber gravitierten auch aus einem positiven Grunde, der sowohl eine zeitgeschichtliche wie biographische Beachtung verdient, zur Pathognomik hin. Als er sein Buch schrieb, lag die erste Fassung der PIDERITSchen Mimik bereits vor; es kann sein, daß GRATIOLET indirekt auf dem Wege, den PIDERIT später angibt (Ausgabe von 1867, S. 8) von ihr beeinflusst war. Doch liegt es näher, die Übereinstimmung beider, welche nicht ins Detail geht, aus der Tatsache zu erklären, daß beide aus ENGEL geschöpft haben. Im übrigen sind es allem voran die pantomimischen Phänomene, welche GRATIOLET interessieren, wäh-

rend PIDERIT ganz und gar auf die Gesichtsmimik eingestellt war. Es wäre eine verschwendete Mühe, heute auf die von PIDERIT erhobenen Prioritätsansprüche noch einmal näher einzugehen. Nein, die ganze Mentalität der beiden Autoren ist genau so verschieden wie das geistige Milieu, in dem die beiden Ärzte lebten. Der eine in einer deutschen Kleinstadt und der andere in Paris.

Wenn man den Versuch GRATIOLETS mit einem Worte charakterisieren will, so kann es nur das Wort *Impressionismus* sein. Die Franzosen haben einen klassischen Vertreter des psychologischen Sensualismus in ihrem CONDILLAC; ob GRATIOLET von ihm mitbeeinflußt war, vermag ich nicht zu entscheiden. Greifbar aber ist, daß sein wissenschaftlicher Impressionismus dieselbe Mentalität und Lebenseinstellung verrät wie die literarische Bewegung der sechziger Jahre in Paris. Man braucht nur einige Seiten in den Werken der Brüder EDMOND und JULES DE GONCOURT zu lesen oder von den Historikern zu hören, daß diese subtilen Schilderer der Sensationen halbe Tage und Nächte in Krankenhäusern verbrachten, um Affektausbrüche zu studieren; dann weiß man, daß der Ausdrucksforscher GRATIOLET nicht allein stand mit seinem nicht einmal eigens formulierten aber überall sichtbaren Obersatz: *Sensation ist alles*. Jedenfalls muß der ganze Versuch von hier aus verstanden werden. Es ist nicht uninteressant in dem Ausdrucksbuche von GRATIOLET zu verfolgen, wie sich neurologische Erwägungen und allerhand Anregungen von der zeitgenössischen Psychologie her im Kopfe eines phantasiereichen und philosophischen Spekulationen zugeneigten Anthropologen und vergleichenden Anatomen mit dem Saloninteresse der Zeit verbinden. Bleibend wertvoll für die Ausdruckstheorie ist nur wenig davon. Schade, daß kein wissenschaftlich Größerer damals das Thema aufgenommen hat; denn auch der deutsche Impressionismus hat später keinen Sprecher von Niveau unter den Ausdrucksforschern gefunden.

4. WILHELM WUNDT kam zum Entwurf einer allseitigen Ausdruckslehre, als er das erstaunlich umfassende Konzept seiner ‚Völkerpsychologie‘ mit den zwei Bänden über die Sprache zu realisieren begann. In welcher merkwürdigen Zwickmühle ein Sprachtheoretiker, der die allgemeine Ausdruckstheorie seinem Unternehmen vorausschicken will, bei der Auswahl und Anordnung des Stoffes und bei der Akzentverteilung hineingerät, dazu könnte der Verfasser des vorliegenden geschichtlichen Überblickes aus eigener Erfahrung ein Lied singen. Ich folgte für mich schließlich dem Imperativ der Sache und trennte das Ausdrucksbuch von der Sprach-

theorie ab. WUNDT vereinigt die beiden Aufgaben und muß darum zweimal ansetzen, das zweitemal linguistisch d. h. geisteswissenschaftlich, woraus zwangsläufig der erste Ansatz ein übermäßig stark naturwissenschaftliches Gesicht erhält. Mag sein, daß er selbst dies nicht für einen Nachteil, sondern eher für einen Vorteil angesehen hat; denn so und nur so konnte er die experimentellen Arbeiten seines eigenen Instituts als Grundlage des Ganzen betrachten. Man sollte einem Systematiker nie verwehren, sich möglichst nahe an das eigene empirische Werk zu halten, d. h. von dem auszugehen, was er am besten in allen Details durchschaut.

In unserem Falle aber erschwert ein bemerkenswerter Umstand die Aufgabe des rückblickenden Historikers, sich für seinen Helden mit bestem Können einzusetzen. Der Umstand nämlich, daß jene experimentelle Arbeit stärker als gewöhnlich der Verifikation eines an sich imponierend großzügigen Modells gewidmet war. Einer Psychophysik, einer Idee vom Verhältnis des Erlebens zu den „körperlichen Begleitvorgängen“, die ursprünglich nicht für den ‚Ausdruck‘, sondern ‚für den Eindruck‘ (kurz gesagt) ersonnen war und dann erst spiegelbildlich sozusagen auch dem Ausdruck übergeworfen worden ist. Ob der Ausdruck dies für einen anderen angemessene Kleid, dieses Denkmodell verträgt und wie er darin einhergeht, das ist eben die allererste Frage. Das Auszudrückende, die Affekte, werden von WUNDT im wesentlichen genau so in „elementare Gefühle“ aufgelöst wie die Gesamtwahrnehmungen in elementare Empfindungen und dann wird der Ausdruck axiomatisch als eine Spiegelung der Affekte im Körper kraft elementarer Zuordnungen aufgefaßt. An die Richtigkeit dieser Konstruktion glaubt heute so gut wie niemand mehr. Darum wäre es unzweckmäßig, die Darstellung der WUNDTschen Lehre mit ihr zu beginnen.

Ein sachlich gerechtfertigter Ausweg aus dieser Schwierigkeit wird durch den Umstand eröffnet, daß WUNDT selbst sekundär drei Organgebiete des Ausdrucks unterscheidet; man greife diese natürliche Gliederung auf und behandle nacheinander die Gedanken WUNDTs zur Pantomimik, zur Mimik und zu den Zirkulations- und Atmungssymptomen des Ausdrucks. Dadurch wird man frei von der veralteten Gefühlstheorie. Ob noch viel Originelles bestehen bleibt, wenn sie abgezogen wird, darf nicht die erste Sorge eines kritischen Historikers sein; denn zu guter Letzt muß jedes Theoriengebäude die wohlbegründete Feuerprobe eines Zerschlagens seiner originären Darstellungsform einmal bestehen. Meine Auffassung geht dahin, daß nach der gründlichen Kritik an WUNDT, die

wir hinter uns haben, doch des Überlegens wert ist, wie sich sein Modell der psychophysischen Regulationen verhält zu älteren und neueren Modellen. An gescheiterten großen Systemversuchen nachzuweisen, *woran* sie letzten Endes gescheitert sind, ist aufschlußreich; und gerade an WUNDT'S Versuch ist sehr viel zu lernen. Soviel vorerst zur Rechtfertigung unseres relativ breiten Rückblicks auf WUNDT.

5. Einzigartig ist die Ausdruckslehre von KLAGES deshalb, weil sie wie keine andere auf geradem Wege aus einer bestimmten Grundeinstellung zur Welt und zum Leben hervorgeht und von ihrem Schöpfer ausersehen wurde, Zeugnis abzulegen für seine Metaphysik. KLAGES ist mit einem Zuge seines Denkens ein Verehrer der Griechen und mit dem zweiten Zuge ein Gegner der großen Rationalisten unter den Griechen. Er verkündet die Lehre von einer harmonischen Einheit, einer *unio mystica*, zwischen Leib und ‚Seele‘ und zugleich die zweite Lehre vom Widerspruch des ‚Geistes‘ wider die Seele. Und seine Ausdruckslehre ist berufen, Beweise vorzulegen für diese beiden großen Dogmen zugleich. Man kann im Kreise von Fachgenossen hören, es sei unmöglich, die Ausdruckstheorie von KLAGES reinlich aus ihrer weltanschaulichen Systemgebundenheit zu lösen; doch ich glaube das nicht, und zwar deshalb, weil ich die nachweisbaren eigenen Bemühungen von KLAGES um eine der Metaphysik logisch vorgeordnete Axiomatik der Ausdruckslehre für fruchtbarer und gewichtiger ansehe als jene Fachgenossen.

Folgt man den genannten Schritten von KLAGES, dann wird die Aufgabe einer verzerrungsfreien Sonderung seiner Ausdruckslehre von der eigenartigen Metaphysik zum mindesten näherungsweise lösbar. Daß dies ohne Umstellungen und Selektionen nicht zu machen ist, versteht sich von selbst; es kommt nur darauf an, daß man nichts Fremdes hineinträgt in den selektiv gewonnenen neuen Kontext, zu dem man die Sätze anordnet. Dies Vorgehen wird dadurch erleichtert, daß mehrere authentische Fassungen der KLAGESSchen Lehre, die man vergleichen kann, vorliegen. Wenn es richtig ist, daß darin zum mindesten zwei voneinander verschiedene Grundkonzeptionen aufscheinen, dann hat ein kritischer Referent sein Ziel gefunden. Er wird jede isoliert fassen, abwägen und beide konfrontieren. Daß nicht ein einziger, sondern zwei verschiedene Ausdrucksbegriffe nebeneinander in der Lehre von KLAGES enthalten sind, ist das erste, was man dabei entdeckt. Ich habe versucht, die zwei konstruktiven Denkmodelle, denen sie angehören, so präzise als möglich zu bestimmen. Ob und wie weit sie verein-

bar sind, ist die Kernfrage meiner Kritik des bewundernswert weitgespannten und ideenreichen Systems von KLAGES.

KLAGES ist ein durch und durch romantischer Denker. Das Analogische in Zuspitzung auf das sprachliche Gleichnis, die Metapher, ist überall die bevorzugte Darstellungsform seiner Gedanken. In der Ausdruckslehre aber wird die Metapher zur logischen Würde einer Kategorie erhoben und die kürzeste Fassung, die er selbst seiner Lehre gibt, lautet: „Der Ausdruck ist ein Gleichnis der Handlung“. Man könnte ihr darum mit Fug und Recht das Kennwort *Gleichnistheorie* des Ausdruckes beilegen. Doch erhebt sich das Bedenken, daß man damit einen Theoretiker von seinem Rang auf eine Formel verpflichten würde, welche sich als logisch fehlerhaft herausstellt. Der Widerspruch, den KLAGES in natura rerum aufzudecken vermeint, wo er den ‚Geist‘ als den Widersacher der ‚Seele‘ auffaßt, liegt in Wahrheit beschlossen in der Unverträglichkeit von zwei verschiedenen Konzeptionen, die er selbst mitbringt, wo er die Natur zu erfassen sucht.

Ob die Wucherung des ‚Geistes‘ über die ‚Seele‘ dem Menschengeschlechte *faktisch* zum Heil oder Unheil ausschlagen wird, ist eine Frage, die davon völlig losgelöst werden muß. Mich überzeugen weder die von SPENGLER noch die von KLAGES vorgebrachten Argumente. Wenn der vergleichende Psychologe zu den Sachverständigen der großen und der kleinen Vorgeschichte in die Schule geht, so findet er Wendungen in Fülle, die an Erschütterungsgewalt keineswegs zurückstehen hinter dem, was die moderne Technik im weitesten Wortsinne wirklich oder vermeintlich verschuldet hat und fernerhin androht. Soll die Rückschau einen Vorblick begründen, so darf man nicht kleben und haften bleiben an den paar jüngsten Jahrhunderten; und im erweiterten Horizont, der die nach und nach deutlicher sichtbaren großen Umwälzungen in der Frühgeschichte der Menschheit mit enthält, gewinnt nach meiner Meinung die Einschätzung der Zukunftschancen ein viel freundlicheres Gesicht, als es KLAGES wahrhaben will. Wenn die ‚Kultur‘ des Menschen aus inneren Gründen am Fortschritt der Technik zugrunde gehen müßte, so wäre das geschehen lange, bevor die geschriebene Geschichte begann.

Doch wie dem auch sein mag, so verliert jedenfalls das KLAGESsche Dogma vom Widersacherverhältnis des ‚Geistes‘ gegen die ‚Seele‘ an Überzeugungskraft in dem Maße, als man zu sehen lernt, daß der Ausdruckstheoretiker KLAGES an entscheidenden Stellen seines Theoriengebäudes vorschnell Zuordnungen und Konsequenzen

zieht, die unbegründet sind. Als Kritiker muß man die halben Wahrheiten eines Ideengefüges am schärfsten aufs Korn nehmen; und es sind eine Reihe von halben Wahrheiten in den Schlußketten von KLAGES enthalten. Sie aufzudecken, ist eines, aber nur eines, und zwar das nur aus logischen Gründen vorgeordnete Ziel unserer Auseinandersetzung mit ihm. Merkwürdig, wieviel an Feingehalt so gut wie jede aus dem originären Systemgefüge herausgelöste These dieses Denkers für sich behält. Wieder und wieder kam mir während der langen Beschäftigung mit der KLAGESSchen Ausdruckslehre zum Bewußtsein, daß der moderne Romantiker in dieser Hinsicht am nächsten verwandt ist mit HERDER. Es wäre eine halbe Arbeit gewesen, den Bericht über seine Lehre einzig auf eine Systemkritik anzulegen. Mir schien es gleich wichtig und sachlich gefordert, soviel als ohne Überlastung möglich war, von seinen oft epigrammatisch zugespitzten Einzelsätzen aufscheinen zu lassen. Denn an Reichtum isolierter ‚Schauungen‘, die es verdienen, von der Zukunftsforschung aufgegriffen und ausgedacht zu werden, ist das Werk von KLAGES unerreicht.

6. Unsere Chronik, die neugefaßte Dogmengeschichte der Ausdruckslehre, endet bei KLAGES. Die unmittelbare Gegenwart ist neben KLAGES reich an neuen Ansätzen, die das Recht für sich in Anspruch nehmen dürfen, rein sachlich und frei von der Geschichte gewürdigt zu werden. Es gilt zum mindesten im Reiche der Wissenschaft, daß das Lebendig-Werdende nicht restlos aus der Geschichte begreifbar ist. Und das Werdende in der Ausdruckslehre fühlt sich heute selbst so weit entfernt vom Charakter des reinen Epigontums, daß man ihm den fördernden Anschluß an das Vergangene und vielfach Vergessene eigens nachweisen muß. So geschieht es nicht im Geiste einer knöchernen Deutung des Ausspruchs von BEN AKIBA, wenn aus dem noch Werdenden beispielhaft und ohne Anspruch auf Vollständigkeit einiges wie in einem Nachwort zur Chronik durchgesprochen wird. Die Auswahl fällt auf das Buch von PH. LERSCH ‚Gesicht und Seele‘ und auf eine Reihe von Beiträgen, die wir der systematischen Neurologie modernen Gepräges verdanken. An LERSCH soll gezeigt werden, wie das alte Unternehmen des mimischen Lexikons vollendet und wie es ergänzt werden kann, ergänzt werden muß durch eine Synsemantik der Ausdruckszeichen. Und an dem Lebenswerk von LANGLEY, HESS, CANNON und anderer moderner Mediziner soll gezeigt werden, wie sich der Ausdruck einfügt in das System zentraler Regulationen im lebenden Körper. Beides führt auf Ganzheitsbetrachtungen und

gehört letzten Endes zusammen. Das Unternehmen der Synsemantik ist seinem Kern nach schon angedeutet in der dem ARISTOTELES zugeschriebenen *Physiognomonica*; die ersten durchgreifenden und wohlbegründeten neurologischen Systembetrachtungen, die zu einer vollendeten Ausdruckstheorie gehören, verdanken wir dem Lebenswerk des genialen CHARLES BELL. Daß derart scheinbar weit Entferntes sich zwanglos zusammenschließt und ergänzt im Rahmen der in unseren Tagen neubelebten Ausdruckstheorie, bezeugt, daß sie umsichtig fundiert ist. Wir stellen ihr, nachdem die Geschichte noch einmal befragt ist, gestützt auf gute Gründe, eine günstige Prognose.

II. Physiognomik und Pathognomik.

Wenn einer heute ins Kino geht und auf der Leinwand ein paar Dutzend flüchtiger Wendungen des Gangs oder Kopfes und der Hand, der Augen und um den Mund herum ständig wiederkehrend und von den Besten aufs subtilste herausgearbeitet findet und er studiert daneben eine moderne Abhandlung wie die von LERSCH „Gesicht und Seele“, so gehört das zusammen und trifft sich, die Praxis dort und das wissenschaftliche Interesse hier. Es trifft sich ebenso wie die starren Masken vor dem Gesicht der antiken Schauspieler mit dem wissenschaftlichen Gegenstande, der in der pseudoaristotelischen Physiognomik abgehandelt wird. Was hat das Sinnbild der unbeweglichen Maske mit der antiken Physiognomik zu tun? Die Ethnologen und Prähistoriker wissen lehrreich für uns zu berichten von dem hohen Alter und der (man könnte mit einem scholastischen Ausdruck sagen) Ubiquität der Larve und Maske im frühen Menschentum¹⁾. Was uns hier daran interessiert, ist weniger die im Kern kaum verfehlbare Einordnung des ganzen Tatbestandes in den Komplex der sogenannten ‚magischen‘ Geisteshaltung, auch nicht die auf das Griechentum zugespitzte spezifisch historische Frage, warum die starre Larve in der attischen Tragödie und Komödie niemals abgelegt wurde, obwohl doch sonst an Demaskierung, Desillusionierung und an ‚Aufklärung‘ gar viel vonstatten ging in jener Zeit. Man nehme dies einfach als Faktum hin und frage umgekehrt als Psychologe, was denn die starre Maske als Aktivposten im Requisiteninventar des Schauspielers bedeutet, was durch sie geboten und was hintangehalten wird. Das Gebotene muß damals wertvoll, das Hintangehaltene nicht erstrebenswert gewesen sein; denn daß die Maske nichts als ein historisches Relikt und das durch sie Hintangehaltene unentdeckt gewesen wäre, ist von vornherein unwahrscheinlich und kann durch positive Nachweise widerlegt werden.

In der Wissenschaft ist der Trennungsstrich, auf den wir abzielen, der Trennungsstrich zwischen Physiognomik und Mimik im weitesten Wortsinn, an verschiedenen Stellen gezogen und in ver-

¹⁾ Ich zitiere nur beispielhaft: C. FROBENIUS, Die Masken und Geheimbünde Afrikas, 1898, und zur Theatermaske: F. ALTMANN, Die Maske des Schauspielers, 3. Aufl., 1896.

schiedener Art und Weise begründet worden. Wenn die antiken Physiognomiker ihn überhaupt ziehen, so geschieht es, um das vermeintlich ganz Zufällige und ewig Wandelbare, das sich am wenigsten eignet, zum Gegenstand einer auf Wesenseinsichten abzielenden Forschung gemacht zu werden, abzutrennen. Wenn ihn moderne Ausdruckstheoretiker bagatellisieren, so geschieht es umgekehrt, weil sie glauben abstraktiv auch noch in der flüchtigsten Wallung konstante Charakterzüge erfassen zu können. Doch wir wollen nicht vorgreifen, sondern die Geschichte sprechen lassen.

1. Man muß mit weitem Blick allerhand umfassen, was um die antike Physiognomik herumgebaut ist und innerlich dazu gehört, um aus dem für uns unverständlich Gewordenen und Abstrusen das Fruchtbare zu finden, was in der Konzeption mit angelegt war. Das Buch von FÜLLEBORN¹⁾, dem auch POLLNOW²⁾ folgt, müßte wohl heute in seinem knappen Vorbericht über die Wurzeln der wissenschaftlich-physiognomischen Reflexion ergänzt und umgeschrieben werden. Darauf wollen wir hier nicht eingehen. Im übrigen aber ist FÜLLEBORNS Abhandlung auch heute noch der beste Führer durch die Geschichte der Physiognomik bis zu LAVATER und GOETHE hin. Meisterhaft für einen Gelehrten des 18. Jahrhunderts ist der Versuch einer Rekonstruktion der verstümmelt überlieferten „Physiognomonica“, die dem ARISTOTELES zugeschrieben wurde. Polemo, der kurz vor Origines gelebt haben dürfte, und sein „Paraphrast“ Adamantius haben vermutlich noch einen vollständigeren Text vor sich gehabt, aus dem sie (wohl ohne allzuviel Eigenes) ihre neuen Kompendien zusammen-

¹⁾ G. G. FÜLLEBORN, Abriß der Geschichte und Literatur der Physiognomik. In: Beiträge z. Gesch. d. Philos. 8. Stück. Züllichau und Freystadt 1797.

²⁾ HANS POLLNOW, Historisch-kritische Beiträge zur Physiognomik. POLLNOW sieht und zeichnet nicht weniger als sechs Anläufe (Impulse) in der Geschichte der Ausdruckslehre: Nach der 1.) aristotelischen Semiotik, wie sie auch genannt wird, bringt erst das 18. Jahrhundert 2.) die Mimik der Aufklärung. Dann folgt 3.) „die Physiognomik des Sturm und Drang“ (HERDER, LAVATER und GOETHE); ihr geistvollster und treffendster zeitgenössischer Kritiker ist G. CH. LICHTENBERG. Von da bis heute führt der Weg über 4.) „Die romantische Symbolik“ und 5.) „Die Analyse der Naturwissenschaft“, als deren Führer DARWIN und WUNDT betrachtet werden dürfen, und mitten im Heute steht 6.) die Theorie von KLAGES. Es ist sehr lehrreich, dies Schema von POLLNOW durchzudenken. Für uns vereinfachen und verschieben sich wie von selbst einige Linien, weil wir die Geschichte der Mimik isoliert verfolgen von dem Augenblick an, wo gerade die schärfsten Kritiker der Physiognomik die fruchtbarsten Förderer der Pathognomik geworden sind; man denke an LICHTENBERG und CH. BELL. Der Artikel von POLLNOW steht im Jahrb. d. Charakterol. 5 (1928), S. 159—206.

stellten; geht man mit FÜLLEBORN von dieser Annahme aus, dann rundet sich das Fragment zu einer systematischen Leistung, die des Aristoteles würdig ist. Der Eingang ist vielversprechend, die Möglichkeit einer Physiognomik wird aus Beobachtungen abgeleitet, die eindeutig auf eine wechselseitige Abhängigkeit von Körper und Seele hinweisen. Und dann beginnt mit einer Einteilung der älteren Systeme die leider gänzlich verstümmelte Methodendiskussion.

Ganz in aristotelischem Stile werden zuerst die Lehrmeinungen der Früheren schematisch geordnet: Der weiteste Horizont, den sich Physiognomiker abgesteckt haben, begreift vergleichend Tiere und Menschen zusammen; enger ist das Programm derer, welche sich ausschließlich an die Menschen hielten und „die Verschiedenheit des Aussehens und Charakters bei einzelnen Nationen“ studiert haben; und am engsten ist die Erfahrungsbasis derer, welche (an gegebenen Individuen) von den „Äußerungen vorübergehender Empfindungen und Leidenschaften“ ausgingen. „Dieses letztere Verfahren ist jedoch sehr unsicher“ — behauptet der Aristoteliker und bringt auch einiges vor gegen das erste Programm, gegen die vergleichende Methode, die Mensch und Tiere zusammennimmt, wonach man erwartet, daß nun der mittlere Weg als der aussichtsreichste im Detail besprochen wird. Und so mag es im Original auch gewesen sein. Die späteren wie POLEMO bringen hier nicht nur den Rassenvergleich, sondern auch den Vergleich von Männlich und Weiblich und die Lebensalter unter. Wohl möglich, daß ihre Hauptquelle auch dazu Bemerkungen enthielt, die uns heute wichtiger wären als vieles Erhaltene. Der Akzent dürfte von dem Aristoteliker wohl auf dieses mittlere Programm gelegt worden sein. Doch, wie gesagt, das ist nur eine Vermutung; denn das Erhaltene plätschert in Fragen der konkreten Symptomatologie.

Wer sich ein Bild davon machen will, wie etwa die Prüfung eines gegebenen Individuums nach den Regeln der unverstümmelten aristotelischen Physiognomik verlaufen sein mag, darf sich nicht einzig auf die Schilderung bei FÜLLEBORN, S. 72—77 stützen. Denn diese rekonstruiert eine solche Prüfung nur aus dem Erhaltenen. „Ich soll finden, was für einen Charakter der vor mir stehende Caius hat.“ Es werden zuerst an dem ruhenden und dann an dem bewegten und handelnden Caius die physiognomischen Zeichen, die aus allen aristotelischen Schriften zusammen literarisch belegt sind, beispielhaft und in einer gewissen Ordnung aufgesucht und deutend durchgesprochen. Dagegen ist nicht mehr und nicht

weniger einzuwenden als das eine, daß diese Schilderung am Schreib-
tisch von einem ausgezeichneten Gelehrten, der sich aber im prak-
tischen Falle gewiß so hilflos wie eben alle reinen Gelehrten be-
nommen hätte, Punkt für Punkt rekonstruiert worden ist. Bei
den Griechen dagegen muß es früh schon Praktiker gegeben haben,
die erfolgreich waren. Denn es wird z. B. von PYTHAGORAS erzählt,
daß er keinen „als Freund oder Schüler annahm, ohne ihn vorher
physiognomisch untersucht zu haben“; vom Ergebnis dieser Prü-
fung war angeblich die Zulassung oder Abweisung abhängig. Und
ohne Vorbild kann man sich diese sagenhafte Auslese des sagen-
haften PYTHAGORAS doch wohl nicht vorgestellt haben. Man weiß
freilich nichts Näheres über sie¹⁾. Nun, aus viel späterer Zeit
wird ein ziemlich detailliert begründetes physiognomisches Urteil
über eine historische Persönlichkeit überliefert, das exemplarisch
hier stehen mag. Es ist das Urteil des Kirchenvaters Gregor von
Nazianz über den Kaiser Julian. Gregor versichert im 2. Buch
seiner Schrift „Adversus Julianum“, aus der Physiognomie dieses
Mannes vorausgeahnt zu haben, was er als Machthaber gegen die
Christen unternehmen werde, und schildert ihn so:

„Er hatte einen geraden, steifen Kopf, der fest auf den Schultern saß, sein
Blick war unstät, wild und umherirrend; sein Gang unsicher, seine Füße immer
in Bewegung; auf seiner Nase saß Verachtung, Frechheit und Hohn; sein Lachen
war lärmend; er war unruhig, ausgelassen; sprach immer Ja und Nein; tat immer
überlästige Fragen, und antwortete selten bestimmt oder zu rechter Zeit“ (FÜLLE-
BORN, S. 100f.).

Das ist eine durchsichtige Anwendung antiker Semiotik.
Ob dem Autor gerade der aristotelische Kanon bekannt war oder
nicht, entzieht sich meiner Kenntnis. Vielleicht liegt auch nicht
allzuviel daran; denn man wird sich vorzustellen haben, daß es
in Sachen der Charakterzeichen im Leben und Schrifttum eine
ziemlich sorglose Tradition gab. Ungefähr so wie es unter See-
fahrern eine Tradition in Sachen der Wetterprognose gibt, so wird
in der Menschenkunde dies und das an charakterologischen Regeln
von jeher tradiert worden sein. Und der aristotelische oder pseudo-
aristotelische Kanon ragt über das, was bei Historikern und Dichtern
zu finden ist, nur deshalb hervor, weil er eine gewisse philosophische
Besinnung an die systematische Kodifizierung der alten Regeln
und an die Methodenfragen, welche dazu gehören, gewendet hat.

¹⁾ Die paar Zitate aus PORPHYRIUS und JAMBLICHUS, die FÜLLEBORN S. 24—27
wiedergibt, schweigen über das eigentlich Wissenswerte. Es heißt dort z. B. nur:
„Er beobachtete den Körper in Ruhe und in Bewegung und hatte sich gewisse
Zeichen gesammelt“.

Über den wissenschaftlichen Wert dieses den Wechsel der Jahrhunderte überdauernden Kanon selbst gehen die Meinungen auseinander. POLLNOW z. B. urteilt sehr abfällig, ich meine nicht über das Niveau der Ergebnisse, worüber heute kaum eine Meinungsverschiedenheit aufkommen dürfte, sondern über den Griff als solchen, der mit ihm unternommen worden ist. Der Zug ins Analytische habe das Konzept verdorben: „Vom Rationalismus der empirischen Naturwissenschaft wird die logische Struktur dieser Methode bestimmt. So führt sie zu einem Herauslösen der Kennzeichen aus der Ganzheit des Leibes und zu einer Isolierung seelischer Eigenschaften von der Einheit des Wesens. Aus elementaren Bestandteilen wird der Charakter mosaikhaft zusammengesetzt; er wird in rationalistischer Objektivierung behandelt wie eine Gegebenheit der äußeren Natur.“ „Man sieht nur Zeichen und Bezeichnetes, wo es sich um eine innere Einheit handelt, und erreicht letzten Endes nur eine Summe von Bedeutungen *statt* einer sinnvollen geschlossenen Gesamtstruktur.“

Der Vorwurf eines atomisierenden Denkens ist heute oft zu hören; er wird nicht nur wie hier gegen die antike Semiotik, sondern vielfach summarisch auch gegen die ganze „naturwissenschaftliche Analyse“ des Ausdrucks im 19. Jahrhundert erhoben. Gewiß da und dort mit Recht, aber häufiger noch, wie mir scheint, mit Unrecht. Machen wir uns am Gegenteil klar, was etwa damit gemeint sein kann. Das mit der „inneren Einheit“ des Ausdrucksgeschehens oder dem Mitergriffensein des ganzen Körpers haben alle gewußt und unterstrichen, die irgendwo und irgendwie in ihrer Forschung mit dem künstlerisch gestalteten Ausdruck zu tun hatten; das gilt für PIDERIT und BELL, es gilt natürlich in noch höherem Grade für den Theaterbeobachter ENGEL. ENGEL erzählt eine Anekdote, um seinen explizite formulierten Satz, der Affektausdruck des Schauspielers dürfe nicht durch widersprechende Bewegungen verschiedener Körperorgane gestört oder zunichte gemacht werden, einzuführen. Der berühmte englische Shakespearedarsteller Garrick sieht einem französischen Kollegen zu und sagt ihm, um seine Meinung befragt: „Sie haben die Rolle des Trunkenen mit viel Wahrheit, und was in solchen Rollen mit Wahrheit schwer zu vereinigen ist, auch mit viel Anstand gespielt; nur — wenn Sie mir diesen kleinen Tadel verzeihen wollen — Ihr linker Fuß war zu nüchtern“ (I, 309 und dann besonders 375f.). — Nun, diese Einsicht, daß der linke Fuß nicht zu nüchtern sein darf, kann man keinem, auch z. B. DARWIN nicht abstreiten, der Gesamtausdrücke an Tieren und Menschen mit geradezu vorbildlicher Umsicht auf das Gesamtausdrucksgelände des Körpers durchführte. Auch gegen WUNDT gerichtet, wäre die Behauptung einer Unkenntnis dieser Einsicht nicht aufrecht zu erhalten. Sollte die aristotelische Physiognomik wirklich grundsätzlich „atomistisch“ gedacht sein?

Bleibt es dabei, dann darf die antike Physiognomik nicht als ein echter Sproß, sondern muß als ein Bastard des platonisch-aristotelischen Denkens angesehen werden. Denn ARISTOTELES hat

seinen Satz vom Ganzen, das vor den Teilen ist, nicht irgendwo aus Versehen hingeschrieben, sondern konsequent in allen auch den von der prima philosophia fernsten Teilen des Systems angewandt und ist als Vater des morphologischen Denkens nirgendwo strukturbblind gewesen. Weit entfernt, daß ich dächte, alle Bastarde seien minderwertig oder es sei kein Platz im griechischen Denken für „mosaikartiges“ Zusammensetzen. Die Konzeption des Atomgedankens beweist das Gegenteil. Nein, etwas anderes spricht rein historisch gegen die Auffassung POLLNOWS, die Tatsache nämlich, daß man bis herunter auf BAPTISTA PORTA und sein Buch ‚de humana physiognomia libri VI‘ von 1592 einstimmig glaubte, mit der Physiognomik in aristotelischen Bahnen zu wandeln.

2. Wem es vor allem darum zu tun ist, aus der Geschichte zu lernen, sagt sich immer wieder vor: laßt die Toten ihre Toten begraben. Es hat sich einmal ereignet in der Geschichte der Physiognomik, daß ein Unfruchtbarer und ein Fruchtbarer zusammen an demselben Werke gearbeitet haben, LAVATER und GOETHE. Beide fühlten sich dem antiken Programm verbunden und jeder hat etwas anderes in ihm gesehen. Mir scheint, GUNDOLF hat dies in seinem Goethebuch (Kapitel: Physiognomik S. 223 ff.) treffend und subtil gezeichnet: „LAVATER nahm den Menschen als außerhalb der Natur stehendes isoliertes Seelenwesen und das Körperliche als die Schrift für geistige Eigenschaften oder Gefühle, er nahm also Mensch und Körper moralisch und statisch, während GOETHE beide physisch und dynamisch nahm.“ „Für GOETHE ist der Mensch nur ein besonders deutliches Sinnbild der göttlichen Kräfte, die das All wirken und verwandeln: der Mensch ist ihm das Maß des Alls und die Erforschung des körperlichen Menschen nur eine Anwendung desselben Allgefühls, welches den GANYMED, den Schöpfer PROMETHEUS und den Allempfinder MAHOMET gedichtet hat. In diesem Sinn sind seine physiognomischen Anfänge die Grundlegung zu seiner späteren *Morphologie*, welche nur die begriffliche Fassung jenes Weltgefühls ist, aus dem die Sturm- und Drangdichtung quoll.“

Es liegt mir völlig fern, den spezifisch GOETHEschen Monismus und mit ihm das ‚dynamische‘ Moment rückwärts in der antiken Konzeption auch schon zu suchen. Nein, sie war durchaus ‚statisch‘ gedacht und darin stand ihr LAVATER näher. Allein das mit der „naturwissenschaftlichen Methode“ kann auch mit den Augen GOETHEs gesucht und gefunden werden bei den Griechen, und in Sachen der Morphologie arbeitet GOETHE auf neuem Niveau (versteht sich) aber mit dem aristotelischen Formbegriff. Und von

hier aus, so dünkt mich, muß zu fassen sein, was als wissenschaftlich fruchtbarer Keim in der Physiognomik von uns anerkannt zu werden verdient. Wohl wahr, die Griechen suchten (wie LAVATER) nichts als ein System fertiger Klischees, wo sie als Physiognomiker die Tiergestalten behandelten, während GOETHE „die Tierschädelformen in den Kreis seiner Betrachtung (zieht) mit jener osteologischen Ahnung, daß die Natur einen Urtick habe, durch die mannigfaltigen Stufen hinauf ihre Gebilde zu organisieren und daß bei den primitiveren Stufen man diesem Tick, diesem Gesetz, dieser Technik näher sei“ (GUNDOLF 226f.). Vom Heute aus gesehen ist schwer zu sagen, wem von beiden das reichere Maß von Zustimmung aus dem Schoß der allgemeinen Morphologie gespendet wird. Denn daß nicht alles auf einer Linie liegt vom Bauplan der Infusorien bis zum Menschen, sondern auseinandergeht in differente „Klischees“, in Tierstämme ist ebenso anerkannt, wie die Modulationsidee GOETHES in den abgegrenzten Bereichen.

Logisch aufgespalten gehört zweierlei zu den subtilen Analysen der modernen Morphologie, erstens die Strukturrelationen von Teil zu Teil und von den Teilen zum Ganzen und zweitens die Relation zwischen Form und Funktion („die Gegenwart physischer Funktionen in der Form“, wie GUNDOLF sich ausdrückt); stets aber führt der Schluß und die Konstruktion über das Ganze.

Die Einsicht in diese Verhältnisse ist dem Autor der pseudo-aristotelischen Physiognomik durchaus geläufig. So heißt es im § 28:

„Denn alle einzelnen Zeichen müssen zum Ganzen passen. Noch ist hier ein Verfahren zu empfehlen, nach welchem man von einer Eigenschaft auf die verwandten schließt, der sogenannte (physiognomische) Syllogismus. So ist der Unverschämte und Schmutzigkarge gewiß auch diebisch und unfreigebig; und der Diebische umgekehrt unverschämt, der Unfreigebige schmutzigkarg.“

Ähnlich wird dies Schließen von einer auf andere Eigenschaften, die gewöhnlich mit ihr verbunden sind, schon vorher (§ 23) empfohlen als „ein Verfahren, welches noch niemand versucht hat“: „Gesetzt, man hat einen zornigen, mürrischen und bitteren Mann vor sich, so kann man sagen, er sei auch neidisch. Und der Physiognom kann, wenngleich sich keine besonderen Zeichen des Neides finden, aus jenen ersten Eigenschaften auf diese fortschließen. Dies ist das wahrhaft philosophische Verfahren usw.“

Man könnte den bekannten Ausspruch GOETHES in den Gesprächen mit ECKERMANN daneben stellen: „Es liegt in den Charakteren eine gewisse Notwendigkeit, eine gewisse Konsequenz, vermöge welcher bei diesem oder jenem Grundzug eines Charakters gewisse sekundäre Züge stattfinden. — Wenn ich jemanden eine Viertelstunde gesprochen habe, so will ich ihn zwei Stunden reden

lassen.“ Diese Übereinstimmung ist nicht auffallend; denn im morphologischen Denken treffen sich GOETHE und ARISTOTELES. Und es war einmal so in der Keimphase unserer Wissenschaften, daß das unter der Überschrift Physiognomik Behandelte der Idee nach implizierte, was heute von den exakten Morphologen auf modernem Niveau und mit modernen Mitteln verifiziert wird. Begrifflich scharf zu trennen ist davon nicht, was an neuen Versuchen zu dem Thema ‚Körperbau und Charakter‘ vorliegt. Einer der erfolgreichsten und kühnsten unter denen, die neues Leben in dieses Forschungsthema gebracht haben, E. KRETSCHMER, hat selbst die Linie von sich zurück auf die Ideen der antiken Temperamentenlehre gezogen; er trifft sich mit den antiken Ärzten in der Annahme von der entscheidenden Wichtigkeit der Psycho-Chemie für die Temperamente und zeigt morphologische Indizien für einige typische (nach seiner Vermutung chemisch fundierte) Temperamentsunterschiede der Menschen auf. Das ist ein zweites, vom ersten aber nur unscharf zu trennendes, Verifizierungsgebiet der Physiognomik. Das heißt noch einmal unterstrichen: von Keimen in ihr, die sich als wissenschaftlich fruchtbar erwiesen haben. Wir dürfen also zusammenfassend sagen, daß historisch aus dem Schoße der antiken Physiognomik die exakte Wissenschaft der modernen Morphologie hervorgegangen ist.

3. GEORG CHRISTOPH LICHTENBERG¹⁾, der schärfste zeitgenössische Kritiker der LAVATERSchen Fragmente, trennt was er treffen will, die Physiognomik im engeren Sinn des Wortes, von der Pathognomik oder Semiotik der Affekte, d. h. von der „Kenntnis der natürlichen Zeichen der Gemütsbewegungen, nach all ihren Gradationen und Mischungen“ (429). Es ist lehrreich, sich zu vergewissern, ob unter den Argumenten, die er zum Schlusse selbst auf neun Thesen bringt, etwas gegen die generelle Morphologie und Hypothesen nach Art der KRETSCHMERSchen enthalten ist oder nicht. Antwort: ja; es muß festgestellt werden, daß dieser scharfsinnige Beobachter und Belauscher der Menschen keinen Halt und keine Handhaben für derartiges am Menschen zu finden vermochte. Er war selbst ein bewundeter Karikaturenzeichner, hat SHAKESPEARES Dramen auf physiognomische Aussprüche und Bühnenanweisungen hin nachgeprüft und darin ebensowenig wie in seinen eigenen praktischen Erfahrungen im Umgang mit Menschen etwas Festes entdecken können; der Ausspruch des SHAKESPEARESchen Cäsar, den KRETSCHMER als Motto seines Buches wählte, ist ihm entgangen:

¹⁾ Über Physiognomik 1778, *Vermischte Schriften*, 3. Bd.

„Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein / Mit kahlem Schädel und die nachts gut schlafen“¹⁾. Die Richtung seines Suchens ging (zum Widerspruch gereizt durch die missionarischen Endabsichten LAVATERS) zu einseitig auf körperliche Stigmata von Bösewichtern und braven Kerls; und Derartiges leugnet er mit durchschlagenden Gründen.

Vielleicht war auch stärker noch als sein Interesse für Typisches die liebevolle Versenkung in das individuelle Phänomen und dessen Analyse. Aufgefallen ist mir z. B. im Zusammenhang mit einem Radioversuch zum Thema „Stimme und Persönlichkeit“, den wir hier in Wien durchführten, die Erzählung LICHTENBERGS über seinen Versuch, sich zu der Stimme eines Nachtwächters, der ihn regelmäßig störte, die adäquate Körperlichkeit vorzustellen. Er stellte ihn lang und hager vor — und dem war nicht so. Ausgezeichnet aber ist dann herausgearbeitet, wie diese Prädikate durch bestimmte Ähnlichkeiten der Stimme mit der von anderen bekannten Personen in die Vorstellung hineingerieten (490f.). Genau so hat es auch H. HERZOG, die über den Radioversuch in der Zeitschrift für Psychologie berichten wird, gefunden.

Interessant ist ferner, daß LICHTENBERG, wo er einige positiv von ihm gewertete Möglichkeiten einer Deutung vom Äußeren auf die Innerlichkeit vorschlägt, fast mit denselben Worten wie GOETHE von dem nackten Körper weg auf das vom Menschen gestaltete Milieu verweist. GOETHE schreibt in den allgemeinen Bemerkungen in LAVATERS Buch, die er verfaßt hat:

„Man wird sich öfters nicht enthalten können, die Worte Physiognomie, Physiognomik in einem ganz weiten Sinn zu gebrauchen. Diese Wissenschaft schließt vom Äußeren aufs Innere. Aber was ist das Äußere am Menschen? Wahrlich nicht seine nackte Gestalt, unbedachte Gebärden, die seine inneren Kräfte und deren Spiel bezeichnen! Stand, Gewohnheit, Besitztümer, Kleider, alles modifiziert, alles verhüllt ihn. Durch alle diese Hüllen bis auf sein Innerstes zu dringen, selbst in diesen fremden Bestimmungen feste Punkte zu finden, von denen sich auf sein Wesen sicher schließen läßt, scheint äußerst schwer, ja unmöglich zu sein. Nur getrost! Was den Menschen umgibt, wirkt nicht allein auf ihn, er wirkt auch wieder zurück auf selbiges, und indem er sich modifizieren läßt, modifiziert er wieder rings um sich her. So lassen Kleider und Hausrat eines Mannes sicher auf dessen Charakter schließen. Die Natur bildet den Menschen, er bildet sich um, und diese Umbildung ist doch wieder natürlich; er, der sich in die große weite Welt gesetzt sieht, umzäumt, ummauert sich eine kleine drein, und staffiert sie aus nach seinem Bilde. Stand und Umstände mögen immer das, was den Menschen umgeben muß, bestimmen, aber die Art, womit er sich bestimmen läßt, ist höchst bedeutend. Er

¹⁾ Das Wort stammt, wie ich feststelle, aus Plutarch (Cäsar c. 62). — ENGEL hat denselben SHAKESPEARE abgesucht nach Schilderungen pathognomischer Bilder und eine viel reichere Ausbeute erzielt.

kann sich gleichgültig einrichten wie andre seinesgleichen, weil es sich nun einmal so schickt; diese Gleichgültigkeit kann bis zur Nachlässigkeit gehen. Ebenso kann man Pünktlichkeit und Eifer darinnen bemerken, auch ob er vorgreift, und sich der nächsten Stufe über ihm gleichzustellen sucht, oder ob er, welches freilich höchst selten ist, eine Stufe zurück zu weichen scheint. Ich hoffe, es wird niemand sein, der mir verdenken wird, daß ich das Gebiet des Physiognomisten also erweitere. Teils geht ihn jedes Verhältnis des Menschen an, teils ist auch sein Unternehmen so schwer, daß man ihm nicht verargen muß, wenn er alles ergreift, was ihn schneller und leichter zu seinem großen Zwecke führen kann.“ (Zitat aus GUNDOLF.)

LICHTENBERG schlägt ungefähr dasselbe vor S. 518f., und ein Bibelkenner mag einen Spruch aus dem Buche Sirach daneben stellen: Ein Vernünftiger merket den Mann an seinen Gebärden, denn seine Kleidung, Lachen und Gang zeigen ihn an¹⁾. Wenn LICHTENBERG auch den Schluß „aus bekannten Handlungen eines Menschen, und die zu verbergen er keine Ursache zu haben glaubt, andere nicht eingestandene zu finden“, zu den fruchtbaren Methoden rechnet, so weiß der belesene Historiker zu beidem erstens zu sagen, daß uns dies heute mit die aussichtsreichsten Anhaltspunkte einer charakterologischen Forschung zu sein scheinen. Man geht aus von Indizien am festen und von dem Schöpfer abgelösten Gebilde aus seiner Hand und (ebenso allgemein gesagt) von Bewegungsstudien am tätigen Menschen. Und zweitens vergißt derselbe Historiker nicht darauf hinzuweisen, daß etwas von dem Vorschlag die Nebenhandlungen als Erkenntnisquelle auszuschöpfen auch schon von LA BRUYÈRE erstrebt war. Ein wenig anders wieder aber auch als eine Charakteristik auf der Basis von Angaben über Handlungsklischees war die Charakterologie von THEOPHRAST, dem Schüler des ARISTOTELES, gedacht. Wer nur auf das Prinzipielle im Darstellungsverfahren sieht, darf THEOPHRAST den ersten Behavioristen unter den Charakterologen nennen. Du willst den ‚Verschwender‘ und den ‚Geizhals‘ beschreiben, so stell sie dir in einer Anzahl geeigneter Lebenssituationen vor und sag uns, wie sich der eine und wie der andere *verhalten* wird. Das ist das Hauptrezept von THEOPHRAST, und das ist objektivistische, nicht subjektivistische Psychologie, ist Behaviorismus. Versteht sich von selbst: nur wieder der Keim zu ihm.

Nicht wesentlich anders wie ich es hier niederschreibe, hat auch GUNDOLF die Dinge gesehen und GOETHE eingeordnet. Er

¹⁾ Das Thema „Kleider und Ausdruck“ verdient eine Monographie. Man findet, was die verschiedensten Gelehrten über die mutmaßlichen Zwecke der ersten menschlichen Bekleidung gedacht haben, bequem und sachverständig geordnet in dem Buche von J. C. FLÜGEL „The psychology of clothes“. London: Hogarth Press 1930.

stellt das GOETHEsche Fragment über BRUTUS (in LAVATERS Buch) an die Seite von THEOPHRAST und LA BRUYÈRE und erkennt darin „Ansätze zu einer deutschen Erweiterung und Vertiefung der Gattung, welche bei den Griechen THEOPHRAST und bei den Franzosen LA BRUYÈRE klassisch vertreten: die Gattung der „Charaktere“: Schilderungen menschlicher Typen, abgenommen von Individuen und auf ihre wesentlichen Züge hin stilisiert.“ „Ein Museum der wichtigsten menschlichen Grundformen hätte so entstehen können, eine empirisch umfassende Sammlung zur Geschichte der Naturformen und Kulturformen des Menschen, wie THEOPHRAST und LA BRUYÈRE es versucht haben, der eine durch eine Sammlung von festen Eigenschaften, der andere durch eine Sammlung von Gesten. Bei GOETHE wäre es eine Sammlung von Kräften, Wirkungen und beseelten Wesen geworden“ (233)¹⁾. Die Äußerungen GOETHEs über BRUTUS stehen bei dem Bildnis, dem Kupfer in dem Buch und gehören darum irgendwie mit in den Umkreis seiner der Antiken verwandten Physiognomik.

4. Die Idee einer Morphologie oder Symbolik der menschlichen Gestalt blieb unausgeführt von GOETHE und befruchtete als Torso nur unbestimmt und schwer faßbar die morphologischen Einzelwissenschaften. Planmäßig und bewußt genau wie GOETHE aber denkt und sucht die Skizzen seines Meisters zu vollenden CARL GUSTAV CARUS mit dem Buche „Symbolik der menschlichen Gestalt“ (1853; neu herausgegeben von TH. LESSING 1924). Es gilt, so heißt es da, den Bauplan zu ergründen, der Äußeres und Inneres des Menschen bestimmt. Man studiert zuerst das Charakteristische der körperlichen Formen (Organoskopie), dann ihre Relation zu seelischen Eigenschaften (Physiognomik), wobei man das in Abzug bringt, was momentane Affekte einschreiben, gewesene bereits eingeschrieben haben (Pathognomik). Faktisch führt CARUS nur die Physiognomik auf Grundlage einer Organoskopie aus und vernachlässigt die Pathognomik.

Diese Physiognomik schillert in allen Farben; im Vordergrund stehen die rein ästhetisch-gestaltlichen Fragen keineswegs scharf abgehoben von allem andern, was sonst noch abgefragt und erledigt wird: Physiologisches, allgemeinmenschliche Lebensangelegenheiten,

¹⁾ Der letzte Ausdruck ist, so wie er isoliert dasteht, kaum eindeutig verständlich. G. meint damit: Strukturen, Strukturmodelle hätte GOETHE gesucht, worin objektive und subjektive Analysen (so würde man das modern ausdrücken), worin in einem Zweifaktorenansatz die Bestimmtheit des Menschen *von* außen und seine eigene gestaltende Wirkung *nach* außen gleichmäßig erfaßt gewesen wären.

Lebensgeschichte, Charaktertypus, Individualität usw. Da diese Ästhetik den Mutterboden bildet, so sei auch sie hier kurz mit einbezogen.

Alles dreht sich um den Typus der „Mitte“, welcher den ästhetisch idealen Fall darstellt und durch Abweichungen die physiognomisch interessanten Fälle und Typen aus sich entläßt. CARUS bestimmt den Mittelmenschen metrisch nach absoluten Massen und Proportionen. Das Gewicht des Mittelmenschen z. B. beträgt 60 kg (der Mann hat etwas mehr, die Frau etwas weniger). Proportionseinheit ist der Modul, d. h. ein Drittel Länge der beweglichen Wirbelsäule. Im Idealfall sind die Arme so lang wie die ganze bewegliche Wirbelsäule (3 Modul) und ebenso groß ist der Kopfumfang; Kopflänge und Handlänge betragen 1 Modul usw.

Ein Sprungbrett aus dem Messen ins Werten bilden Spekulationen zu der These, daß „kein anderes lebendes Wesen der Erde in dem Maße zum Vorherrschen des höheren Sinnen-Nerven-Hirnlebens über alles nur das organische Material gewährende Bildungsleben organisiert ist, als eben der Mensch“ (S. 37); eine überaus billige Weisheit, wie man sieht, die aus griechischer Quelle stammt und so gut wie alle antiken physiognomischen Versuche durchgeistert. Der Mittelmensch ist also ästhetisch ideal proportioniert und funktional am besten ausgestattet; jede Abweichung ist eine Minusvariante.

Daneben aber gibt es nach CARUS noch andere Modelle, Gegensatzpaare, wie männlich-weiblich, jung-alt, Tagvolk (Kaukasier)-Nachtvolk (Neger) usw. Sie sind rein empirisch aufgegriffen und wertakzentfrei. Im konkreten Falle bestimmt CARUS zuerst die Abweichungen von der Idealmitte, trägt dann der Vielfalt und Entwicklungshöhe der funktionalen Anpassung Rechnung und sieht endlich zu, wieweit Geschlecht, Alter, Rasse ein Wort mitsprechen.

Das aus den körperlichen Formen Entnommene bezieht CARUS auf *Konstitution*, *Temperament* und *geistige Anlagen*. Unter Konstitution versteht er die „Besonderheiten der menschlichen Individualität, je nach den Verhältnissen ihres inneren organischen Lebens, und natürlich werden hier die einzelnen größeren Gruppen an Organen unserer Physis, welche man mit dem wissenschaftlichen Namen organische Systeme bezeichnet, die Einteilungsgründe darbieten müssen“. So findet er eine zerebrale, arterielle, pneumatische usw. Konstitution. Man erkennt in diesen Dominanzbetrachtungen das Schema wieder, welches vor ihm die Franzosen abgewandelt haben und das auch in KRETSCHMERS Typen aufscheint. Die Franzosen heben nach dem trophischen Akzent den Type *cérébral*, *respiratoire*, *musculaire* und *digestif* voneinander ab, KRETSCHMER seine bekannten drei (normalen) Körperbautypen. Ein Keim zu derartigen Betrachtungen stammt wieder von den Griechen und ihre greifbarsten und zuverlässigsten Ergebnisse sind in der vergleichenden Morphologie der Tiere aufgehoben.

Ist es eine Relation zwischen den Organsystemen nach ihrer Ausbildung, die den Kern der Konstitutionsbetrachtungen bei CARUS bildet, so unterstreicht das unter dem Stichwort ‚Temperament‘ Gemeinte nur etwas stärker die Relation, welche zwischen den höheren psychischen und den angeblich ‚rein organischen‘ Funktionen bestehen soll. Hier fügt CARUS den vier alten Temperamenten eine allgemeine Basis- und eine Spitzenform hinzu. Das ‚elementare‘ Temperament steht an der Basis, das ‚psychische‘ an der Spitze des spezifischen Menschseins. Wie das mit cholerisch-sanguinisch usw. zusammengeht, ist mir nicht klar geworden. Summarisch endlich sei aus der Typologie der „geistigen Anlagen“ nur der Hinweis darauf erwähnt, daß entweder der Anteil der Sinne oder der des Gehirns (Intellektes) am geistigen Habitus eines Menschen überwiegen könne.

Fragen wir nach all dem noch einmal unbefangen und naiv: Was hat es also auf sich mit der romantischen Überzeugungsformel von einer ‚Symbolik‘ der menschlichen Gestalt? Das Wort vom Symbole ist für den Romantiker voll geladen mit Erkenntnis, Ehrfurcht und Ahnungen. Die menschliche Gestalt wird vom romantischen Physiognomiker als das Gefäß betrachtet, worin sich das Göttliche niederläßt und unseren Sinnen naht; sie ist ein Bild und Gleichnis. Die Wissenschaft davon und darüber ist Hermeneutik. Sie deutet am ganzen Körper die Proportionen und Einzelzüge; sie bemächtigt sich z. B. der Magerkeit und bewahrt den Belehrten davor, daß er mit blödem Auge nicht dasselbe sehe in jeder Magerkeit; denn es gibt doch sicher eine *geizige* und eine *geistige* und vielleicht noch andere, man muß die Symbolsprache der sinnlich manifesten Magerkeiten erlernen. Und dann muß gelesen und gedeutet werden, was jedes Organ des Menschen für sich verheimlicht dem profanen Blick, aber aufscheinen läßt dem Blick des Physiognomikers. CARUS frischt manches auf, was die Jahrhunderte an seherischer Hermeneutik im Anblick der menschlichen Stirne, des Auges, der Hand usw. angehäuft haben.

Greifen wir die Hand, die ihn besonders interessiert, als Exempel heraus. Zuerst die Maße natürlich: Edelmaß der Handlänge = 1 Modul; dann die Verhältnisse von Mittelhand- und Fingerlängen und der Fingerglieder unter sich in Modulminuten ($\frac{1}{24}$ Modul) ausgedrückt. Die Menschenhand im Großen gesehen steht irgendwie in der Mitte zwischen den Extremmaßen, abgenommen an den vorderen Extremitäten der anderen Kreaturen; CARUS verfällt ausgerechnet darauf, die Fischflosse und den Fledermausflügel rechts

und links von der Menschenhand auf die extremen Positionen zu verweisen. Nachdem genug errechnet ist, wird der Bleistift wegelegt und auf die „Funktionen“ der Hand geachtet; die menschliche ist als sensorisches und motorisches Instrumentum gleich tüchtig. Typologischer Nullfall, wenn beides zugleich denkbar tief, Spitzenfall, wenn beides gleich hoch steht; sonst einseitige Ausbildung zur besonders sensiblen oder besonders grifftüchtigen (motorischen) Hand. CARUS setzt sich auf diesem Gebiet polemisch mit einem anderen Fachmann (D'ARPENTIGNY) auseinander und zitiert ihn oft; dieser andere beginnt die Reihe auch mit der elementaren Hand, setzt sie dann aber durch die „künstlerische, nützliche, philosophische, gemischte“ Handformen weiter. Man sieht, wie die große Welle des mehr „naturwissenschaftlichen“ Zeitalters, dem CARUS angehört, auch in der stillen Zelle der historisch-ehrwürdigen Handlesekunst eine Umstellung auf das Zeitgemäße hervorbringt.

Zuletzt die Alters-, Geschlechts- und Rassendifferenzen der Hand. In Fällen, wo der Befund von dem nach dem faktischen Alter, Geschlecht und der Rasse zu erwartenden Befunde abweicht, offenbaren kindliche oder greisenhafte, männliche oder weibliche, kaukasische oder negroide Züge einer vorgewiesenen Hand natürlich die entsprechenden Wesenszüge ihres Besitzers.

Das Kapitel über die Handlesekunst gehört zu dem sorgfältigst Durchdachten, was CARUS zu bieten hat. Ob wohl GOETHE damit zufrieden gewesen wäre, ist eine Preisfrage für Dissertationen. Vielleicht hätte er seinen Einwurf wiederholt: Aber was ist das Äußere am Menschen? und im Sinne LICHTENBERGS nach Analogie des schief-sitzenden Hutes und einer gut oder schlechtgebundenen Krawatte auch in Sachen der Handphysiognomik eine Programmumstellung gefordert. Vom Heute aus muß gesagt werden, daß die Physiologie der Hand, auf die CARUS sich stützt, äußerst primitiv ist und ganz an der Oberfläche bleibt; vielleicht gilt Ähnliches für sein anatomisches, anthropologisches Wissen über die menschliche Hand¹⁾. Doch wollte ich an einem Beispiel wenigstens das ‚Gesicht‘ einer relativ modernen Physiognomik verdeutlichen.

5. Die nächste auf das Methodisch-Sachliche zielende Frage lautet, wie sich zur Physiognomik die *Mimik* verhält, ob z. B. mit

¹⁾ Man vergleiche, um einen historisch nicht ungerechten Maßstab zu gewinnen, das hier Mitgeteilte mit dem Buch von CH. BELL, „*Bridgewater Treatise on the Human Hand*“; das ist ein populäres Buch mit apologetischer Tendenz. Und doch besteht da ein Abstand, wie er zwischen Dilettantismus und Wissenschaft nirgendwo größer sein kann.

dem (schon vor LICHTENBERG) hinzugebildeten Namen *Pathognomik* für Mimik eine brauchbare Abgrenzung vollzogen sei. Mit dem ‚Pathos‘ sind natürlich aktuelle Erlebnisse, Gemütsbewegungen, die ein Subjekt „erleidet“, es sind aber auch dauernde Verfassungen, Leidenschaften damit gemeint. Und dem entsprechend ist das Manifeste, woran man sie erkennt, nicht durch aktuelle Ausdrucksbewegungen erschöpft, sondern es gehören auch erstarrte Prägungen in den Gesichtszügen eines Menschen u. dgl. m. dazu. Der Skeptiker LICHTENBERG warnt seine Zeitgenossen vor allerhand vor-eiligen Annahmen über diese (dauernden) Spuren und ihre Lesbarkeit. Kaum einer von heute dürfte versucht sein zu widersprechen, wenn LICHTENBERG behauptet, bei weitem nicht alles Pathische und wäre es noch so heftig und dauerhaft erzeuge in jedem solche Spuren, daß er kraft ihrer zu den „Gezeichneten“ gehört. Und wenn sie da seien, wer könne behaupten, daß er auf der vielfach beschriebenen und überkritzelten Tafel des Ausdrucksfeldes aus den „chinesischen Zeichen“ das pathognomisch Signifikative auch nur einigermaßen reinlich und sicher abzuheben vermöge von den keineswegs signifikativen Kratzern, die das Leben ohne den Umweg über das Erleben via Klima, Alter und Krankheit hinterläßt? Viel geläufiger und sicherer sei auch hier das Deuten aus den pathisch geprägten Bewegungen. „Der Geiz, die Bettelei usw. haben ihre eigene Livree, woran sie so kenntlich sind, als der Soldat an seiner Uniform, oder der Kaminfeger an der seinigen. Eine einzige Partikel verrät schlechte Erziehung, und die Form unseres Hutes und Art ihn zu setzen, unsern ganzen Umgang und Art von Geckerei“ (106f.).

Damit ist er gewiß im Recht und das moderne Theater, das lebende und das auf der Leinwand konservierte, lebt davon, daß er recht hat. Der wichtigste Faktor in der pathognomischen Manifestation ist die Bewegung, versteht sich in allen Formen, die bewegte Stimme mitgerechnet, und von da aus Alles, was am abgelösten Erzeugnis des Menschen, am *ergon*, als erstarrte Bewegung, erstarrte *energeia* angesehen werden kann. Das steht zum mindesten im Vordergrund des sinnlich manifesten Ausdrucks. Ob von hier aus eine begrifflich scharfe Abgrenzung zwischen der antiken Idee der Physiognomik und der erst in moderner Zeit zum wissenschaftlichen Problem erhobenen Mimik zu ziehen ist? Verschieben wir Antwort und studieren die Geschichte der Mimik.

Der Historiker findet in allen physiognomischen Untersuchungen auch Bemerkungen, die zur Mimik gehören; bei den griechischen und lateinischen Schriftstellern sind sie vor allem in

Abhandlungen über Rhetorik und Tanzkunst zu suchen (CICERO, QUINTILIAN, LUKIAN, CLAUDIAN, GELLIUS usw.), die man der Reihe nach exzerpiert findet in ENGELS Ideen. FÜLLEBORN versagt in diesen Dingen, weil er sich auf die Geschichte der Physiognomik beschränkt. Ein lehrreiches Buch ist das von CARL SITTL „Die Gebärden der Griechen und Römer“ (1890); doch bringt es programmgemäß die Lehren der antiken Mimiker nur nebenbei und als Quellen zu seinem eigenen Thema. Der Interessierte findet aber als Anhang zu SITTLs Buch den (lateinischen) Text von „QUINTILIANS Lehre vom Gestus“. In einem die sachlichen Probleme fördernden Rückblick auf die Geschichte kann es sich nur darum handeln, die Akzentverschiebung des wissenschaftlichen Interesses vom einen auf das andere zu beschreiben. Sie ist, wenn nicht alles täuscht, später erfolgt als der Verzicht auf die Larve vor dem Gesicht des Schauspielers; es sieht so aus, als ob sie (zum ersten Male) in der Barockzeit, und zwar im Zusammenhang mit den neuen Theaterproblemen stattgefunden habe¹⁾. Jedenfalls fühlt sich schon der erste Systematiker der

¹⁾ DESOIR schreibt in seinem ungemein umsichtigen Kapitel „Mimik und Bühnenkunst“ in der Ästhetik und Allgemeinen Kunstwissenschaft S. 296f.: „Theorie und Praxis der Schauspielerkunst bewegen sich seit den Zeiten der griechischen Tragiker in dem zwiefachen Gegensatz von Idealismus und Realismus, Sprach- und Gebärdemimik. Gewöhnlich bevorzugen idealistische Darsteller das Rhetorische, während die Realisten die Schönheit der Rede vernachlässigen und in der Ausdrucksfähigkeit des Körpers schwelgen. Ich stehe nicht an, in dieser Gruppe die Hauptverteter einer selbständigen mimischen Kunst zu sehen. Denn der ganze geistige Zustand und nicht bloß eine flüchtige Einzelregung drückt sich im Körper aus, als ob wahrhaftig die Seele eine idea corporis wäre. Hingegen die vom Leiblichen ganz losgelösten seelischen Vorgänge, die das klingende Wort nicht viel anders als das stumme Schriftzeichen zum Ausdruck bringt, gehören der Dichtkunst, grundsätzlich aber nicht der Spielkunst an.“ Das mag für die „Praxis“ restlos zutreffen, was ich nicht zu beurteilen vermag. Allein die dazugehörige „Theorie“ hat sich weder im Altertum noch im Mittelalter, soviel ich weiß, ernstlich und nachhaltig mit den Problemen der Mimik befaßt. Nicht einmal aus der Renaissance sind bis heute vom Schauspiel her Impulse zu einer wissenschaftlichen Mimik bekannt geworden. Vielleicht hängt das im Altertum und Mittelalter doch mit einer Einstellung zusammen, die DESOIR in der Formulierung von SCHINKEL zitiert: „Nach SCHINKELS Meinung hat das Theater der Alten jede gemeine Täuschung vermieden und aus der ‚symbolischen Andeutung‘ des Ortes jene ‚wahre und ideale Illusion‘ erwachsen lassen, die ‚ein ganz modernes Theater mit allen Kulissen und Soffitten‘ nicht zu vermitteln imstande sei“ (305). — Wo immer eine derartige Einstellung zur Bühne besteht, da wäre es stilwidrig, dem Akteur die Freiheit zu gestatten, von der Ausdrucksfähigkeit seines Körpers im realistischen Sinne (um mit DESOIR zu sprechen) einen schwelgerischen Gebrauch zu machen. Instrukтив wäre es z. B. vergleichend die Schauspielkunst der Chinesen über diesen Punkt zu befragen. Was ich davon ein einziges Mal gesehen habe (in San Francisco), waren extrem symbolisierte Gebärden.

Mimik J. J. ENGEL als Vollender einer Bewegung, die erst im 18. Jahrhundert voll eingesetzt hat. Sein wichtigster Wegbereiter ist LESSING und sein Fortsetzer ist SULZER. POLLNOW kontrastiert die Auffassung LESSINGS von der „körperlichen Beredsamkeit“ des Schauspielers mit der von SULZER linear, d. h. nur in einer einzigen Hinsicht. Es ist ein Gesichtspunkt, der seitdem nicht mehr aus der Diskussion verschwunden ist; wir stellen zwei Zitate aus POLLNOW einfach nebeneinander. SULZER: „Alles geht mechanisch ohne unser Bewußtsein zu ... Es gibt keine Theorie, nach welcher wir unserem Gesichte die Traurigkeit einprägen können. Sind wir aber wirklich traurig, so setzt sich alles von selbst in die gehörige Gestalt.“ LESSING: „Ich glaube, wenn der Schauspieler alle äußerliche Kennzeichen und Merkmale, alle Abänderungen des Körpers, von welchen man aus Erfahrung gelernt hat, daß sie etwas Gewisses ausdrücken, nachzuahmen weiß, so wird sich seine Seele durch den Eindruck, der durch die Sinne auf sie geschieht, von selbst in den Stand setzen, der seinen Bewegungen, Stellungen und Tönen gemäß ist. Diese nun auf eine gewisse mechanische Art zu erlernen, auf eine Art aber, die sich auf unwandelbare Regeln gründet, an deren Dasein man durchgängig zweifelt, ist die einzige und wahre Art, die Schauspielkunst zu studieren.“

Man sieht, worum es geht: der Schauspieler war im Handwerklichen seines mimischen Berufs unsicher geworden oder sah sich vor neue Aufgaben, Freiheitsgrade und Möglichkeiten gestellt, als die wissenschaftliche Reflexion über die Mimik erwachte. Die Theaterschriften LESSINGS wiederholen eine These, von der ENGEL ausgeht: „Wir haben Schauspieler, aber keine Schauspielkunst. Wenn es von Alters eine solche Kunst gegeben hat; so haben wir sie nicht mehr; sie ist verloren; sie muß ganz von neuem wieder erfunden werden. Allgemeines Geschwätz darüber hat man in verschiedenen Sprachen genug; aber speziell von jedermann erkannte, mit Deutlichkeit und Präzision abgefaßte Regeln, nach welchen der Tadel oder das Lob des Akteurs in einem besonderen Falle zu bestimmen sei, deren wüßte ich kaum zwei oder drei.“ — Es scheint, die Theaterkrisen werden von ihren Kritikern immer mit demselben Refrain von der verloren gegangenen Kunst begleitet; damals aber war das Suchen nach praktisch Neuem der Quellpunkt einer theo-

Ich vermute, die Gesten der griechischen und mittelalterlichen Schauspieler wären (das Possenspiel natürlich ausgenommen) im Vergleich zu denen von heute ebenfalls als hochgradig stilisiert und symbolisch zu charakterisieren. Und darauf kommt es vor allem in unserem Zusammenhang an.

retischen Bewegung, die bis in unsere Tage hineinreicht. Was zu den zwei nur scheinbar diametral verschiedenen Rezepten von LESSING und SULZER zu sagen ist, hat DESSOIR aus sicherer empirischer Kenntnis der Dinge S. 301f. so erschöpfend formuliert, daß wir hier nur darauf zu verweisen brauchen¹⁾. Es sind zunächst grob bestimmt zwei Typen von Schauspielern, auf welche das Rezept von LESSING und das von SULZER zugeschnitten ist. Und dann, wenn man theoretisch tiefer gräbt, so stellt sich heraus, daß überall im künstlerisch veredelten Ausdruck die zwei Faktoren des unkultivierten Ausdrucks, die wir später als den Faktor der Resonanz und des Indizienverfahrens auseinanderhalten werden, herausgearbeitet sind. Danach versteht sich fast von selbst, daß die Gestaltungskraft des einen dort und die des anderen hier stärker wurzeln oder gipfeln kann.

6. Manchmal ist der Charakter einer umfassenden wissenschaftlichen Bewegung an ihrem ersten Systemversuch am sichersten abzulesen. Ein Buch von 1785/6, die ‚Ideen zu einer Mimik‘ von J. J. ENGEL, enthält den ersten modernen Systemversuch im Bereich der Pathognomik; und keiner kennt und versteht die Geschichte der Ausdruckslehre im 19. Jahrhundert, der nicht ENGELS Werk studiert hat. Schade zwar, daß LESSING sein Versprechen, etwas Ähnliches vorzulegen, nicht einlöste; genau so wie es schade ist, daß GOETHE keine Physiognomik oder Charakterologie geschrieben hat. Denn das erschlaffte philosophische Denken der späten Aufklärer, zu denen ENGEL gehört, konnte die Aufgabe, vor der sie stand, eine Axiomatik der Ausdruckslehre zu finden, nicht restlos bewältigen. Immerhin, ENGEL blieb mit seinen theoretischen Erörterungen ganz nahe an seiner Beobachtungsbasis und er war ein ausgezeichneter Beobachter. Sein Erfahrungskreis war das Theater, war die Geste des Schauspielers; und dieses Feld beherrscht er wie kein anderer vor ihm. Wir widmen seinen ‚Ideen‘ eine eigene Studie und verzichten darum vorerst auf eine detaillierte Analyse. Vorausgenommen aber sei die Feststellung, daß im Zentrum der ENGELSchen Lehre die Aktion, die Handlung des Ausdrückenden und das heißt bei ihm des Ausdruckskünstlers auf der Bühne steht. Ganz im Sinne dessen, was für möglich und erstrebenswert bezeichnet worden ist von LICHTENBERG, der auch ein guter Theaterbeobachter war und sachverständig z. B. den großen englischen Shakespearedarsteller GARRICK belauscht und geschildert hat, ist ENGEL vorgegangen.

¹⁾ Vgl. dazu auch: ENGEL, I, 101ff.

Das morphologisch-physiognomische Problemgebiet wird nicht berührt von ENGEL und so ist es geblieben in derjenigen Reihe von Ausdrucksforschern des 19. Jahrhunderts, die mit CHARLES BELL beginnt und durch W. WUNDT einen gewissen Abschluß findet. POLLNOW faßt sie in seiner schematischen Übersicht mit Recht zusammen; auch die Etiketle „Analyse der Naturwissenschaft“ ist ihm nicht von ungefähr in die Feder geflossen. Denn es waren in der Tat Mediziner, die nach den Theaterkennern um ENGEL im 19. Jahrhundert zur Ausdruckstheorie das Wort ergriffen haben; auch WUNDT behandelt in seinem Sprachwerk den Ausdruck als medizinischer (physiologischer) Psychologe oder Psychophysiker. Soweit ist POLLNOWS Gruppierung durchaus in Ordnung. Allein sie trifft doch nicht alles und die Sache hat einen Haken. Denn das Interessengebiet der GOETHESchen Morphologie ist von medizinisch-naturwissenschaftlichen Fragen gewiß nicht abzulösen und sein gewissenhaftester Erbe, der treueste Sachwalter der morphologischen Ideen GOETHES im 19. Jahrhundert, CARL GUSTAV CARUS, müßte seines Zeichens nicht ausgerechnet ein Medizinalrat gewesen sein, um als Naturforscher zu imponieren. Und beide gehören gewiß nicht zu den Naturwissenschaftlern im Sinne POLLNOWS. Nein, die entscheidende historische Aufspaltung war eine andere; sie trennte Gläubige und Ungläubige in Sachen der morphologischen Physiognomik und die genannte Gruppe der Mediziner gehörte zu den Ungläubigen oder Skeptikern wie LICHTENBERG.

Erst in unseren Tagen ist mit der Sache auch der Name Physiognomik wieder hervorgezogen worden. Es ist im Augenblick nicht zu umgehen, daß ein Theoretiker sich Gedanken darüber macht, ob er sich denen anschließt, die das Ganze wieder Physiognomik nennen oder ob und wie er für eine terminologische Trennung in Physiognomik und Pathognomik (oder Mimik) plädiert. Ich plädiere für die Trennung und will angeben, in welchem Sinne und warum. Hat, wie wir zu zeigen versuchten, ein Keimgedanke im Konzept der antiken und GOETHESchen Physiognomik die moderne Morphologie hervorgebracht (oder erscheint er in ihr aufgehoben und realisiert — es kommt hier nicht auf eine Gewichtsabschätzung an), so sollte man nach meinem Dafürhalten hinfort nur das zur Physiognomik rechnen, was in seinem sinnlich manifesten Momente mit den Mitteln der exakten Morphologie erfaßbar ist. Also sicher nicht die reinen Aktionsgestalten, welche bei gegebener morphologischer Struktur different sein können. Bleibt nur die Frage zu beantworten, wohin die offenkundig habituell gewordenen, die sozu-

sagen erstarrten mimischen Züge gehören. Im Kreise der exklusiven Mimiker des 19. Jahrhunderts wurde für sie, und zwar im wesentlichen für sie allein das Beiwort physiognomisch reserviert; so ist es bei PIDERIT. Und diese Terminologie entspricht aufs beste einer Auffassung des Psychischen, die nur Erlebnisse und Erlebnisdispositionen kennt. Gleichviel, ob man sich der HUME-WUNDTschen Aktualitätstheorie anschloß oder nicht, so unterschrieb man damals allgemein eine derart formulierte Gebietsbestimmung der (empirischen) Psychologie. Was Wunder, daß man einfach genug ein aktuelles Zornerlebnis in dem momentanen und vorübergehenden Symptom senkrechter Stirnfalten usw. und eine starke Disposition zu Zornerlebnissen in dem Dauersymptom senkrechter Stirnfalten usw. als angezeigt erachtete?

Die Forscher, welche heute den Namen Physiognomik für das Ganze wieder begünstigen, sind größtenteils mit dieser Bestimmung des Gegenstandes der Psychologie nicht mehr einverstanden; einige von ihnen bekennen sich zu dem Dogma ‚es ist die „Seele“, die sich den Körper baut‘, um in viel größerem Umfang morphologische Tatbestände wieder in ihre Untersuchungen mit einzu beziehen. Sie denken lamarckistisch, genauer psychovitalistisch und prägen sogar ihre Begriffe danach. Es ist nur das letztere, was mir beim gegenwärtigen Stande unserer Tatsachenkenntnis als vermeidbar und darum unzweckmäßig erscheint. Die gewichtigsten Einwände gegen das Dogma von der Seele, die sich den Körper baut, werden nach meiner Auffassung nicht von denen vorgebracht, die es rundweg ablehnen, sondern von denjenigen, die nach den Grenzen suchen, innerhalb welcher es gelten mag. Man kann z. B. als vergleichender Psychologe zu der wohlbegründeten Vermutung gelangen, es dürften in der genannten Baufrage große Unterschiede bestehen, sagen wir einmal zwischen den Kerbtieren und dem Menschen¹⁾.

Was den Menschen angeht, so prophezeit der temperamentvolle Skeptiker an aller Physiognomik alten Stiles, LICHTENBERG, den Gläubigen des in Rede stehenden Dogmas ein Erlebnis am jüngsten Tage, das er selbst und andere oft genug in der Postkutsche gehabt haben:

„Vergnügen gewähren diese Hypothesen allemahl. Wer des Nachts auf einer Postkutsche gereiset ist, und im Dunkeln Bekanntschaft mit Leuten gemacht hat, die er nie gesehen hat, wird die Nacht über sich ein Bild von ihnen formiert haben,

¹⁾ Davon wird mehr und Genaueres zu berichten sein in einem Kapitel der Sprachtheorie, das die Überschrift „Sprechen und Menschsein“ trägt.

und sich am Morgen so betrogen finden, als sich der Physiognome an jenem großen feyerlichen Morgen betrogen finden wird, an dem sich unsere Seelen zum erstenmahl von Angesicht schauen werden.“

Da geht es zunächst wieder im wesentlichen um die physiognomischen Valenzen der Sprechstimme und ihre Deutbarkeit; das Endergebnis unserer Wiener Experimente wird dem Skeptiker teilweise recht und teilweise unrecht geben. Ähnliche Erfahrungen hat man auf anderen Einzelgebieten auch schon gemacht, Erfahrungen, die von den Gläubigen der neuen Bewegung noch nicht widerlegt worden sind. Bis dahin sollte man brauchbare, erwiesen fruchtbare, aber noch keineswegs bis in ihre letzte Tragweite abschätzbare moderne Unternehmen wie z. B. das von KRETSCHMER Physiognomik nennen und von der Pathognomik unterscheiden. Ergibt sich ein Zwischengebiet, über dessen Zuordnung Zweifel bestehen, so stellen solche Zuordnungsschwierigkeiten die Zweckmäßigkeit einer terminologischen Trennung des erkennbar Verschiedenen nicht in Frage.

Wir werden im folgenden das Beiwort ‚physiognomisch‘ überall dort verwenden, wo es um Tatbestände nach Art der KRETSCHMERschen Befunde geht, während das Beiwort ‚pathognomisch‘ im Sinne von LICHTENBERG gebraucht werden soll. ARISTOTELES verwendet zwar nicht das Wort ‚pathognomisch‘, kennt aber genau die Sache. Man denke an seinen dritten Forschungsweg; an einer anderen Stelle, wo er die Ausdrucksdimensionen der menschlichen Sprechstimme feststellt, gibt er definitorisch an, daß diese Stimmeigenschaften dem jeweiligen ‚Pathos‘ zugeordnet seien (*πρὸς ἕκαστον πάθος*). Darüber an anderem Orte mehr.

III. Die Aktionstheorie der Pantomimik von JOHANN JAKOB ENGEL.

Es ist die Dominanz des Indirekten, worin sich der Theaterausdruck von heute unterscheidet, von dem, was ENGEL vor sich sah. Man könnte ihm zu jeder Shakespeareszene, die er an „unserem EKHOF“ („dem vortrefflichsten Schauspieler, den ich gekannt habe“) auf der Bühne belauscht, ein Dutzend andere Meister und andere Techniken nachweisen, die seitdem erprobt worden sind und heute gespielt werden¹⁾. Wir treffen am sichersten die Erweiterung des Horizontes der praktischen Möglichkeiten, mit der wir rechnen müssen, durch eine einfache historische Parallele: Ungefähr so wie GOETHE zu LAVATER in Sachen der Physiognomik, so stehen wir zu ENGEL in Sachen der Pathognomik; wir sehen uns gezwungen, den indirekten Faktor, d. h. die *Indizien* im Inventar des modernen Schauspielers und im alltäglichen Ausdrucksverkehr der Menschen unserer Zeit aufzugreifen und als Theoretiker von vornherein systematischer als ENGEL in unsere Rechnung einzustellen. LAVATER löst, wie wir gehört haben, den Menschen aus seinem Lebensraum, zieht ihm die Kleider ab und sucht den nackten Leib nach physiognomisch deutbaren Kains- (und Abel-) Zeichen ab; GOETHE fragt im ersten Satz „aber was ist das Äußere?“ und findet (wie LICHTENBERG) an Kleidern und Möbeln ebensoviel zu deuten wie am Schädel und an der Nase.

Eine Pathognomik von heute muß vorgehen wie GOETHE und im ersten Satz der Theorie schon fragen: aber was gehört zur Aus-

¹⁾ Ich stütze mich vorerst bei dieser Behauptung auf schon veröffentlichte Analysen in Biographien von Schauspielern. Sehr aufschlußreich sind z. B. die sorgfältigen Wiedergaben in den Büchern von HELENE RICHTER; sie gehen im Kern auf Selbstgesehenes und Niederschriften zurück, welche die Verfasserin aus der frischen Erinnerung gemacht hat. Siehe: „JOSEPH LEWINSKY. Fünfzig Jahre Wiener Kunst und Kultur“ (1926); „Kainz“ (1931); „Schauspielercharakteristiken“ (1914). — Wir sind dabei, das Aufnahmeverfahren auszubauen; der moderne Film bietet, wenn nichts anderes, so unbestreitbar die Gelegenheit, dieselbe Szene identisch mehrmals zu sehen und dabei die aufgenommenen Protokolle zu überprüfen. — Eine historische Studie über die Vorläufer ENGELS im Zuge der Theaterreform des 18. Jahrhunderts wird ELLY WALUSCHEK veröffentlichen.

drucksbewegung?, was kann geladen sein mit faßbarem, deutbarem Ausdruck? Das Inventar darf dann die Situationsfaktoren und von da aus alle „Wendungen“ und Abhebungsmomente am *sonst* situationsbestimmten Verhalten des Menschen nicht vergessen. Von diesem ‚sonst‘, von einem gar nicht Gegebenen, aber Konstruierbaren und stets Konstruierten, von dem situationsgerechten *casus rectus* (bildlich gesprochen) hebt sich im Gegebenen allerhand *Obliques* als solches ab. Und unter ihm sind die expressiven Indizien zu finden. Im Theater gliedert sich das Erweiternde, was GOETHE mit ins Auge faßt auf in Szenarium und Kostüm auf der einen Seite und in das Ensemblespiel auf der anderen; wie sie mitverwertet werden vom Spieler, darin liegt, soweit ich sehe, der Hauptunterschied von damals und heute beschlossen. Es wäre eine Übertreibung, zu behaupten, ENGEL habe sie theoretisch oder gar praktisch vollkommen ignoriert¹⁾; richtig aber ist, daß er ihren Beitrag zum Ausdruck nicht gleichwertig mit dem direkten Faktor, den vermeintlich absolut expressiven Gesten, behandelt. Das gilt von ihm, das gilt genau so und vielleicht noch in höherem Maße von DARWIN und WUNDT. KLAGES verbessert die Sache in einem Punkt; er jagt methodisch nicht mehr einer unausführbaren Isolierung der „Ausdrucksbewegungen“ nach und ist darum in gewissen Grenzen der erste konsequente Relativitätstheoretiker des Ausdrucks geworden. Allein in dem, was hier in Rede steht, hat er den Gesichtskreis eher verengert als erweitert; denn er verbannt alles Indirekte, alles Indizienhafte und überschätzt den Anteil des direkten Faktors der Resonanz im Vorgang der Ausdrucksdeutung. Von dieser Art einer Horizontverengung ist ENGEL freizusprechen.

Doch genug der einleitenden Kritik. Mein Vorschlag, den theoretischen Gehalt der „Ideen“ heute anders geordnet, wie ENGEL ihn entwickelt, auszuziehen aus dem Kontexte, wäre wohl auch ohne jene Kritik zu rechtfertigen. Denn die Leimstellen jedes Systems fallen am zuverlässigsten auf und die geleimten Stücke auseinander, wenn man die Gedanken z. B. vom letzten Kapitel aus entwickelt. In unserem Falle stehen überdies am Schluß die sprachtheoretisch wichtigsten Überlegungen, von denen wir ausgehen wollen.

¹⁾ Davon ist keine Rede; denn er schreibt z. B.: „Wenn Worte, Ton, Bewegung auf das vollkommenste untereinander, und alle aufs vollkommenste mit Leidenschaft, *Situation* und Charakter übereinstimmen; dann erst entsteht der höchste mögliche Grad der Wahrheit, und durch diese Wahrheit die höchste mögliche Täuschung“ (I, 19f.).

Der Buchtitel des Werkes, das uns im folgenden beschäftigen soll, lautet: „Ideen zu einer Mimik“ von J. J. ENGEL. Erster Teil (381 S.) 1785, zweiter Teil (314 S.) 1786. Berlin. Auf Kosten des Verfassers und in Kommission bei August Mylins. Es ist in 44 ‚Briefe‘ gegliedert.

1. Der Theaterkenner ENGEL erforscht vom 28. Brief an die immanenten Grenzen des pantomimisch-stummen Spieles und stellt dazu die umsichtige Frage, worin und wodurch die Mittel der Lautsprache jeder reinen Gebärdensprache überlegen sind. Der Pantomimus habe, so stellt er fest, „gleich anfangs bei seinem Ursprunge und noch unlängst bei seiner Wiedererneuerung durch den berühmten NOVERRE den ausgezeichnetsten Beifall erhalten.“ Es sei auch nichts gegen ihn einzuwenden, wenn er sich, wie bei den Römern zur Zeit des Augustus, in seinen Grenzen halte. Damals habe man nur ganz typische, allgemein menschliche und gedanklich im voraus fixierte Stoffe wie die Szene zwischen Paris und den drei Göttinnen pantomimisch aufgeführt und so müsse es bleiben aus dem einfachen Grunde, weil ein gedanklich neuer Stoff durch reine Gesten nicht exakt genug wiederzugeben ist¹⁾. Das ist die erste These ENGELS und eine zweite schließt sich ihr an, eingeleitet durch die interessante Frage, ob die Gebärden in demselben Ausmaß wie die Sprachlaute gleichzeitig der (sachlichen) Darstellung und dem (Erlebnis-) Ausdruck dienen können. Wenn ein Schauspieler z. B. einen Menschen à la Falstaff durch stumme Gebärden zugleich „malend“ charakterisieren und kundgebend verspotten will, so hindert ihn nichts, das Embonpoint jenes Menschen mit den Händen am eigenen Körper zu verdeutlichen und die Verspottung der Mimik des eigenen Gesichtes aufzutragen. Er (der schildernde Schauspieler) verlacht den an seinem eigenen Körper gleichzeitig gemalten Falstaff.

¹⁾ Über den Pantomimus bei den Römern: C. SITTL, Die Gebärden bei den Griechen und Römern, S. 250f.: „Immerhin wäre die klare Vorführung einer ganzen Fabel auf diesem Wege allein nicht möglich gewesen. Das Publikum kombinierte jedoch damit: erstens die vorhergehende Ankündigung des Gegenstandes, ferner die Masken, welche während einer Aufführung gewechselt wurden — in einem Falle kommen deren fünf zur Anwendung — sodann die Lieder, welche gleichzeitig ein Chor in griechischer Sprache sang, den Vortrag eines Schauspielers [der Erläuterungen gab], das Akkompagnement durch Flöte, Pfeifen, Cymbeln ...; endlich kam dazu, daß der Pantomimus eine Art von stehender Gebärdensprache (*σχήματα*) anwendet, in welcher es auch Solöcismen gab, z. B. streckte sich Hylas zu dem Texte „den großen Atriden“, als ob es heißen sollte „den langen“. Diese Sprache nun zu verstehen, war nur der Theaterhabitué imstande, welcher Typus am verbreitetsten in Antiochien war, der Stadt, deren Bürgerschaft bekanntlich von den Persern sich im Theater überfallen ließ. Später ließ das neue Rom am Bosphorus alle an Enthusiasmus hinter sich.“

So erläutert ENGEL an gut gewählttem Exempel die Möglichkeit, malende und ausdrückende Gebärden zu kombinieren.

Wer von sich aus ein wenig weiter ausholt, um das ganze Gebiet der Gebärden nach möglichen Komplexionen ähnlicher Art abzufragen, findet noch mancherlei, was hinzuzufügen ist. Ganz geläufig ist z. B. die Komposition ‚Zeigen mit dem Finger oder durch fixierten Blick auf etwas hin plus Ausdruck im Gesicht‘ (Staunen, Entzücken, Furcht, Entsetzen). Zeigen und Ausdrücken gehen in der Pantomimik naturgemäß eng zusammen. Ebenso Zeigen und Ansprechen, wie wenn A durch Blickwendung einen Partner B „anspricht“ und gleichzeitig mit dem deutenden Finger hinweist auf etwas, was B beachten soll. Es gibt noch viel mehr und noch viel feineres an derartigen Kompositionen; wir werden darauf zurückkommen.

ENGEL zieht nun einen Strich zwischen Mimik und Sprache: Getrennte mimische Organe können ungehindert das eine darstellen und das andere ausdrücken, dasselbe Organ (im Unterschied zu der Lautsprache) dagegen nicht. Versuche dazu führen, wie er an Beispielen erläutert, zu vieldeutigen, mißverständlichen, unlesbaren Kompositionen. Man wird dies Ergebnis zum Teil korrigieren müssen; warum sollen z. B. gestenhaft malende Hände nicht imstande sein, das eine Mal frisch und froh, ein zweites Mal wütend, ein drittes Mal zögernd und erschreckt den Akt des Zeichnens durchzuführen? Und wenn sie es vermögen, so stellen sie dar und drücken aus in eins. ENGEL hatte nur andere, wirklich unklare Kompositionen im Auge. Aber wie dem auch sein mag, so wird ihm jeder darin beistimmen, daß die Sprachlaute weit freier und ungestörter gleichzeitig nennen und ausdrücken, darstellen und ausdrücken, weil eben in ihrem Bereiche die für die Darstellung relevanten Momente angefangen von den Phonemen bis hinein in die syntaktischen Feldzeichen weit schärfer von den für den Ausdruck relevanten Momenten geschieden sind. Nicht damit sie vom Sprecher in zwei auseinander weichenden Richtungen gleichzeitig für eine Darstellung die einen und für einen Ausdruck die anderen, für zwei Funktionen also, welche in seinem Erlebnis nichts miteinander zu tun hätten, Verwendung fänden, sondern damit sie sich zu einem ergänzen. ENGEL hat vollkommen recht, wenn er schreibt:

„Der Mensch hat mit der Sprache zweyerley Absicht; er will die Ideen von den Objecten mittheilen, die ihn beschäftigen, und will die Art und Weise mittheilen, wie er von diesen Objecten gerührt wird. Das letztere, wenn es auch nicht Absicht wäre, ist doch inneres dringendes Bedürfnis seiner Natur, dessen Befriedigung er,

im Zustande der Leidenschaft, sich nie zu versagen weiß. Die Wörtersprache hat zu diesem Behufe ihre Interjectionen; die Pantomime ihre ausdrückenden Gebärden.“

„Bis hierher also scheint eine Gebärdensprache noch ohngefähr eben so möglich, als eine Wörtersprache; aber ein nun noch übriger wichtiger Umstand ist: daß in der Seele die Vorstellung des Objects und die der Rührung, welche das Object hervorbringt, so ganz unzertrennt, so innig verschmolzen, so Eins sind, und daß der Mensch diese Vorstellungen, auch in ihrer Bezeichnung, gleich innig will verschmelzt, gleich genau will vereinigt wissen. Ein einziges Zeichen, welches in einem Nu beyden Zwecken und gleich vollkommen Genüge thut, muß ihm daher ohne alle Vergleichung lieber seyn, als mehrere abgesetzte Zeichen, die dasjenige zerreißen und vereinzeln, was er in seiner Seele selbst so gar nicht zu sondern, so gar nicht aus einander zu finden weiß. Und in Rücksicht dieser Vereinigung nun, dieser innigen Verschmelzung des ausdrückenden mit dem vorbildenden Zeichen; wie, wenn da die Wörter vor der Gebärdensprache einigen Vorzug hätten?“ (II, 56ff.).

Er hält diesen Unterschied der Leistungsfähigkeit von Gesten und Lauten allen Ernstes für so wichtig, daß er ihn als Grund dafür ansieht, warum der Mensch den Laut und nicht die Geste zum universellen Kommunikationsmittel fortgebildet hat. Wir streichen dies einfach ab und verzichten auf den Beweis, daß eine hochgezüchtete und weitgehend ins Symbolische vorgetriebene Gebärdensprache ungefähr dasselbe wie die Lautsprache hätte erreichen können. Das Argument ist umgekehrt zu verwenden: weil die Lautsprache dominierend geworden ist, darum weist sie heute eine höhere Differenzierung und feinere Scheidung der Darstellungsmittel von den Ausdrucksmitteln auf wie die Gebärdensprache.

Und nun ist es an der Zeit, an dem ganzen Konzepte ENGELS die *sematologisch grundlegende Unterscheidung von Darstellung und Ausdruck* gebührend zu unterstreichen. Er hat sie als einer der ersten unter den Modernen sachgemäß vollzogen und für seine Mimik fruchtbar gemacht. Darstellen heißt „malen“ bei ihm; die malenden oder „nachbildenden“ Gebärden machen die erste Hauptklasse, die „ausdrückenden“ die zweite Hauptklasse der mimischen Zeichen aus. Als *differentia specifica* wird ähnlich wie in dem aus dem 28. Briefe mitgeteilten Zitate schon im 8. Brief angegeben: „Malerei ist mir . . . jede sinnliche Darstellung der Sache selbst, welche die Seele denkt; Ausdruck jede sinnliche Darstellung der Fassung der Gesinnung, womit sie sie denkt; des ganzen Zustandes, worinn sie durch ihr Denken versetzt wird“ (I, 79). Das ist der *axiomatische Angelpunkt* in den Ideen zu einer Mimik¹⁾.

2. Neben der ‚malenden‘ Wiedergabe der Dinge steht im Bereich der Geste die *hinweisende* Gebärde. Wir fügen von uns aus

¹⁾ Beachtenswert ist der Hinweis, daß dieselbe Unterscheidung bereits von den Alten da und dort gemacht worden ist. ENGEL schreibt (I, 60) von CICERO:

hinzu: genau so wie im Bereich der Lautsprache neben den Nennwörtern die deiktischen Wörter stehen. ENGEL fügt sie ohne eingehende Begründung der ersten Hauptklasse an. Man muß, was er an subtilen Beobachtungen zur *Deixis* beibringt, vor allem aus zwei getrennten Betrachtungen herausholen und zusammenhalten. Beides mutet frisch und modern an und gehört zum besten, was er geleistet hat; ich stelle die spätere Betrachtung voran, weil sie systematisch an erste Stelle gehört, die *demonstratio ad oculos*. Anwesende Sinnendinge braucht weder der Schauspieler auf der Bühne noch der Rhetor, über dessen mimische Kunst schon die antiken Theoretiker nachgedacht haben, malend wiederzugeben; es sei denn, er wolle dieses oder jenes Moment an ihrer sinnlichen Erscheinung unterstreichen und der besonderen Beachtung empfehlen. Sonst aber gilt der Grundsatz: drücke aus, drücke deutlich dein Erlebnis aus und male nur sparsam das Präsente. Es genügt, deinen Bezug zu Präsentem deiktisch zu offenbaren.

ENGEL zeichnet mit erstaunlicher Sicherheit das Schema der drei affektiven Grundbezüge, die Mensch und Tiere zu Präsentem haben und in ihrem primären, ungehemmten Benehmen verraten; wir werden sie im folgenden die *Bezugswendungen* nennen. Die

„Was ich Malerei nenne, ist seine *demonstratio*, was ich Ausdruck nenne, ist ohngefähr seine *significatio*“ (in *de Orat.* III, 59). Die malende Gebärde heißt bei CICERO auch manchmal *gestus scenicus*. Ebenso heißt es von QUINTILIAN: „nicht die Gegenstände, die wir denken, will er gemalt; die Empfindungen, womit wir sie denken, will er ausgedrückt haben“. Und eine berühmte Regel des QUINTILIAN wird noch einmal so übersetzt: „daß Schauspieler und Redner durch ihre Gebärden nicht malen, daß sie nur ausdrücken sollen“ (I, 373f.) — Herr Kollege M. H. JELLINEK macht mich auf einen Grammatiker des 18. Jahrhunderts aufmerksam, der den fundamentalen Unterschied sprachtheoretisch schon treffend angesetzt hat. Es ist GEORG FRANKLIN in seinem „Versuch einer neuen Lehre von den vornehmsten Gegenständen der deutschen Sprache“. Regensburg 1778. JELLINEK referiert die Lehre F.'s so: „In jeder Rede, so heißt es dort, wird etwas anderes ‚vorgestellt‘ und etwas anderes ‚angezeigt‘; angezeigt wird eine ‚Gesinnung‘ des Redenden. Die Trennung von Vorstellen und Anzeigen bleibt aufrecht auch für den Fall, daß das Vorgestellte, d. h. also der Satzinhalt, selbst eine Gesinnung des Redenden ist. Denn ein vernünftiges Wesen kann keinen Ausspruch tun, ohne sich seines Inhaltes bewußt zu sein; dieses Wissen um den Inhalt ist die angezeigte Gesinnung. Wenn z. B. jemand sagt ‚ich habe zuverlässige Wissenschaft, daß Norbert schreibt‘, so hat er ‚Wissenschaft von solcher Wissenschaft‘ und zeigt unmittelbar nur die ‚Wissenschaft‘ zweiter Potenz an. Wo ein Bewußtsein des Redenden nicht existiert, z. B. wenn ein Papagei spricht, wird dem Hörenden zwar der Gegenstand der Worte vorgestellt, aber nichts, weder unmittelbar noch mittelbar angezeigt.“ Das alles ist begrifflich schärfer als manches, was von Späteren darüber gesagt wurde. Vgl. dazu JELLINEK, *Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik* II, 477.

behavioristische Analyse von heute pflegt sie vom menschlichen Säugling und vom Tiere her als positive Hinwendung, als negative Abwendung oder Flucht und als negative Hinwendung oder Aggression und Abwehr zu charakterisieren¹⁾. ENGEL schreibt:

„Wir haben demnach eine zwiefache Art von Begierde zu unterscheiden: die eine sucht Vereinigung mit einem Gute; die andere Trennung von einem Übel. Diese letztere Begierde ist wieder zwiefach: denn wir suchen entweder Uns, oder wir suchen das Uebel zu entfernen; wir denken entweder auf Flucht oder auf Angriff. Da der Ausdruck in allen diesen Fällen merklich verschieden ist; so setzen wir sogleich dreierley Arten von Begierde fest: die eine nähert sich zum Genuß; die andere entfernt sich zur Rettung; die dritte nähert sich wieder, aber zur Wegräumung, Zerstörung. Es versteht sich, daß alle diese Begierden unendlich mannichfaltige Modifikationen leiden und durch unzählich viel Stufen gehn, wo man ihnen oft den Namen der Affekten kaum mehr einräumen wird“ (I, 153f.).

In all dem steckt gestenhafte Deixis. ENGEL baut nun weiter an seinem System; er formuliert drei formale Sätze über die Bezugsverwendungen des Körpers zu Präsentem:

„Das erste Gemeinschaftliche, was sich in dem Spiel aller nach äußeren bestimmten Gegenständen hin- oder von ihnen zurückstrebenden Begierden findet, ist die *schiefe Lage des Körpers*. Nähert sich die Begierde dem Gegenstande, es sey nun um ihn zu besitzen oder ihn anzugreifen; so liegt Haupt und Brust und überhaupt der ganze obere Körper vor; nicht nur, weil die Füße alsdann um so schneller nacheilen können, sondern auch, weil der Mensch diese Theile am leichtesten in Bewegung setzt und also mit ihnen seinen Trieb zuerst zu befriedigen strebt. Führt der Abscheu, die Furcht vor dem Gegenstande zurück; so beugt sich der obere Körper rückwärts über, ehe sich noch die Füße in volle Bewegung gesetzt haben. Bey starken, plötzlichen Affekten geschieht dieses oft mit solcher Hitze und Übereilung, daß der Mensch aus dem Gleichgewicht kommt, und, wo nicht fällt, wenigstens stolpert“ (I, 163f.).

Das zweite ist das *Gesetz der geraden Linie*, wie man es kurz nennen kann, zu dem allerhand ergötzliche Theaterbeobachtungen vorgebracht werden. Und das dritte ein Satz, mit dessen Fassung er selbst noch nicht zufrieden ist; er soll alle situationsbedingten besonderen Variationen der Körperhaltung treffen. Es leuchtet ein, daß ein Baby hinaufstrebend auf den Arm der Mutter in Streckstellung und diese vom Verlangen des Aufnehmens beseelt in Beugestellung gerät, es leuchtet auch alles andere ein, was ENGEL dazu an Beispielen erläutert. Man wird es in der Tat wie er zusammennehmen mit dem Unterschied der Gesten eines Lauschers, der auf zu Hörendes und eines Spähers, der auf zu Sehendes eingestellt und vorbereitet ist. „Der Horcher wird dem Kopf eine ganz andere Wendung, dem übrigen Körper eine ganz andere Lage als der neu-

¹⁾ CH. BÜHLER, Psychol. u. soziol. Stud. über das erste Lebensjahr. Quellen u. Studien zur Jugendkunde 5 (1927).

gierige Gaffer geben: bei jenem wird alles mehr seitwärts hängen, bei diesem alles mehr vorwärts, gerade auf den Gegenstand zu.“ Und wenn man einmal soweit ist, dann hindert nichts, die letzte Verallgemeinerung vorzunehmen und das, was ENGEL vorschwebt, in einen einzigen Satz zu fassen, in den Satz von der *sichtbaren Aktionsbereitschaft des körperlichen Vollzugsorgans*.

Es bedarf kaum noch eines Zusatzes, das kurz Referierte spricht für sich selbst; es ist ein Stück Ausdruckslehre. Fehlt, wie mich dünkt, nur die Antwort auf eine scheinbar nebensächliche Frage, die Frage nämlich, warum die Theoretiker und Praktiker (jene in ihren Büchern und diese in ihrem Handwerk) soviel Wesens machen mit den *Initien einer Handlung*. Denn das ist es doch, was hier beschrieben wird, und so wollen wir es in Zukunft von uns aus bezeichnen. Wenn sich ein Dürstender zum Trinken anschickt, macht sich eben der Mund bereit wie beim Greifenden Arm und Hand und beim Gehenden der ganze Körper. Und solche erste Handlungsansätze werden vom Ausdruckskünstler prononziert herausgestellt. Sie fungieren dann im seelischen Verkehr nicht einfach nur als Initialsymptome des kommenden Geschehens, sondern zugleich als Anzeichen der Innerlichkeit, aus welcher dies kommende Geschehen bestimmt und gestaltet wird. Wenn in der Bibel steht ‚an den Früchten sollt ihr sie erkennen‘, so denkt man dabei an abgeschlossene Taten und Werke und daran, wie aus ihnen Rückschlüsse auf den Charakter des Täters zu gewinnen sind. Hier aber heißt es ‚an den Knospen sollt ihr sie erkennen‘. Aus den Initien soll die kommende Handlung und das aktuelle Erlebnis des Handelnden erkannt werden. Das ist wie mir scheint, einer der Hauptsätze, welche in jeder Ausdruckslehre vorkommen und vom Theoretiker des Ausdruckes diskutiert werden müssen. ENGEL hat ihn nicht explizite in seinem Buche stehen, wohl aber implizite in den drei formalen Sätzen über die Deixis auf Präsentes, die Bezugswendungen zum Präsenten hin.

Was seine drei formalen Sätze angeht, so nehmen sie sich auffallend modern aus; sie können ebenso gut in einer gestalttheoretischen Abhandlung von 1933 wie in dem Buche von 1785 stehen. Und in dem anderen, in der Formulierung, die wir vorgeschlagen haben, um die theoretische Quintessenz der Analysen ENGELS zu gewinnen, soll eines von den zentralen Problemen der Ausdruckslehre deutlich werden. Warum gerade die Handlungsinitien in Sachen des Ausdruckes bevorzugt sind, bedarf eigener Überlegungen.

3. Es ist die *Deixis am Phantasma*¹⁾, die man systematisch als zweites anfügen muß. ENGEL gibt ausgewählte Beispiele, die hier stehen mögen (wenn auch ohne die illustrierenden Kupfer in seinem Buch):

„Wenn Hamlet die Ursache entdeckt hat, warum der Selbstmord ein so bedenklicher Schritt sey?, so ruft er aus: „Ach da liegt der Knoten!“ und in demselbigen Augenblicke bewegt er den Finger vor sich hin, als ob er äußerlich mit dem Auge gefunden hätte, was er doch innerlich mit dem Scharfsinne fand. Wenn Lear sich des schändlichen Undanks seiner Töchter erinnert, womit sie in einer so stürmischen Nacht sein graues Haupt Wind und Wetter Preis gaben, und er dann auf einmal ausruft: „O hier auf diesem Wege komm ich zum Wahnwitz; ich muß ihm ausweichen; nichts mehr davon!“ so ist da kein äußerer Gegenstand, von dem er Blick und Körper mit Abscheu verwenden dürfte, und doch wird er sich von der Seite wegdrehn, gegen die er gerichtet war, wird mit verwandter Hand die unangenehme Erinnerung gleichsam von sich stoßen, zurückscheuchen. Wenn der empörte Albrecht in der Scene mit dem Thoringer [in der Agnes Bernauerin] sagt: „Ha verdammtes Unding; eure Ehre, eure Fürstenpflicht!“ so wird er nach dem heftigern Ausdruck: Verdammtes Unding! die Begriffe, deren Nichtswürdigkeit ihm so einleuchtend scheint, in halbverwandter Stellung, aus offner flacher Hand und mit einem unwilligen Rucke dem ehrwürdigen Alten gleichsam vor die Füße werfen. — Doch Sie werden schon von selbst der ähnlichen Beobachtungen mehrere machen. Widrige, sich aufdrängende Ideen, zu denen der Mund ein oft wiederholtes Nein! spricht, schlägt man mit hin- und herfahrender Hand gleichsam zurück, als ob man ein beschwerliches hartnäckig wiederkehrendes Insekt zu verjagen hätte, usw.“ (I, 130ff.).

Das alles ist eingebaut in einen Abschnitt, der dem Ausdruck des Raisonnements gewidmet ist. ENGEL trifft auch darin mehrmals den Nagel auf den Kopf; wenn er z. B. beschreibt, wie das Erinnerte und der Bericht über Abwesendes und Geschehenes vom Schauspieler auf der Bühne weitgehend wie ein *hic et nunc* noch einmal Durchlebtes gegeben wird.

„Alles, was ich hier angegeben, läßt sich auf den einen Begriff der *Vergegenwärtigung* bringen; und eben diese Vergegenwärtigung ist es, wovon die ganze specielle Wirkung des Dramas abhängt. Das Vergnügen beruht hier so sichtbar auf dieser vollständigen Erkenntnis der Art, wie sich eine Handlung Moment vor Moment, entspinnt, verwickelt, umwälzt, endigt; auf dieser genauern Bekanntschaft mit der ganzen Natur der nach aller ihrer Individualität sich Augenblick vor Augenblick uns enthüllenden Charaktere; auf dieser innigsten Theilnehmung an dem Schicksal der interessirenden Personen; einer Theilnehmung, die so ganz und so lebhaft nur bey der vollständigen Kenntniss ihrer geheimsten Denkungsart und der ganzen Beschaffenheit ihrer äußeren und innern Lage Statt finden kann.

Dieses vorausgesetzt, erinnern Sie sich nun des Grundsatzes: daß der Dichter alles, was die Wirkung schwäche, vermeiden, alles, was ihr vorteilhaft ist, aufs sorgfältigste beobachten soll. Auf den dramatischen Dichter angewandt, ergibt

¹⁾ Der Terminus stammt aus meiner Sprachtheorie und wird dort in dem Kapitel „Die sprachliche Darstellung“ ausführlich erläutert.

sich hieraus die Regel: daß er nichts in seiner Nachahmung bringen muß, was die Idee der Gegenwart nur im mindesten erschweren, und noch viel weniger, was sie aufheben könnte“ (II, 150f.).

Noch einmal: „Die Personen des Drama tragen Gedanken vor, die eben jetzt erst entstehen; der Volkslehrer Gedanken, die er vorhin schon durchdacht hat: jene sind in äußerer Unruhe und schwanken zwischen Ideen und Empfindungen hin und her; dieser ist in äußerer Ruhe und hat mit seinem Einen Gegenstande auch nur eine bleibende Hauptempfindung, die er nach Wohlgefallen ausbilden kann. In Hamlets Monolog über den Selbstmord ist der Gegenstand äußerst wichtig und persönlich aktuell.“ — „Und warum würde denn gleichwohl dieser Ton, dieses Gebärdenspiel sich für den Lehrstuhl nicht schicken? Darum nicht: weil Hamlet ganz in sich selbst versenkt ist, eben jetzt erst nachgrübelt, von Idee auf Idee, von Zweifel auf Zweifel gerät, und weil diese Situation nie die eines öffentlichen Lehrers sein kann“ (II, 180f.).

Das gehört in der Tat zum Stilgesetz der dramatischen Rede, die auch fern von den Brettern im lebendigen Leben gesprochen wird. Der Bauer vor Gericht soll sagen, warum er in einem Raufhandel den anderen niedergeschlagen hat, und im Nu gestaltet sich sein Bericht zu einer kleinen dramatischen Szene mit Deixis am Phantasma. Der sinnende, grübelnde, überlegende, räsonierende Sprecher auf den Brettern will den Zuschauer teilnehmen lassen an dem Fluten und Gewoge der inneren Bilder und der Gedanken. Nun, so setzt er eben wie immer seinen Körper ein, läßt ihn geschüttelt, umhergeworfen, gewendet werden von der unsichtbaren Flut, die ihn bedrängt. Der Gang bald rasch, bald gestoppt und gewendet, die Hände, der Kopf — wer vermöchte auch nur einigermaßen begrifflich erschöpfend anzugeben, was sie „malend“ und andeutend spiegeln können? Mit der Deixis ist es so, daß wir nirgends besser als hier das Urbild des Zeigens am Phantasma, welches abgeschwächt in jeder moderierten, weitgehend entdramatisierten, aber immer noch anschaulichen Rede vorkommt, studieren können.

Daß dabei auch Unanschauliches wie Anschauliches behandelt und z. B. lokalisiert, daß logische Scheidungen räumlich symbolisiert, logische Wendungen durch räumliche angedeutet werden, setzt nur den in Staunen, der nichts weiß von seinem eigenen Denkverlauf und wie darin (nur ganz verblaßt, schematisch und vielfach ohne den sichtbaren Erfolg in ausgeführten Körperbewegungen) genau dieselben oder ähnliche Versinnlichungen tagtäglich vorkommen. *Quales sint varium est, esse nemo negat.* Keiner nämlich von den Denkpsychologen, der die Dinge mit zureichenden Mitteln studiert hat. Das eine stets bereite Zeigfeld des Sprechers und Spielers (sein vom Hier — Jetzt — Ich aus bestimmtes Rechts — Links, Vorn — Hinten, Oben — Unten, Früher — Später, Du — Er) ist

ein Feld, in dem er auch das Phantasierte und Erinnernte unterzubringen vermag. Bald kommt dabei der Berg (das Abwesende) zu Mohamed, bald geht Mohamed zum Berg, d. h. der Erlebende fühlt sich hinversetzt an den Ort des abwesend Erinnernten oder Phantasierten. Im ersten Fall bevölkert die Phantasie den anwesenden Bühnenraum mit ihren Gebilden; das Gespenst auf der Bühne und alle Erscheinungen, mit denen der Spieler wie mit Präsentem verkehrt, liegen ganz auf der Linie der gewöhnlichsten Versinnlichungen, an denen er wie am wahrnehmungsmäßig Gegebenen seine affektiven Bezugswendungen ausführt, seine Haltungs- und Handlungsininitien manifest werden läßt.

Es ist wieder so bei ENGEL, daß diese Erkenntnis implizite in seinem Konzept enthalten ist. „Die nämliche Attitüde behält der Körper nie, wenn innerlich die Gedanken umsetzen; war anfangs der Kopf nach der rechten Seite gerichtet, so dreht er sich jetzt nach der linken. Doch mischt sich vielleicht in dies analoge Gebärden-spiel schon viel Absichtliches ein“ (I, 129). Versteht sich: wie überall, wo überdeutlich herauspräpariert werden muß, damit es auch von blöden Augen gesehen und nicht mehr übersehen werden kann, was sonst nur spurenhafte da ist. Das mitgefallene Beiwort *analog* vor ‚Gebärden-spiel‘ aber wird dem Theoretiker ENGEL zum terminus technicus; es soll eine Analogie zwischen der sichtbaren Gebärde und dem Erlebnis bestehen. Das Analogieprinzip beherrscht ein Teilgebiet des Ausdrucks nach ENGEL. KLAGES griff später diese Idee auf; und ungefähr bis zu dem Punkte, wo KLAGES einsetzt, hatte ENGEL sie in seinen Überlegungen geführt, wobei er nicht versäumte, auf die Herkunft des Analogie-Gedankens aus der Antike hinzuweisen.

4. Erst nach diesen Erläuterungen versteht man eine Dreiteilung der ausdrückenden mimischen Erscheinungen, welche von ENGEL an den Anfang gestellt wird (I, 95f.), die Klassifikation in willkürliche, analoge und physiologische Gebärden. Die „willkürlichen“ sind die Handlungsininitien, die „analogen“ äußere Bewegungen, welche die inneren Bewegungen, z. B. des Gedankenspieles spiegeln, und die dritte Gruppe wird so erläutert: „Noch nie hat uns jemand auf eine befriedigende Art erklärt, warum traurige Ideen auf die Tränendrüsen, lächerliche auf das Zwerchfell wirken; warum die Angst unsere Wangen entfärbt, die Scham sie rötet. Alle diese Gebärden will ich unter dem Namen der physiologischen zusammenfassen.“

Der historisch Bewanderte sieht hier die DARWINSche Frage an die Gebärden vorbereitet und weiß auch, daß die dritte Gruppe

von PIDERIT und DARWIN an bis auf WUNDT und seine Schüler zum dominierenden Forschungsobjekt gemacht worden ist. Was ENGEL über Lachen, Weinen u. dgl. m. zu sagen weiß, ist belanglos¹⁾. Fruchtbar dagegen könnte eine Diskussion mit ihm über das Verhältnis der Handlungsinitien zu den sogenannten analogen Gebärden werden. Wir haben unseren Bericht schon so angelegt, daß man sieht, wie der Hiatus, der bei ENGEL noch zwischen beiden „Klassen“ besteht, theoretisch aufgehoben werden kann. Das deiktische Moment in beiden ist verbindend. Es ist die Frage, ob das (wie es dasteht) dunkle Analogieprinzip entweder präziser gefaßt werden kann, oder entbehrlich wird, wenn man die von vornherein viel plausiblere und leicht verifizierbare Initienidee zu Ende denkt.

5. Wir eilen dem Schluß des Referates entgegen. Das mit den Handlungsinitien ist einwandfrei auf behavioristische Beobachtungen gegründet. Daß man mit ihnen noch nicht alles getroffen hat, weiß ENGEL ebenso gut wie wir. Die Aktionen bleiben ja weder auf der Bühne noch im Leben stecken in ihrer Exposition, ihrem Ansatz, sondern werden zum Teil wenigstens auch durchgeführt. Und die Art der Ausführung bietet eine zweite Gruppe von Ausdruckssymptomen. Wir wollen sie, um einen schlichten Terminus zu haben, die *Verlaufsmomente* nennen. Sie sind es vor allem, was ENGEL im Auge hat, wo immer er die Klasse der ‚analogischen‘ Gebärden bildet; doch sei ohne weiteres zugegeben, daß sich seine und unsere Scheidung nicht restlos deckt. Immerhin führt die Konzeption des Begriffes ‚Verlaufsmomente‘ geraden Weges auf ein von ENGEL gesehenes und erlebtes Problem. Die Lehre von den menschlichen Affekten war von DESCARTES und SPINOZA an rein

¹⁾ Er weiß im Grunde nur, wie man es als Schauspieler einzusetzen habe und ökonomisch damit umgehen soll: „Eine Wut, die sich das Haar zerrauft, die das ganze Gesicht verzerrt, und brüllt, bis alle Muskeln einzeln aufschwellen und die Augen mit Blut unterlaufen; so eine Wut kann in der Natur sehr wahr sein, aber in der Nachahmung wäre sie widrig.“ — „Ich kenne Schauspieler, die es nicht mehr als einen Augenblick kostet, um die Augen mit Tränen zu füllen.“ „Wohl dem Schauspieler, der eine solche Fertigkeit hat und gut damit hauszuhalten weiß; denn allerdings tut eine herabrollende Träne oft die glücklichste Wirkung.“ Doch „der Schauspieler, der es kann, prüfe sich ja, eh er sich so ganz dem Strome der Phantasie überläßt, ob er genug Genie ist. Kann er nach SHAKESPEARES Ausdruck noch mitten im Strome, mitten im Sturme, mitten sozusagen im Wirbelwind der Leidenschaften sich mäßigen und die Forderungen seiner Kunst erfüllen: ja, dann ist er wahres Genie, und wird durch sein Spiel erschüttern, wenn uns andere nur rühren“ (I, 104 ff.). — Über die Gesetze des physiologischen Geschehens, dessen Beherrschung hier vorausgesetzt wird, schweigt sich ENGEL in weiser Zurückhaltung aus.

erlebnispsychologisch orientiert und aufgebaut; was Freude und Zorn, was Neid und Eifersucht sei, glaubte man adäquat und reinlich mit den Mitteln der introspektiven Analyse allein bestimmen zu können. Wer es nun mit all dem, wer es mit der ganzen Mannigfaltigkeit der menschlichen Affekte gleichsam von außen her wie ein Beobachter im Theater zu tun hat, muß irgendwann und irgendwie auf die Frage stoßen, ob die Analyse der ‚Philosophen‘ und seine eigenen Beobachtungen zu demselben Ergebnis führen oder nicht. ENGEL schwankt; bald heißt es so:

„Der Mimiker, der nur mit den äußeren Erscheinungen der Leidenschaften zu tun hat, muß sich überhaupt dem Philosophen, der ihre innere Natur entwickelt, nicht zu ängstlich zur Seite halten und ihm weder in Erklärungen noch in Eintheilungen zu gewissenhaft folgen. Denn *es giebt für den Philosophen Einheit, die für den Mimiker Mannichfaltigkeit wird, und wiederum giebt es für den Philosophen Mannichfaltigkeit, die sich für den Mimiker in Einheit verwandelt*. Eine und dieselbe Quelle kann in mehrere Bäche ausströmen, aber auch verschiedene Quellen können zu Einem ungetheilten Bache zusammenfließen.“

„Der Philosoph kann den Neid, wenn er will, von der Mißgunst unterscheiden; er kann sagen, daß jener aus Selbsucht, dieser aus Feindschaft entspringt; daß Cato den Feinden der Republik, die er als seine eigenen ansah, ihre Ehrenämter nur gemäßgönnt, Cäsar und Pompejus ihre Vortheile einander beneidet haben. Der Unterschied ist merkwürdig und wahr; aber um ihn zu finden, muß man bis ins Innere der Seele dringen: im äußern Gebärdenspiel zeigt sich keiner. Beyde Affekte verziehen das Gesicht zum Verdrusse; beyde können ihren Gegenstand mit seitwärts geworfenen Blicken anschieln, beyde dem Körper eine halbverwandte Stellung geben. Nicht einmal der stärkere oder geringere Grad, das Edlere oder Unedlere des Ausdrucks, kann hier zum Unterschied dienen; denn Mißgunst kann eben so heftig als Neid und kann eben so unedel seyn. Zu geschweigen, daß auch Neid und Mißgunst zusammen in ihrem Ausdruck nichts Eignes haben, wodurch sie sich vom Argwohn oder wenigstens vom Haß unterschieden. — LE BRUN zeichnet uns zuerst die Eifersucht, dann den Haß. Wir hoffen, unter den zwey verschiedenen Rubriken, zu den zwey verschiedenen Blättern, nun auch zwey verschiedene Beschreibungen zu lesen; aber vergebens!“ (I, 230f.).

Streng genommen wäre aus der ersten, methodisch sehr beachtenswerten und ganz unbefangenen Mannigfaltigkeitsüberlegung zu folgern, daß manchmal die Betrachtung von innen und dann wieder die von außen zu einem feineren, differenzierteren Ergebnis führt. Oder so: daß manche Erlebnisnuancen unausdrückbar bleiben, während anderes wieder manifest wird, was introspektiv nicht faßbar ist. ENGEL hätte nicht versäumen dürfen, auch die von ihm angedeutete Gegenrechnung aufzumachen und durchzuführen. Eine günstige Gelegenheit dazu hätte ihm z. B. sein eigener treffender Hinweis auf die Mehrdeutigkeit des malerischen Ausdrucks in vielen Fällen bieten können. Wer heute diesen Hinweis aufgreift, kommt systematisch zu folgenden Überlegungen:

Erstens: wie verhalten sich die Ausdrucksmittel des Schauspielers zu denen des Malers? Antwort: Der Schauspieler verfügt anders wie der Maler und Bildhauer über die Mittel der (zeitlichen) Verlaufsgestalten, die ENGEL später sehr gut so wie die alten Griechen schon im Begriff des ‚Musikalischen‘ erfaßt. Alle Sukzessionsgestalten, die des Tanzes und die der Rede genau so wie die engere Gruppe, die zum Melos gehört, rechnet ENGEL wie die griechischen Theoretiker zur ‚Musik‘. Über die spezifischen Ausdrucksmittel der musikalischen Künste in diesem weiten Wortsinn stehen vom sprachlichen Ausdruck her entwickelt einige auch heute noch lesenswerte Bemerkungen im zweiten Band der ENGELschen Mimik (vgl. bes. II, 95 ff.).

Dann wäre zweitens zu sagen: wer einmal gefunden hat, daß mitunter am sichtbaren Ausdruck mehr zum Vorschein kommt als der Ausdrückende selbst erlebt, der muß als Theoretiker auch vollen Ernst damit machen. Der Begriff der *Innerlichkeit*, welcher als Korrelat zum Begriff des Ausdrucks gehört, verlangt und verträgt durchaus eine Erweiterung über das aktuelle Erlebnis hinaus auf das weite Gebiet dessen, was man im Rahmen der Erlebnispsychologie als „dispositionell“ gekennzeichnet hat. Auch Dispositionelles wird manifest im Ausdruck.

Und dann last not least das Dritte: es ist ja gar nicht ausgemacht, daß die Ausdrucksmittel des Schauspielers auf die direkten Offenbarungen an seinem eigenen Körper beschränkt sind und beschränkt bleiben müssen. Der umsichtige Theoretiker von heute wird von dem, was er auf unserer Bühne sieht, nachdrücklich auf den *indirekten* Faktor aufmerksam gemacht. Und der hätte an dieser Stelle bei ENGEL zugunsten der Beobachtung von außen in der Gegenrechnung aufscheinen müssen. Kraß gesagt (in der Sprache des Bühnenvolkes) wird damit das weite Feld jener Ausdrucksmittel erschlossen, die streng genommen, nicht mehr dem einzelnen Spieler allein in procura gegeben sind, sondern weit hinübergreifen ins Ressort des Spielleiters und Regisseurs. Es muß die Frage GOETHES wiederholt werden ‚Aber was ist das Äußere am Menschen?‘ Ausnützen kann der Schauspieler auch all das, was ein umsichtiger Regisseur für ihn bereitstellt.

So ungefähr denke ich mir systematisch das Thema des unbestreitbar richtigen Mannigfaltigkeitssatzes im Buche ENGELS aufgenommen und durchgeführt. Er selbst bietet in seinen subtilen Theaterbeobachtungen, die er vor uns ausbreitet, die Handhabe dazu.

Mag stehen bleiben, was er sagt, daß das Schema der Bezugswendungen nur das Allgemeine und Gemeinsame, noch nicht das „Eigene und Unterscheidende“ der Affektausdrücke trifft (I, 161). Dies Spezifische aber, was uns als Zuschauer den Haß von der Eifersucht und noch viel Feineres mit Sicherheit unterscheiden läßt, wird gewiß so, wie es ENGEL beschreibt, an den Verlaufsmomenten der ausgeführten Handlung, aber nur zum Teil am Leibe des Darstellers und zum anderen ebenso wichtigen Teil an indirekten Kriterien erfaßt.

Wir setzen hier den Schlußpunkt. Es käme wenig dabei heraus, wollte man die Mannigfaltigkeit der Affekte, wie sie ENGEL nun doch im Erlebnisaspekte entworfen hat, im Referat noch einmal zeichnen. In einer allgemeinen Geschichte der Psychologie, wäre interessant zu sehen, wieweit sich ENGEL bei seiner Wanderung durch das Reich der Affekte an die durch DESCARTES und SPINOZA begründete, traditionelle Lehre anschließt und wie weit er sich von ihr entfernt. Die moderne Ausdruckslehre dagegen wird aus den weit ausgesponnenen Erörterungen ENGELS kaum systematisch wichtige Gesichtspunkte entnehmen können. Anders, wer sich einmal zu dem mühevollen Unternehmen einer erschöpfenden Inventarisierung der pantomimischen Gebärden entschließen sollte. Der fände bei ENGEL allgemein vorbereitet, was PIDERIT und LERSCH nur im Sektor der Mimik des menschlichen Gesichtes durchzuführen versucht haben.

6. In knappen Sätzen lautet das Ergebnis:

I. Gälte es, ein Motto für das Buch von ENGEL zu finden, so würde ich in seinem Sinn schreiben: „Handle Spieler und zerschwatze Dein Erlebnis nicht!“ ENGEL ist der *Aktionstheoretiker* des Ausdrucks und darum verstehen wir ihn heute so gut. Nicht nur der stumme Film, sondern auch das Theater und der Stil des kultivierten Lebens von heute vermeiden, wo sie können, das spezifisch Pathetische, d. h. (das Wort im weitesten Sinn genommen) alles, was als selbstzwecklich ausdruckshaltig und darum losgelöst vom sachbezogenen Handeln und vom sachlich darstellenden Sprechen hervorgebracht wird. Vermeidet dies und zieht es vor, das Zumutesein zwischen den Zeilen zu offenbaren. Wozu gewiß auf beiden Seiten, beim Sender und Empfänger, ein bestimmtes Maß von Können und Übung gehört.

II. Auf demselben Erscheinungsgebiet, wo DARWIN später der Charakter einer scheinbar lebenszwecklichen Überflüssigkeit

und Sinnlosigkeit von Muskelbewegungen in die Augen sprang, sieht ENGEL noch völlig unbefangen die soziale Funktion. Er betrachtet die mimischen Bewegungen von vornherein wie die Lautsprache als Kommunikationsmittel, er betrachtet sie als eine andere Art von Sprache. Darum gehört im logischen Aufbau seiner Ideen der von ihm lehrreich durchgeführte Vergleich von Mimik und Lautsprache an den Anfang. Die Distinktion von „malenden und ausdrückenden Gebärden“ ist einer der *Schlüsselsätze* in seinem Lehrgebäude und als solcher von ihm erkannt und explizite formuliert worden. Ein zweiter Schlüsselsatz, ein zweites Axiom in ENGELS Ideen wäre in reinsten Form etwa so zu fassen: *Ausdruckshaltig sind Handlungsmomente.*

III. Daß auf der Bühne die Handlungsinitien eine hervorragende Bedeutung erlangen und von guten Spielern pfleglich herausgearbeitet werden, geschieht aus demselben Grunde, der den Dichter dazu bestimmt, mit Sorgfalt die Exposition des ganzen Dramas aufzubauen. Dichter und Spieler tun das Erdenkliche, um den Zuschauer zu einem Mitwissenden zu machen, auf daß er, was an äußerem Geschehen vor ihm abrollt, von innen her verstehe. Die einzelne Handlung wird genau so wie das ganze Drama in der Anlage, an den Initien von vornherein durchsichtig gemacht; die pfleglich herausgearbeiteten Initien eröffnen einen Einblick in das Konzept und das heißt in die Innerlichkeit des Handelnden. Bei der Durchführung kommt es dann auf die *Verlaufsgestalten* und am Ende oft auf die *Finalmomente* an. Dies fügen wir ergänzend der Analyse ENGELS bei.

IV. Schon die griechischen Grammatiker kannten und beschrieben im Bereich der Lautsprache das Phänomen der sprachlichen Deixis und die Zeigwörter. ENGEL kennt und schätzt die *mimische Deixis* nach ihrem vollen Gewichte richtig ein. Er beschreibt die fundamentalen affektiven Bezugswendungen und weiß auch über das Phänomen der Deixis am Phantasma (wie wir es nennen) Treffendes zu sagen.

Wer das nun alles zusammenhält, mag wohl mit einigem Erstaunen fragen, warum ein derart abgerundetes Lehrgebäude in den Händen der medizinisch vorgebildeten Analytiker des menschlichen Ausdrucks im 19. Jahrhundert wieder zerfiel; warum das System der ENGELSchen Ideen wieder abgetragen und in seine Bauelemente zerlegt wurde. Eine Art von Steinbruch ist es, wie wir zeigen werden, allen gewesen; mehr aber nicht. Und das hat

seine historischen Gründe. Wie in den Sprachwissenschaften das Lehrgebäude der rein descriptiven antiken Grammatik vor dem erweiterten Tatsachenblick und analytischen Scharfsinn der Sprachvergleichler und Sprachhistoriker nicht stand hielt sondern weitgehend abgetragen wurde, ähnlich erging es dem System von ENGEL. Die physiologischen Analytiker mußten in der Ausdruckstheorie zunächst einmal ihre historische Mission erfüllt haben, bevor man rückblickend das Alte wieder richtig zu schätzen und für den Neubau zu verwerten vermochte. Diese Rückwendung ist mit einer modernen Bewegung, als deren Führer KLAGES bezeichnet werden darf, eingeleitet worden. Wir selbst haben hier zum erstenmal versucht, das System von ENGEL in moderner Sprache wiederzugeben und von einem Punkte aus durchzukonstruieren.

IV. Die Respirationstheorie der Mimik von CHARLES BELL.

Im Jahre 1806 erschien die erste, 1824 die zweite und 1844 die dritte Auflage des Buches von CHARLES BELL, "The Anatomy and Philosophy of Expression as connected with the fine arts" (London, John Murray). Vor mir liegt die vierte von 1847 mit einem wichtigen Appendix: "On the nervous system" by ALEXANDER SHAW. BELL war schon 1842 vor der dritten Ausgabe gestorben und hatte im Manuskript den eigenen alten Text dieses Abschnittes durchgestrichen; trotzdem war er noch einmal gedruckt worden, und erst für die neue Ausgabe erhielt SHAW, ein Mitarbeiter des großen Anatomen, den Auftrag, den wichtigen Abschnitt im Sinne der letzten Auffassungen BELLS neu zu schreiben. So ist der zusammenfassende Bericht eines Berufenen über die Lebensarbeit BELLS, eine spannende Einführung in die Leitideen der vergleichenden Anatomie des Nervensystems der Tiere und des Menschen daraus geworden. Ohne eine orientierende Vorkenntnis dieser Leitgedanken ist das Ausdrucksbuch, das als ihre Krönung betrachtet werden darf, aber für einen größeren Leserkreis, vor allem auch für Bildhauer und Maler geschrieben ist, nicht vollständig zu verstehen. Mit ihr dagegen erscheint es in einigen Punkten so frisch, als wäre es von gestern.

BELL war der erste, der die Ausdrucksforschung durch eine aus der modernen, biologischen Medizin geborene Betrachtungsweise befruchtet hat. Er lehnt, ähnlich wie LICHTENBERG, mit sicherem Takt die physiognomischen Spekulationen LAVATERS und die GALLSche Schädellehre (die in seinen Tagen die Gemüter weithin erhitzte) ab und beschäftigte sich in einer neuen Art und Weise mit der Pathognomik. Seine Materialkenntnis entstammt zwei Quellen, erstens dem weiten Beobachtungsfelde eines aufmerksamen Arztes, der sich vom ersten Atemzug des Neugeborenen bis zum Todeskampf der Sterbenden auf dem Schlachtfeld und im Spital keines der starken Bilder entgehen läßt. Er nimmt sie auf und hält sie fest

mit dem Auge und der zeichnenden Hand eines geschulten Künstlers. Denn zweitens, das ist er auch und zwar nicht nur nebenbei. Zu den Vorbereitungen der dritten Ausgabe seines Buches gehört eine ausgedehnte Forschungsreise nach Italien, unternommen, um an Ort und Stelle Gemälde und Statuen der alten Meister auf menschlichen Ausdruck hin kritisch zu analysieren "and to verify in Italy the principles of his criticism in art"; minutiöse Notizen aus dem Reisetagebuch beleben die neue Auflage. Vor allem ist es MICHEL ANGELO, dessen Anatomie und Ausdruck der Anatom kritisch bewundernd verfolgt; er sieht in ihm den kühnsten Darsteller des dynamisch starken menschlichen Ausdrucks und findet ihn (anatomisch) ‚wahr‘ bis in subtile Züge hinein. Der Historiker der Ausdruckstheorie mag anmerken, daß demnach MICHEL ANGELO dem Kunstanatomen BELL ungefähr so wie SHAKESPEARES Dramen und deren Darstellung den Theaterbeobachtern um ENGEL zum treibenden ‚Erlebnis‘ geworden ist. Die beiden größten Barockmeister setzten demnach durch ihre Werke den Impuls zum Aufschwung der modernen Wissenschaft vom Ausdruck.

Im übrigen ist BELL weit davon entfernt, starken Ausdruck in jedem Kunstwerk zu fordern¹⁾ und schreibt in den zwei letzten Kapiteln einsichtig über den Unterschied des plastisch und des malerisch erfaßten und wiedergegebenen Ausdrucks. Ihm dahin zu folgen, liegt nicht in meiner Absicht; er illustriert den verständigen Satz:

„Wenn der Arzt am Krankenbette (Leidens-) Symptome studiert, wenn der Schauspieler auf den Brettern das Leiden mimit, der Maler es malt und der Bildhauer es in Marmor verkörpert, sind sie wohl alle Beobachter der Natur, aber jeder sieht sie auf seine Weise und erlebt sie beeinflußt von der Endabsicht seiner Beobachtung“ (219).

Die Endabsicht (um das Wort aufzugreifen), von welcher her die Analyse BELLS bestimmt ist und verstanden werden muß, ist die eines vergleichenden Biologen großen Formates. Eines vordarwinischen Forschers natürlich; doch ob ihm dies im Felde der Ausdruckstheorie zum Nachteil oder Vorteil gereicht, wäre mit einem Wort nicht zu entscheiden. Ein Leser, der die Geschichte der Sprachwissenschaften im 19. Jahrhundert kennt, denke parallel dazu einen Augenblick an die Leistung der ersten, noch rein phäno-

¹⁾ Zu seiner Auffassung darübers. S. 60 f. und besonders die köstliche Anmerkung dort über die Ausdrucksindifferenz im Gesicht der Mediceischen Venus. Allgemeines Ergebnis: Die antiken Künstler „unterstrichen die Form- und Proportionsschönheit, aber nicht den Ausdruck, der in ihrem System ausschließlich zu der (von ihnen vermiedenen) menschlichen Individualität gehört“.

menologisch orientierten Sprachvergleicher; er denke an Männer wie FRANZ BOPP, er denke auch an W. VON HUMBOLDT. Wer mit der Erwartung, in BELL einen *phänomenologischen*, d. h. noch nicht spezifisch auf Entwicklungsfragen gerichteten Vergleich der körperlichen Ausdrucksorgane und Ausdrucksphänomene von Tieren und Menschen zu finden, an die Lektüre der 'Anatomy and Philosophy of Expression' geht, wird nicht enttäuscht sein. Ja, ich behaupte sogar, daß uns heute nach dem Abflauen einer Psychologie, die man allzu darwinistisch nennen könnte (wenn man dem echten DARWIN selbst damit nicht teilweise unrecht täte), daß uns heute bestimmte Momente in der Konzeption von BELL wieder unmittelbarer ansprechen, als das, was Spätere dachten. Dazu gehört einiges, was DARWIN übernommen und anderes, was ihn und seine Zeitgenossen, weil sie es mißverstanden, in Harnisch gebracht hat¹⁾. BELL denkt in mancher Hinsicht moderner als DARWIN und moderner als WUNDT; ich werde damit beginnen, dies zu beweisen.

1. SHAW behauptet, die Leistung BELLS auf dem Gebiet der Anatomie und Physiologie des Nervensystems könne füglich mit der Entdeckung des Blutkreislaufes durch HARVEY verglichen werden, und hebt zwei Endergebnisse heraus. "He first established that the nerves of Motion are distinct from those of Sensation" (267). Es kommt, wenn man den Schritten des rückblickenden Berichtes folgt, in der Tat eine außerordentlich eindrucksvolle Konsequenz experimenteller und klinischer Arbeit, die zu diesem Ergebnis führte und den Namen BELLS in der Wissenschaft fortleben läßt (BELLSches Gesetz), zum Vorschein. Der Psychologe bemerkt zwischendurch, wie klar und sicher darin das Prinzip von den „spezifischen Sinnesenergien“, wie wir es nach JOHANNES MÜLLER zu nennen pflegen, an der systematischen Stelle erfaßt und formuliert wird; auch in dem Ausdrucksbuche wird es wiederholt gestreift und spielt, wie wir sehen werden, eine bestimmte Rolle bei der Ableitung der Zentralidee von BELL, um derentwillen wir ihn hier behandeln²⁾. Das zweite ist, daß BELL der Funktion nach eine

¹⁾ Die Gesamtleistung von BELL wird von DARWIN hoch eingeschätzt: „Man kann mit vollem Recht sagen, daß er nicht bloß den Grund zu diesem besondern Zweige der Wissenschaft gelegt, sondern bereits ein wertvolles Gebäude aufgeführt habe“ (2). Doch versteht DARWIN von den Funktionen des Zentralnervensystems zu wenig, um das BELLSche Modell in verdientem Ausmaß zu würdigen.

²⁾ Die vollständigste und klarste Formulierung des Prinzips in BELLS Ausdrucksbuch steht auf S. 84f. Das Verhältnis BELLS zu JOHANNES MÜLLER ist ausführlich besprochen und klargestellt in E. G. BORING „A history of experimental psychology“ (1929), S. 77ff.

Aufgliederung des Zentralnervensystems in drei Departements oder sagen wir: nach drei Regulationsbereichen vorschlägt. Man muß sich so ausdrücken, denn BELL ist ein ausgesprochener Funktionsanalytiker, in dessen Gedanken sowohl das Moment der großen vitalen Leistungen wie das von der Einheitlichkeit und relativen Autonomie der unterschiedenen Systeme ausschlaggebend sind.

Zu der Aufteilung der Funktionen des Zentralnervensystems in drei Regulationsbereiche gelangt er, was in dem Berichte SHAWS zwar angedeutet ist, aber doch nicht mehr als nur angedeutet bleibt, durch eine Konfrontation der allgemeinen Anforderungen und Leistungen, welche die Lebensumstände den Tieren und den Menschen abnötigen, mit anatomischen Befunden; wir werden darauf zurückkommen. Jedenfalls heißt es am Ende, es gäbe erstens ein Grundsystem (eine ‚original class‘) nervöser Verbindungen der Sinne und Bewegungsorgane des Körpers mit dem Rückenmark und Gehirn „their united function being to supply food, the first necessary want of all animals“. Man nennt, was er im Auge hat, heute vielfach im Gegensatz zu dem „vegetativen“ das „animalische“ System im Rückenmark und Gehirn. Davon auch anatomisch am schärfsten abgehoben ist das lang vor BELL bekannte und benannte sympathische System, welches als drittes bei ihm aufscheint. „Wie man gemeinhin annahm, liegt seine Bedeutung darin, die Träger der organischen Funktionen wie Sekretion, Aufnahme und Verarbeitung der Nahrung, Aufbau und Abbau im Körper usw. zu einer funktionellen Einheit zusammenzuschließen“ (S. 268)¹⁾. Verstehen aber muß der Ausdruckstheoretiker vor allem, wie und warum BELL ein zweites, mittleres System (ich wiederhole: funktional) vom ersten und dritten unterscheidet. Er nennt es die „respiratory-class“ von Innervationen, denkt aber ihr untergeordnet und von ihr gesteuert, nicht nur die Atemtätigkeit, sondern auch das Herz und noch einiges mehr.

Es sei die knappe Charakteristik SHAWS dazu wiedergegeben:

„Die zweite Klasse umfaßt eine Gruppe von Nerven, die sich von der obgenannten nach Ursprung und Verlauf deutlich unterscheidet. Ihr Ursprung liegt in einer ganz bestimmten Region des Zentralnervensystems, der medulla oblongata, und sie verlaufen in verschiedenen Teilen von Kopf, Nacken, Hals und Brust, die alle auch schon von der ursprünglicheren Nervengruppe (animalisches System)

¹⁾ „Their use has generally supposed to be, to unite in sympathy those organs by which the various organic functions are performed: such as *secretion, absorption, assimilation of the food, the growth and decay of the body, etc.*“

versorgt werden. Er zeigt, daß das so aufgebaute Nervensystem einen Atmungsapparat ermöglicht, der bei den niederen Tieren nicht vorkommt, sich aber in der Tierreihe allmählich soweit entwickelt, daß er beim Menschen nicht mehr allein der Sauerstoffversorgung des Blutes dient, sondern zum *Organ für Stimme und Ausdruck* wird. Diese Innervationsgruppe nennt er „respiratorisches System“. Diese beiden Systeme (animalisches und respiratorisches System) umfassen die vom Gehirn und Rückenmark stammenden Nerven“ (267).

Eine ähnliche Zusammenfassung von BELL selbst lautet:

„Ich sah, daß der ganze Körper (the whole frame) mitergriffen wird, wenn Ausdrucksbewegungen im Gesicht auftreten. Beim Versuch, dieses Mitschwingen (sympathy) zu erklären, wurde ich zu der Annahme geführt, daß im Körper ein eigenes nervöses (Teil-) System bestehe, dessen Funktion es ist, die Muskeln bei der Atmung, beim Sprechen und beim (mimischen) Ausdruck mitzubeeinflussen“ (212).

Der letzte Satz und das Endurteil des zusammenfassenden Berichtes über die Lebensarbeit BELLS, dem wir folgen, hebt hervor, BELL habe ein Chaos von Kenntnissen zu einem Kosmos umgestaltet:

„Bei rein anatomischer Betrachtung der einzelnen konstituierenden Nerven in ihren vielfach verschlungenen und verästelten Verflechtungen und Überkreuzungen zeigt sich ein Bild höchster Verworrenheit. Wendet man hingegen die systemgetragene Betrachtung von Sir CHARLES BELL an, so tritt durchgängig Plan und Ordnung zu Tage“ (268).

Mir scheint, dies Endurteil sei wohlbegründet und fair; und noch etwas scheint mir, nämlich daß die Sachverständigen von heute, daß Forscher wie W. R. HESS und andere Veranlassung nehmen sollten, den alten Ansatz von BELL mit ihrer eigenen Auffassung zu vergleichen. Es wird gewiß nicht so herauskommen, daß die Arbeit eines ganzen Jahrhunderts als fruchtlos und verschleudert zu betrachten ist; BELLS Kenntnisse sind in den technischen Details weit überholt. Aber die Idee einer Aufteilung des Zentralnervensystems in drei oder mehr funktionale Departments ist heute wieder so lebendig wie damals, als er sie zuerst konzipierte. Die Details müßten, wie gesagt, von einem Sachverständigen einmal sorgfältig herausgearbeitet werden. Die Ausdruckstheorie ist am stärksten interessiert an dem mittleren Teilsystem der BELLSchen Aufstellung; denn ihm ordnet er die Mimik des menschlichen Gesichtes unter. Wer den Terminus weit genug versteht, darf die BELLSche Lehre als eine *Respirationstheorie* des Ausdrucks charakterisieren.

2. Der Unterrichtete weiß, daß es lang vor DARWIN eine vergleichende Anatomie und Physiologie der Tiere und des Menschen gab. Ein Schulbeispiel für die Fruchtbarkeit des rein phänomenologischen Ordnungsverfahrens, dem sie oblag, ist die Respirationstheorie des Ausdrucks von CHARLES BELL. Er weiß, daß das Leben

der Tiere an einen Sauerstoffverbrauch in den Geweben gebunden ist und ordnet die Tiere nach ihren technischen Ausstattungen mit Organen, die der Atmung dienen. Da gibt es von den Fischen aufwärts im Wirbeltierstamm einige bemerkenswerte Anpassungsstufen, die sorgfältig notiert werden: daß die Schwimmblase der Fische ein Organ ist, welches der Lunge der Luftatmer entspricht, daß die Vögel noch kein Zwerchfell und damit noch keinen genau so wie bei den Säugern funktionierenden Brustblasebalg (isolierbar von der sogenannten Bauchatmung) haben, Derartiges wird notiert und in die feineren Konsequenzen hinein verfolgt. Gemeinsam ist den luftatmenden Wirbeltieren die angepaßte Verbindung von Herz und Lunge und die merkwürdige Doppelfunktion der Mundöffnung bei der Nahrungs- und Luftaufnahme. Zu all dem aber gehören, so schließt dann immer wieder der Erforscher des Nervensystems, unerläßliche Regulierungseinrichtungen im Gehirn und Rückenmark.

Der Luftdienst erhält aufsteigend in der Wirbeltierreihe ein aufgesetztes Organ (supperadded organ), die Apparatur der Stimme. BELL beschäftigt sich (wenigstens in dem Ausdrucksbuch) nicht eingehend mit der Tierstimme und ihrem Apparat; aber er setzt sie an am richtigen Platz in seiner Ordnungsreihe, die auf den Menschen hinzielt und mit dem Menschen abschließen muß. Für das spezifisch Menschliche braucht er im Bereich der Ausführungsorgane bestimmte Freiheitsgrade und im Bereich des Zentralnervensystems bestimmte, mit jenen Ausführungsorganen nervös verbundene Zentren. Es ist wahr, er denkt nicht im entferntesten daran, den König der Schöpfung zu entthronen; er läßt ihm das aristotelische Sondermerkmal eines animal rationale und setzt letzten Endes in dies Sonderkonto auch die artikulierte Sprache des Menschen ein¹⁾. Allein er muß als vergleichender Anatom und Physiologe dem Menschen das körperliche Instrument, welches dazu gehört, vorbereiten. Der Luftdienst muß imstande sein, auch die Lautproduktion der artikulierten Sprache zu übernehmen. Und noch etwas: der Lautsprache parallel läuft, wie er glaubt, die beim Menschen ebenso subtil ausgebildete Mimik des Gesichtes. Sie vermittelt nicht nur genau so wie die Lautsprache den sozialen Verkehr, sondern sie muß auch anatomisch und physiologisch begriffen werden, genau wie der Lautierungsapparat, als ein dem Atmungsdienst aufgesetztes Organ. Das ist so rein und abstrakt als möglich herausgestellt die Leitidee der BELLschen Ausdruckslehre.

¹⁾ „Wer sich nur einen Augenblick lang überlegt, was den Hauptunterschied zwischen Mensch und Tieren ausmacht, erfaßt, daß es die Sprache ist“ (32).

Leitideen müssen sich im Kampf mit ihresgleichen erhalten oder untergehen nach dem Grade ihrer Fruchtbarkeit für die empirische Forschung. BELLS Idee (so umfassend verstanden, wie er sie meint), hat nach meiner Ansicht ihre historische Mission erfüllt. Denn ein gut Teil der menschlichen Ausdrucksbewegungen, der mimischen und der pantomimischen, geht in der Tat aus dem Luftdienst hervor oder hängt doch irgendwie mit ihm zusammen. Wichtig ist, daß ein nachverstehender Historiker sich nicht von vornherein eigensinnig bestimmte Tore versperrt, die BELL geöffnet denkt und geöffnet wünscht: der Nahrungsdienst wird eigenartig einbezogen, er geht sogar voraus im ordnenden Schöpfungsplan, den BELL entwirft. Denn obenan steht unter den Lebensnotwendigkeiten, daß sich das bewegliche Tier die Nahrung verschaffen muß durch Körperbewegungen und sonst ein geeignetes Verhalten, wozu es mit Organen gehörig ausgestattet sein muß. Wir greifen mit das Bemerkenswerteste aus den spezifisch anatomischen Beiträgen BELLS zur vergleichenden Ausdruckslehre heraus, wenn wir diesen Satz im Sinne BELLS an einem Beispiel erläutern.

3. Jedes Kind weiß, daß es Fleischfresser, Pflanzenfresser und Omnivore unter den Säugern gibt und daß der Mensch zu den Omnivoren gehört. BELL zeigt im Bilde die Gesichtsmuskulatur eines Löwen und eines Pferdes, vergleicht beide mit der Gesichtsmuskulatur des Menschen und beweist im Texte, daß man die Muskulatur um den Mund des Menschen vergleichend anatomisch als etwas drittes neben beiden aufzufassen habe. Die Mundmuskulatur des omnivoren homo sapiens ist viel reicher als die des Löwen oder Pferdes; sie enthält sozusagen beide Systeme in einem, weil der Omnivore ja für beides zugleich, für Fleisch- und Pflanzenkost, ausgestattet sein muß. Die fleischigen Lippen der Grasfresser sind, wie jeder weiß, der einmal eine Kuh oder ein Pferd aus der Hand fressen ließ, ein außerordentlich bewegliches Rupforgan, das im Ganzen weit vorgeschoben wird und wie eine Polsterzange zufaßt in Kooperation mit der Zunge. Die Muskulatur um das Löwenmaul dagegen verrät ebenso unzweideutig, daß sie vor allem dazu geeignet ist, die Mundspalte breit aufzureißen und die Lippen zurückzuziehen von dem Greiforgan der Raubtierzähne. Der Mensch hat und kann beides; charakteristisch ist für ihn als Tier der kräftige Rundschießer des Mundes (Orbicularis oris), der die Spalte, wie die Schnur eines ledernen Tabakbeutels schließt; charakteristisch ist weiter die reiche Mannigfaltigkeit

von Antagonisten des Rundschließers, die ein Omnivore gewiß gut brauchen kann¹⁾).

Solche Überlegungen dürften Hand und Fuß haben; denn warum sollten die Säuger nicht eine der Nahrungsaufnahme spezifisch angepaßte Mundmuskulatur haben, wo doch die Vögel mit einer Formenwelt wohlangepaßter Schnäbel daneben stehen? Merkwürdig nur, daß BELL die Betrachtungen am Menschen nicht zu Ende führt. Sonst wäre er geraden Weges auf etwas gekommen, was erst durch PIDERIT und WUNDT herausgearbeitet und zu einem wertvollen Bestandteil der medizinischen Betrachtungsweise des menschlichen Ausdrucks erhoben worden ist. Was ich im Auge habe, sind die *Verkostungsgesten*. Das neugeborene Kind schon zeigt nach KUSSMAUL, GENZMER und PREYER charakteristisch unterschiedene Aufnahmereaktionen für süße, und Abwehrreaktionen gegen bittere und saure Flüssigkeiten, die experimentell in seinen Mund gebracht werden. Es wird später zu zeigen sein, welche mimischen Züge damit in Zusammenhang gebracht und darauf zurückgeführt werden von PIDERIT und WUNDT. In der vergleichend anatomischen und physiologischen Analyse BELLS hätten der Löwe (oder die Hauskatze und der Hund) und das Pferd (oder Rind, Ziege, Schaf) im Vergleich mit dem Menschen (und anderen Omnivoren) noch einmal auftreten und zeigen müssen, wie sie sich bei der natürlichen Nahrungsuntersuchung, die dem Fressen vorausgeht, verhalten. Wohl möglich, daß nur der Omnivore es prinzipiell darauf ankommen läßt, das zu Erprobende in den Mund zu nehmen, um dann erst zu entscheiden, was damit geschehen soll. Das hieße auf eine kurze Formel gebracht, die man nicht allzu wörtlich nehmen darf, daß nur er, der Omnivore, der eigentliche *Kostprübler* unter den Tieren ist. Und so wäre der Befund von PIDERIT vergleichend biologisch unterbaut im Sinne und durch das Konzept von BELL.

Man beachte den Potentialis der letzten Sätze; ich selbst bin nicht imstande, auf entscheidende Beobachtungen zu der gestellten Frage hinzuweisen. Sie wird gestellt von einem Historiker, der bemüht ist, BELLS Konzept genau zu verstehen und im Rückblick vom Heute aus konstruktiv mit späteren Gedanken in Verbindung zu bringen. Der Faden reißt ab bei BELL; er differenziert den Nahrungsdienst, auf den er systematisch als vergleichender Biologe des Ausdrucks gestoßen ist, nicht genügend von dem anderen, was ihn vor allem beschäftigt, und das ist eben der Atmungsdienst. Es wäre der Mühe wert, wie mich dünkt, die Idee des verblüffend

¹⁾ Über die anatomischen Einzelheiten siehe vor allem S. 135f.

einfachen vergleichenden Verfahrens in seinem Stile wieder aufzunehmen und mit den Befunden von PAWLOW und CANNON in Zusammenhang zu bringen.

BELL überspringt gar manches, sitzt bald wieder unversehens auf seinem Steckenpferd und gelangt zu einer Behauptung, die ihm den heftigen Widerspruch DARWINS und anderer eintrug. Zu der Behauptung nämlich, das menschliche Gesicht sei über die an sich schon reiche Ausstattung eines Omnivoren mit Mundmuskeln hinaus noch mit einer Zusatzapparatur von spezifischen ‚Ausdrucksmuskeln‘ versehen. Ich bin der Sache nachgegangen, weil niemand bis heute sich die Mühe genommen hat, sie an der Quelle zu untersuchen, und kann Belege dafür erbringen, daß man die Lehre BELLS überspitzt zur Darstellung brachte, um sie leichter und summarisch widerlegen zu können. BELLS Zeichnungen und Beschreibungen der mimischen Muskulatur des Menschen sind vorzüglich und nur in geringfügigen Details von den späteren Bildern im anatomischen Atlas von HENLE, die man bis heute wiederzugeben pflegt, und von den experimentellen Aktionsanalysen DUCHENNES übertroffen. Physiologisch werden die Gesamtausdrücke von BELL in der Regel so bestimmt: das und das kommt auch bei Tieren vor, bestimmte Züge aber oder bestimmte Gesamtausdrücke sind spezifisch menschlich. Was die Muskulatur angeht, so übertrifft der Mensch nach BELL alle Tiere zunächst einmal generell nach dem Gesichtspunkt der feinen Differenzierung. Um den menschlichen Mund herum sind die Muskeln so gruppiert, daß speziell die Mundwinkel in der differentesten Art und Weise und in kontinuierlicher Abtönung nach oben oder unten und mit wechselnden Zuschüssen nach außen (d. h. nach den Ohren hin) gezogen werden können. Ähnliches gilt für die Muskulatur um die Augen herum und speziell für die Züge am inneren Augenwinkel oben. Dem Auge der Tiere, auch dem der Affen fehlt nach BELL der Augenbrauenrunzler (*Corrugator supercilii*)¹⁾, der die senkrechten Stirnfalten erzeugt; ein zweiter Favorit BELLS in der Liste der spezifisch menschlichen Antlitzmuskeln ist unter denen um den Mund herum der Herabzieher der Mundwinkel (*depressor anguli oris*, er wird auch *triangularis oris* genannt).

Es sei nun an mehreren Beispielen erläutert, wie er die Mitwirkung dieser Muskeln an Gesamtausdrücken interpretiert. Der Ausdruck der *Wut* am Stier und an Tigern (im zoologischen Garten

¹⁾ PIDERIT schreibt dagegen: „Jeder Hundeliebhaber wird bestätigen, daß die senkrechten Stirnfalten dem hündischen Minenspiel keineswegs fehlen“ (58). was ich nicht kontrollieren kann.

studiert), wird mit dem menschlichen Wutausdruck verglichen; recht fein und treffend, wie ich glaube. Der Tiger wütet wie alle großen Raubtiere wesentlich *mimisch* (möchte man sagen): „Das Auge blitzt erschreckend und das Fleisch der Lippen ist zurückgezogen von den Zähnen.“ Der Stier dagegen und andere Pflanzenfresser wüten wesentlich *pantomimisch*; wohl wahr, auch beim wütenden Stier „flammt“ das Auge und es flattern die Nüstern, es geht ein Zittern durch den Körper. „Allein seine spezifische Wutgeste ist die Kopfhaltung: Kopf gesenkt, die Hörner schief und zum Stoßen bereit“; dazu noch die heftigen Atemstöße aus den weit sich öffnenden Nüstern. Jedenfalls ist die Muskulatur um das Maul herum nicht spezifisch beteiligt. Und der Mensch? Auch er kann in mannigfaltigen Gesamtausdrücken rein tierisch wüten; wir überschlagen die Beschreibung des Wie, um zu dem Zusatz BELLS vorzudringen:

„Aber wenn der *Corrugator supercilii*, ein Muskel, der menschlichem Ausdruck vorbehalten ist, in Aktion tritt, so verändert sich mit einem Schlag die ganze Ausdrucksgebärde. Die Brauen sind gerunzelt, *geistiger Kraftaufwand tritt zu Tage* (the energy of mind is apparent) und dem wilden und brutalen Wüten des Tieres gesellen sich Spuren von Denken und Fühlen“ (139).

Was ist zu dieser Bemerkung über den Zuschuß von etwas spezifisch Menschlichem in den tierischen Wutausdruck hinein zu sagen? Mich dünkt, das mit der durch den Augenbrauenrunzler und die senkrechten Stirnfalten, die er hervorbringt, Manifestierte sei durchaus treffend bezeichnet mit dem englischen 'energy of mind'. Niemand hat es vom Altertum an wesentlich anders aufgefaßt oder bis heute besser zu charakterisieren vermocht (s. mehr darüber S. 100ff.).

Im übrigen vermag ein kritisch eingestellter Leser manches zu BELLS Bestimmung der Wutausdrücke anzumerken. Warum er kaum etwas über die Lautäußerungen seiner drei Versuchspersonen (Stier, Tiger, Mensch) angibt, ist einigermaßen verständlich: er rechnet seiner Respirationstheorie gemäß die Wutlaute zu dem Komplex des Mimischen im engsten Wortsinn und findet nichts Diakritisches in ihnen. Dagegen ist kaum begreiflich, warum er den Gesichtspunkt der verschiedenen *Bezugswendungen*, der ihm in Sachen der Ernährungsbelange so gute Dienste leistet, nicht generell auch auf das Pantomimische anwendet. Gegen wen oder was der wütende Stier und der wütende Mensch lostobt, wird keiner Erwähnung gewürdigt, während beim gefangenen Tiger angenommen ist, er sei von einem Wärter mit der Stange attackiert. Nun gleichviel, wie immer sich einer auch die Anlässe ausdenken mag, so wird er vom siegreichen Stier jedenfalls nicht, wie manchmal vom siegreichen Tiger erwarten, daß er sein besiegttes Wutobjekt zu guter letzt auffrißt. Daher beim wütenden Tiger die Aktionsbereitschaft des Maules, welche dem wütenden Stiere fehlt. Und was den wütenden Menschen betrifft? Da kennt sich ein Prophet, der nicht weiß, worum es geht, am wenigsten aus. Vielleicht wird einer,

der weiter darüber grübelt, irre an der Voraussetzung Wut ist Wut, gleichviel ob sie als Stierwut oder Tigerwut oder Menschenwut auftritt. Und dann kann eine heilsame Revision der ganzen Lehre von den Affekten samt ihrem Ausdruck beginnen.

Ein zweites Beispiel ist der Gesamtausdruck des *verachtenden Hochmuts*, in welchem eine Kooperation des Depressor anguli oris und des sogenannten Kinnhochziehers zum Vorschein kommt; eine gewiß sehr ‚menschliche‘ Gebärde, über die sich BELL folgendermaßen äußert:

„Der Mundwinkel ist sehr ausdrucksaltig. Dabei ist es von großer Bedeutung, welche Muskelgruppe innerviert wird. Der Triangularis oris und der Levator menti erzeugen, gemeinsam innerviert, einen spezifisch menschlichen Ausdruck, und zwar zieht jener die Mundwinkel hinunter, während dieser die Unterlippe vorwölbt und hebt. So entsteht ein *Zug der Verachtung*, der dem Levator menti gelegentlich den Namen *superbus* eingetragen hat“ (111). — Nebenbei gesagt: das klingt nach einer atomisierenden Aufteilung einzelner Affektmomente auf einzelne Muskelzüge, ist aber nicht so gemeint. Denn BELLS eigentliche Auffassung ist die folgende: „Der Affekt wirkt sich nicht an Einzelzügen aus, sondern stets ist das ganze Gesicht ausdrucks erfüllt, alle Bewegungen erfolgen abgestimmt aufeinander (consentaneous)“ (153); es sei wie mit dem Tonus und der Gesamthaltung des Körpers.

BELL notiert an anderer Stelle, er habe den Triangularis bei keinem Tiere wiedergefunden und kenne keinen anderen biologischen Gebrauchswert dieses menschlichen Muskels als eben den, welchen er als Ausdrucksmuskel hat. Einst habe er den sogenannten Hochmutsmuskel (Levator menti) für noch spezifischer gehalten, aber jetzt müsse er bekennen, es sei um den Mund herum nichts so charakteristisch für den Menschen wie das Herabziehen der Mundwinkel durch den Triangularis.

Als DARWIN diese und andere, ähnlich klingende Stellen in BELLS Buch las, regte sich in ihm ein Widerspruch aus seiner bereits im Kern konzipierten Abstammungsidee und so kam es später in seinem eigenen Ausdrucksbuch zu der vergrößerten Charakteristik der BELLSchen Lehre, die seither an dem überaus feinsinnigen Vorgänger DARWINS, haften geblieben ist. Ich möchte hundert gegen eins wetten, daß BELL im Hades oder Olymp, wenn er DARWIN traf, aufs höchste erstaunt war über die Interpretation des Jüngeren. Denn so war es gewiß nicht gemeint von BELL, daß der liebe Gott im Paradiese im Antlitz Adams zum Schluß noch rasch einige Ausdrucksmuskeln angebracht habe, damit er sich über den Affen erhebe und seine Menschlichkeit zur Schau trage. BELL war natürlich wie andere zu seiner Zeit noch ganz im Banne einer theistischen Schöpfungsannahme; darin hat ihn DARWIN nicht mißverstanden. Allein der vergleichende Anatom und Physiologe BELL bezeugt in jeder Zeile, die er schrieb, daß er im Reich der Lebe-

wesen von den Pflanzen bis zum Menschen eine kontinuierliche oder feinstufige Ordnung sieht und sucht. Noch einmal zugegeben: das Vernunftprinzip im Menschen wird hingenommen und vorausgesetzt. Die körperliche Organisation des Menschen aber wird reinlich im Zuge einer Entwicklungslinie erfaßt und bestimmt.

SHAW äußert sich darüber ausführlich und eindeutig. Er schildert sehr sorgfältig die anatomischen Voraussetzungen der Menschwerdung. Das erste sei, so heißt es dort, der *aufrechte Gang*. Durch ihn erst wird die Verwendung der nun vom Fortbewegungsdienst befreiten vorderen Extremitäten als Greiforgan möglich. „Und in Korrelation mit dieser Handlungsfreiheit, ist eine *Hand* ausgebildet, die ob der Vollkommenheit ihrer Ausstattung und ihrer Funktion von jeher ein konstantes Thema des bewundernden Erstaunens war“¹⁾. Damit endlich stehe die Entlastung des Mundes von der Funktion des Ergreifens der Nahrung und positiv die Umbildung des Mundes und seiner Muskulatur zum Sprechwerkzeug und mimischen Organ in Zusammenhang. Dies alles, ganz besonders aber die Umformung des Mundes und seiner Annexe und, was dazu gehört, die Umbildung des Zentralnervensystems wird subtil und mit vielen vergleichenden Einzelheiten als das Ergebnis der Lebensarbeit von Sir CHARLES BELL von SHAW geschildert; selbstverständlich vor DARWIN im Jahre 1847. Was will man mehr?

BELL gibt auch positiv die Lebensbelange an, um deren Erfüllung es geht bei der Lautsprache sowohl wie beim mimischen Ausdruck; es sind die Belange des sozialen Lebens, der interindividuellen Kommunikation:

... „während der Mensch ein eigenes Werkzeug für den Gemeinschaftsverkehr mit Artgenossen ausgebildet hat, in jener natürlichen Sprache, die aus dem Wechsel seines Mienenspiels spricht. Im menschlichen Gesicht gibt es nämlich nicht nur die Partien, die schon bei den meisten höheren Vierfüßlern ausdrucks haltig geworden sind, sondern auch spezifische Muskelgruppen, deren ausschließliche Funktion Ausdruckserzeugung ist“ (121), vgl. dazu auch S. 2.

Damit sollte, wie mich dünkt, die tradierte oberflächliche Berichterstattung über BELLS Ausdruckslehre entwurzelt und eine neue Saga vorbereitet sein. Die rein phänomenologisch orientierten Vergleiche der Lebewesen vor DARWIN waren fähige Vergleiche; sie haben freilich eines nicht getan, sie haben überhaupt nicht oder

¹⁾ Ich füge zum Vergleich den englischen Text bei: „And, in correspondence with that freedom of action, a *Hand* is added, which, for the perfection of its endowments and mechanism, has been, in all ages, a constant theme of admiration“ (264). — Eine Ausführung dieses Gedankenganges liegt vor in BELLS „*Bridgewater Treatise on the Human Hand*“.

zum mindesten nicht systematisch die Frage nach dem Kräfte-
spiel einer „natürlichen Entwicklung“ erhoben. Dafür aber war
BELL freier in seinem Blick auf die allgemeinsten Lebensbelange
und besaß als Pionier auf dem Gebiet der nervösen Regulationen
eine intime und weit vorgeifende Kenntnis von den Leistungen
des Nervensystems. Er hätte die fortgeschrittene Kenntnis von
heute über die Entstehung der mimischen Muskulatur (in der Wirbel-
tierreihe bis hinauf zum Menschen) aus dem Sphincter colli und dem
Platysma mit Leichtigkeit in seinem Konzepte unterbringen können
und wäre, was die Funktionen des Nervensystems angeht, gewiß
nie den unsagbar sachfremden, rein physikalistischen Spekulationen
SPENCERS auf den Leim gegangen; auch nicht in dem geringen Aus-
maß, wie dies DARWIN passiert ist.

4. Als Auftakt zur feineren Explikation des Gedankengehaltes
der *Respirationstheorie* BELLS benützt man zweckmäßig eine rasch
skizzierte Überlegung in seinem Buche, die den nacherlebenden
Leser tief in das sonst (wenigstens in dem Ausdrucksbuche) un-
geschriebene Erstkonzept der ganzen Idee blicken läßt. Der Herz-
muskel und das Lungengewebe sind, so wird berichtet, nach den
Erfahrungen der Chirurgen unempfindlich für den Schnitt des
Messers und den Druck des Fingers. Begreiflich, so geht die Über-
legung weiter; denn wozu sollten sie auch für derartige Angriffe
empfindlich sein? Sie sind ja nicht wie die äußere Haut dem Kontakt
mit der Außenwelt exponiert und nicht berufen, uns nach außen hin
zu orientieren und zu schützen. Gibt es nichts anderes, worauf sie
spezifisch ansprechen? — Soweit schreitet die Überlegung logisch
musterhaft vor, und es wird noch die allgemeine Erkenntnis des
Spezifitätsgesetzes auf dem Gebiet der afferenten Nervenvorgänge
wie eine Art Obersatz herangezogen. Dann wird das Folgende ein
Stück weit verschwommen; es kann wegbleiben in unserem Bericht.
Schließlich aber wird der Faden der Überlegungen wieder deutlich;
es müsse, meint BELL, das gesuchte Analogon aus den biologisch
einsichtigen Funktionen des eng verbundenen Herz-Lungen-Organ-
systems konstruktiv zu finden sein. Das Stichwort, welches ihm
dauernd im Kopf herumgeht, heißt 'oxygenation of the blood'
(Versorgung des Bluts mit Sauerstoff) und daß die gesuchten Reize
damit in Zusammenhang stehen müssen, ist ihm vor jeder kon-
kreten Verifikation evident. Das technische 'Wie' dagegen
bleibt dunkel.

Das hindert ihn aber nicht, den ganzen Komplex von Fragen
nun auch noch von einer anderen Seite her anzugehen und einige

formale Sätze über die Sache zu formulieren. Sie sind zentriert um die außerhalb des Kontextes kaum verständliche These, daß vieles im Ausdruck des Menschen unvereinbar sei mit der Annahme eines direkten Einflusses 'of the mind upon the features'. Dies ist die Titelüberschrift des 3. Essays (das ganze Buch besteht aus 12 Essays). Was für ein ‚direkter psychischer Einfluß‘ wird damit geleugnet? Unter 'mind' ist hier nur der intellektuelle Sektor des Seelenlebens zu verstehen; man könnte unter Verwendung eines später erst in der Psychologie gebräuchlich gewordenen Terminus sagen, es sei ein direkter *ideo-motorischer* Einfluß geleugnet. Oder drücken wir es gleich physiologisch in Organsystemen und mit seinen Worten aus:

„Ich werde zu beweisen trachten, daß dasselbe, was Auge und Ohr und die tastende Hand für unseren Geist leisten, wenn sie uns mit den Eigenschaften der dinglichen Welt in unserem Erleben in Beziehung setzen, die Atmungsorgane für die Entwicklung unserer Gefühle bedeuten. Denn wir könnten ohne sie zwar hören, sehen und riechen, doch wir schritten kalt und teilnahmslos allen Erregungen gegenüber, die uns eigenartig anregen und menschlichen Gedanken und Handlungen erst ihren besonderen Reiz verleihen, unseren Erdenweg dahin“ (84).

Es gibt also den Affekten zugeordnet im menschlichen Körper ein zweites Reaktionssystem, in dessen Mittelpunkt nach BELLS Auffassung das Herz steht; oder genauer: das Herz erscheint ihm als der *Rezeptor* des emotionalen Reaktionssystems. Denn BELL schreibt:

„Obwohl das Herz nicht im engeren Sinn als Tastorgan bezeichnet werden kann, hat es doch eine weitgehende Ansprechbarkeit, die es in engste Verbindung und Zusammenarbeit mit den anderen lebenswichtigen Organen bringt und es Anteil an den Vorgängen im gesamten Organismus nehmen läßt“ (86).

Mit dem Herzen in engster nervöser Verbindung ist der weit ausgreifende Atmungsapparat und er ist kurz gesagt das eigentliche *Ausführungsorgan* der emotionalen Reaktionen. Der primär vitale Erfolg dieser Reaktionen kommt nach seiner Auffassung der Blutreinigung und der Versorgung des Blutes mit Sauerstoff in der Lunge zugute. Es entgeht ihm noch so gut wie vollständig die zweite Seite der Sache. Die Physiologie belehrt uns heute, daß das Herz imstande ist, „gegenüber dem Zustand der Ruhe die vier- bis fünffache Blutmenge“ in der Zeiteinheit in die schwer arbeitende Körpermuskulatur zu werfen, so daß dort „10—15 mal mehr Sauerstoff verbraucht werden kann, wie im Ruhezustand“¹⁾. Wir werden bei der Darstellung der WUNDTschen Ausdruckslehre wieder darauf zu sprechen kommen und dort erkennen, wie grundlegend dieser hier nur

¹⁾ Aus: W. H. VON WYSS, „Körperliche und seelische Zusammenhänge in Gesundheit und Krankheit“, 1931, S. 5 f.

in nackten Ziffern mitgeteilte Tatbestand der angepaßten Blutverteilung für die moderne physiologische Analyse des Ausdrucks geworden ist. BELL ahnt diesen Tatbestand noch nicht und weiß darum z. B. über das Symptom des Errötens nichts Gescheutes zu sagen¹⁾. Im übrigen beschäftigt er sich in dem Ausdrucksbuch auch nicht näher mit den primär wichtigen Belangen einer 'Oxygenation of the blood' obwohl er sie z. B. bei den Beobachtungen an Neugeborenen vor deren erstem Atemzug und an Kranken, die der Gefahr des Erstickens ausgesetzt sind, richtig eingesetzt hat in seine Überlegungen. BELLS Endinteressen hängen eben an den Organen der Lauterzeugung und der mimischen Muskulatur, die er beide dem Atmungsorgane aufgesetzt denkt; ihre nervöse Steuerung ist sein Hauptthema:

„Das Atmungsorgan in Verbindung mit dem Herzen ist als Werkzeug des Ausdruckes anzusehen und ist so ein Teil des Systemes, durch dessen Tätigkeit die Gefühle entwickelt und für uns sichtbar gemacht werden. Gewisse starke Affekte und Erlebnisse bringen nämlich eine Störung des Normalzustandes unseres Herzens mit sich. Durch diesen körperlichen Einfluß, der direkt vom Herzen, indirekt von unserer Seele herkommt, wird der ganze ausgedehnte Apparat der Atmungsorgane in Bewegung gesetzt und vermittelt äußere Zeichen am Körper, die wir Ausdruck nennen. Es wäre ungerecht, der Natur vorzuwerfen, sie habe es unterlassen, ein Fenster vor unser Herz anzubringen, durch das jeder sehen könnte, was jeder andere denkt und wünscht. Gibt es doch tatsächlich in Mienenspiel und Haltung Anhaltspunkte für solche Einsicht“ (S. 86f.).

„Wenn wir diese Phänomene, diese Ausdruckszeichen der Leidenschaft voll einordnen und verstehen wollen, müssen wir, glaube ich, anerkennen, daß sie ihre Wurzel nicht im Psychischen allein haben können. Wir müssen, wie befremdend es auch klingen mag, Herz und Lungen und all den anderen Teilen des Atmungssystems diese Wirkungen zuschreiben“ (S. 88).

Wir wiederholen das allgemeine Ergebnis: BELL denkt sich das emotionale Reaktionssystem analog dem äußeren (oder primären) Reaktionssystem aufgebaut. Dazu braucht er einen Rezeptor, den er im Herzen sucht, und einen Effektor, den er zunächst einmal (im kleineren Bogen sozusagen) identifiziert mit der Muskulatur, welche die Atembewegungen des Brustkorbs usw. erzeugt.

¹⁾ „Das Erröten erfolgt zu plötzlich und zu streng begrenzt auf bestimmte Körperteile, als daß wir es auf die Herztätigkeit zurückführen könnten“ (95). Das ist gewiß richtig gesehen und gedacht; das „Erröten“ wird auch von dem Rotwerden bei starker Muskeltätigkeit und in heftigen Affekten, wie der Wut, unterschieden; dieses Rotwerden wird auf eine allgemeine Erregung der großen Blutgefäße zurückgeführt. Das „Erröten“ sei vital nutzlos und eine reine Ausdrucksangelegenheit; BELL streitet es darum auch den dunkelpigmentierten Negern ab, obwohl er Beobachtungen über ein Erröten von unpigmentierten Narben bei den Negern kennt und bespricht.

Das ist der erste Schritt der Respirationstheorie, den BELL selbst rückblickend also resümiert:

„In den vorausgehenden Essays wurde gezeigt, daß die starken Affekte dieselbe Klasse von Nerven und Muskeln beeinflussen, die affiziert erscheinen bei jedem heftigen und angstvollen Atmen. Daraus wurde der Schluß gezogen, daß der Atmungsapparat das Organ ist, durch welches Gemütsbewegungen offenbart werden (are manifested). Im Zustand der Furcht oder des Kammers beweisen die Bewegungen an der Nase, das unbeherrschbare Zittern der Lippen, konvulsive Erscheinungen in Hals und Brust, und das hörbare Stöhnen (sobbing), daß der Einfluß der Erlebnisse (auf den Körper) den Weg über die Atmung nimmt. Es bestehen nur geringe Unterschiede zwischen dem Aktionsbild des Organismus bei einem heftigen Ausbruch von Gemütsbewegungen (paroxysm of the passions) und dem Zustand der Atemnot in Todesnähe“ (190).

Um diesen ersten Schritt historisch richtig einzuschätzen, bedenke man, daß eine derartige Zweiteilung zwar in den Reden der Ausdruckstheoretiker von jeher vorkommt, aber nie vor BELL mit stichhaltigen Gründen aus dem Bereiche der exakten Physiologie versehen worden ist. Auch bei ENGEL heißt es: „Der Interessierte, der in Tätigkeit Gesetzte ist es entweder mehr mit seinem Kopfe oder mit seinem Herzen. In beiden Fällen ist Ausdruck“ (I, 127). Allein das ist weiter nichts als eine façon de parler für den erlebnispsychologischen Unterschied zwischen ‚Verstand und Gemüt‘ oder wie sonst man ihn nennen mochte. BELL aber setzt hier als Physiologe mit einer exakten Frage ein.

Funktionell aufgesetzt auf das Atmungssystem denkt sich BELL einen größeren Reaktionsbogen oder gleich richtiger zwei größere Bögen desselben emotionalen Reaktionssystems. Effektor des einen von ihnen ist die Muskulatur des Stimmorgans mit dem Ansatzrohr, Effektor des zweiten ist die mimische Gesichtsmuskulatur. Daß sich diese Effektoren im einzelnen kreuzen, ich meine, daß derselbe konkrete Muskel mehr als einem Effektor zugehören kann, stört die Konstruktion gewiß nicht, denn sie ist und bleibt ja rein funktionell gedacht. Auch der Laie in diesen Dingen kann etwa an dem Exempel der Zunge klar erfassen, was gemeint und daß derartiges möglich ist. Denn das Faktum, daß die Zunge in differenzierter Weise an den Kau- und Schluckaktionen beteiligt ist, hindert offenbar nicht, daß sie ebenso hochdifferenziert aber in wesentlich anderer Art und Weise auch an den Artikulationsbewegungen beim Sprechen mitbeteiligt ist. Nach diesem oder einem anderen Vorbild muß man sich offenbar die Sache im Sinne BELLS denken¹⁾.

¹⁾ Über die entscheidende Bedeutung dieses Zweisystemen-Ansatzes ist er vollkommen im Klaren; am Eingang des dritten Essays steht, nach der These von der Undurchführbarkeit der ideo-motorischen Theorie des Affektausdruckes: „Unkenntnis der Quelle dieser Änderungen der Gesichtszüge oder mangelnde Beachtung ihrer Ursachen hat den ganzen Gegenstand in undurchdringliche Dunkelheit gehüllt, die ich aufzuklären wünsche“ (82). Diese „Dunkelheit“ ist identisch mit dem ‚Rätsel‘ im Munde von JOH. MÜLLER und LOTZE.

Und doch wäre ohne Einschränkung und Zusätze diese Respirationstheorie des Ausdrucks ein höchst einseitiges und unzulängliches Modell. Eine bestimmte Korrektur kann man sofort in der Richtung der von uns besprochenen Verkostungssymptome im menschlichen Gesichtsausdruck anbringen; denn sie haben gewiß nichts mit der Atmung zu tun. Eine zweite, sehr wichtige Einschränkung bringt BELL selbst vor; er schreibt nämlich alles Pantomimische, wozu sehr viel gehört, auf ein eigenes Blatt, nimmt es heraus aus dem emotionalen Reaktionsbogen und versucht es *ideomotorisch* verständlich zu machen. Wir erinnern uns daran, daß er (definitiv geradezu) das emotionale Reaktionssystem der direkten Einflußsphäre des Willens (kurz gesagt) entrückt denkt; die Effektoren des emotionalen Systems werden jedenfalls nicht so von dem ‚original system‘ gesteuert, wie die Effektoren der sogenannten Willkürhandlungen. Nun stelle man sich konkret etwa einen Menschen vor, der ergriffen ist von intensiver Furcht. Nach BELL gehen alle pantomimischen Innervationen in diesem und anderen Fällen den Weg über das ‚original system‘; sie werden genau so vom Gehirn und Rückenmark gesteuert wie etwa die gewöhnlichen Greif- und Gehbewegungen. Für sie gilt also der Satz nicht, der den direkten Einfluß ‚of the mind upon the features‘ leugnet. Und es sind nicht etwa nur die Arm-, Bein- und Rumpfkaktionen der Pantomimik, die damit aus dem emotionalen Reaktionsbogen herausgenommen werden, sondern z. B. auch die Bewegungen des Augapfels, die Blickbewegungen der Ausdruckstheoretiker. Man höre BELL selbst über den Ausdruck der heftigen Furcht:

„Wir können ohne weiteres begreifen, warum ein Mensch mit aufgerissenen Augen, heftig emporgezogenen Augenbrauen dasteht und den Blick starr auf das Objekt seiner Furcht gerichtet hält, — oder warum seine Augen in nervösem und verwirrtem Flackern gehetzt und verstört etwas suchen. Wir sehen darin nur die intensive Zuwendung des Geistes zu dem Gegenstand eines Erlebens, seinen direkten Einfluß auf die Organe an der Körperoberfläche. Wenn wir aber genauer hinschauen, so sehen wir noch viel mehr. Wir sehen seine Brust krampfhaft arbeiten, er kann nicht frei atmen, sein Brustkorb hebt sich, die Muskeln seines Nackens und seiner Schultern sind angespannt, sein Atem geht in raschen, kurzen Stößen, er keucht und seine Lippen beben, sein ganzes Gesicht zuckt, seine Kehle ist wie zugeschnürt, — und warum klopft sein Herz bis an die Rippen, obwohl sein Blut nicht schneller kreist? Denn seine Lippen und seine Wangen sind aschfahl“ (S. 88).

Die Bewegungen der Augäpfel bringt auch ENGEL, der sich um die Unterscheidung der Gesichtsmimik von der Rumpfmimik gar nicht kümmert, treffend einmal in nächste Nähe mit den Bewegungen der Beinmuskeln. Er zitiert den begeisterten Bericht des Apuleius über eine „pantomimische Vorstellung des Paris auf Ida“, worin gesagt wird, Venus habe oft „nur mit den Augen getanzt“ (*nonumquam saltare solis oculis*) und fährt fort: „ein jeder, der redende Augen

gesehen hat, fühlt den ganzen Sinn dieser Stelle; aber beschreiben kann eine solche Pantomime niemand; sie will mit einem kleinen flüchtigen Zuge bloß angedeutet, nicht ausgeführt sein“ (I, 328f.).

Genau so weit und keinen Schritt weiter hat BELL seinen interessanten theoretischen Vorstoß geführt. Die nächste Frage, wie es denn im Ausdruck mit der Kooperation der beiden Systeme (des ideo-motorischen und des kardio-motorischen) bestellt sei, ist nicht über die Schwelle seines Horizontes getreten.

5. Was DARWIN besonders ansprach und einleuchtete, als er BELLS Buch las, war die konkrete Beobachtung, daß sich schon beim neugeborenen und allen erwachsenen Menschen das Auge fest verschließt bei allen Gelegenheiten, wo der Expirationsdruck im Brustkasten besonders hoch wird. So z. B. bei heftigem Husten oder bei der Anspannung der Bauchpresse (Defäkation) und dann natürlich auch beim heftigen Schreien der Kinder. BELL sah dies als eine verständliche Schutzreaktion an; er wußte, daß der Rückfluß des Venenblutes aus dem Kopf verhindert wird und nahm an, daß der Arterienblutdruck gesteigert werde bei solchen Gelegenheiten. Er überlegte weiter, das Auge müßte aus seiner Knochenhöhle hervortreten (Exophthalmus) und „die zarten Gewebe“ im Inneren des Augapfels könnten gefährdet werden, wenn nicht durch den Augenschlulid ein Gegendruck von außen erfolgte (105). SHAW, der Schüler BELLS glaubte auch bestimmte Schlingenbildungen der Venen in der Netzhaut von Tieren und Menschen mit demselben Schutzbedürfnis in Zusammenhang bringen zu dürfen (257 Anm.). Das war festgestellt und damit brachen die Gedanken BELLS zu diesem Thema im wesentlichen ab; nur noch das ist hinzuzufügen, daß er auch in Fällen, wo ein beginnender, aber nicht vollendeter Lid-schlulid einen leichteren Druck auf den Augapfel übt, an denselben Schutzzweck dachte. Dagegen brachte er keineswegs wie später DARWIN jedwede Aktion der Augenringmuskeln mit seiner Schutz-idee in Zusammenhang, sondern reservierte, wie wir gesehen haben, der Aktion des Augenbrauenrunzlers, der anatomisch und funktionell auch zu den Ringmuskeln gehört, die besondere Funktion, die spezifisch menschliche ‘energy of mind’ zu manifestieren.

Abgelehnt, und zwar mit Fug und Recht haben die Nachfolger BELLS den Versuch, die merkwürdige Drehung der Augäpfel nach oben und innen, die man bei Sterbenden und solchen, die vom Schlaf und übergroßer Müdigkeit unwiderstehlich befallen werden¹⁾, beobachten kann, in Zusammenhang zu bringen mit dem

¹⁾ “When the straight muscles, from weariness or exhaustion, cease to guide the eye, two other muscles operate to roll it upwards under the eyelid: these are

Augenausdruck der Andacht. Auch in der Verfassung der Andacht wird der Blick nach oben gerichtet, aber es ist kein sterbender Blick, sondern ein gerichteter, aktiver Blick; eher dürfte der Blick der erregten passiven Hingabe, den man bei modernen Filmschauspielerinnen in Liebesszenen sehen kann, mit dem sterbenden Blick zu identifizieren sein. Die Angelegenheit ist aber insofern interessant, als man daran erläutern kann, daß und wie BELL überall die extremen Steigerungen aufsucht, um von ihnen her die moderierten Ausdrücke zu bestimmen; er bietet hervorragende Bilder und Beschreibungen zu vielen extremen Ausbrüchen menschlicher Affekte bei Geisteskranken und sonstwo; und darin folgten ihm viele medizinische Ausdrucksforscher.

Um die bereits erwähnte Überlegung BELLS zu der berühmten Laokoondiskussion noch einmal aufzugreifen, so merkt er gegen LESSING an, daß niemals ein Mensch, dessen Arme in Höchstspannung des Wegstemmens versetzt sind, gleichzeitig den Mund zu lautem Schreien öffnet; einfach deshalb, weil er einen durch hohen Expirationsdruck prall gespannten Brustkorb als festen Halt für die Armaktionen braucht. Das Aufstützen der Arme des sogenannten sterbenden Galliers dagegen ist ihm umgekehrt ein Musterbeispiel für eine Armfixierung, kraft welcher der Brustkorb die weitesten Exkursionen zwischen Ein- und Ausatmungshaltung erreichen kann; alle, die wie die Asthmatiker nach Luft ringen, nehmen eine ähnliche Stützhaltung ein. Man sieht, daß sich derartige Erwägungen wie von selbst um den Kern der Respirationstheorie, die nur für die Gesichtsmimik erdacht ist, herumgruppieren.

the oblique muscles" (102). — Das trifft für Säuglinge, die sich an der Mutterbrust müde gesaugt haben, es trifft wohl auch für den Blick der erregten Hingabe, keineswegs aber für den Blick der Anbetung zu. Vgl. PIDERIT 53 und DARWIN (Donders) 222.

V. Das Lexikon der fruchtbaren Momente mimischen Geschehens von TH. PIDERIT.

PIDERIT nennt sein Werk einen Versuch, „das alte Problem der mimischen Gesichtsbewegungen zu lösen und die ebenso wechsellvollen wie verwickelten Erscheinungen des Minenspiels physiologisch zu erklären“. In welcher Fassung ihm dies „alte Problem“ begegnet ist, können wir ziemlich eindeutig aus den Literaturnotizen des ersten Kapitels, wir könnten es auch aus der „Lösung“, die er gibt, entnehmen. Denn diese Lösung lautet rein formal: Die mimischen Bewegungen sind so beschaffen, daß sie den und den realen oder fiktiven Zweck erfüllen, daß sie als Mittel dem und dem Erfolge vorgeordnet sind oder vorgeordnet sein könnten. Schon daraus wäre rückwärts zu erschließen, daß die Ausgangsfrage auf den primären biologischen ‚Zweck‘ der mimischen Bewegungen abzielte. Und es war in der Tat im 19. Jahrhundert da und dort ein erstauntes Fragen nach dem primären Erfolgswert der mimischen Bewegungen entstanden. Erscheint es (einem Betrachter der Muskelkontraktionen) offenkundig, daß die Beinmuskeln dem Gehen, die Armmuskeln dem Greifen ‚dienen‘, so könne und dürfe er staunen, wenn ihm ähnlich einfache Angaben bei der Betrachtung des Muskelspiels im Antlitz des Menschen nicht immer und nicht ohne weiteres gelingen. Das war die Position.

Sowohl PIDERIT wie DARWIN und jeder von beiden in seiner Weise setzt dem Nachdenken über den menschlichen Ausdruck das Endziel, dies ‚Rätsel‘ zu lösen, Antworten auf diese Zweckfrage zu finden. DARWIN kritisiert PIDERIT und PIDERIT kritisiert DARWIN (in der zweiten Auflage); keiner hat den anderen ganz verstanden, der Historiker von heute aber glaubt beide und auch das noch zu verstehen, warum keiner die Rätsellösung des anderen als vollwertig anerkannte. Dazu mehr am Ende des Abschnittes über DARWIN.

In PIDERITS literarischem Vorbericht werden allerhand zeitgenössische Essays gestreift, z. B. Spekulationen OKENS und anderer, die heute vergessen sind und nicht verdienen, dieser Vergessenheit

entrissen zu werden. Auf dem Weg zur PIDERITSchen Ausgangsfrage dagegen liegt ein damals merkwürdig häufig geäußertes Bekenntnis des Nichtwissens. Viel zitiert ist z. B. der Ausspruch von JOHANNES MÜLLER: „der so äußerst verschiedene Ausdruck der Gesichtszüge in den verschiedenen Leidenschaften zeigt, daß je nach der Art der Seelenzustände ganz verschiedene Gruppen der Fasern des Nervus facialis in Tätigkeit oder Abspannung gesetzt werden. Die Gründe dieser Erscheinung, dieser Beziehung der Gesichtsmuskeln zu besonderen Leidenschaften, sind gänzlich unbekannt“¹⁾. Und ähnlich LOTZE: „Von der bestimmten Art der Veränderung in den Gesichtszügen bei Freude, Trauer und anderen Affekten läßt sich für unseren Verstand weder Zweck noch Grund angeben“²⁾. Das war schon so gemeint wie PIDERIT und DARWIN die Frage angingen, um gegen den Augenschein doch einen verborgenen ‚Zweck oder Grund‘ zu finden.

Wer ENGELS ‚Ideen‘ kennt, dem vermag man auch sehr einfach zu sagen, wo und wie PIDERIT einen verborgenen Zweck der mimischen Muskelkontraktionen zu entdecken verstand. Er nahm den Faden der behavioristischen Analyse ENGELS (so nannten wir sie) wieder auf und verallgemeinerte die Idee der Handlungsinitien, mit welcher ENGEL nur die pantomimischen Tatsachen verständlich zu machen suchte. PIDERIT übertrug diesen Erklärungsversuch ganz allgemein auf die Mimik und fand dabei einiges, was seither zum anerkannten Ergebnis der Ausdrucksanalyse gerechnet wird. Weder er selbst noch sonst jemand bis heute hat, soweit ich sehen kann, diesen historischen Zusammenhang aufgedeckt; PIDERIT selbst mag ihn nicht klar gesehen haben, obwohl er ENGEL häufig zitiert und genau bestimmt, daß es jenem um die Pantomimik, ihm aber einzig und allein um die „Untersuchung der mimischen Gesichtsbewegungen“³⁾ zu tun ist. Ich werde den Beweis meiner These in I. vorlegen.

Zuvor aber noch eine Notiz über das Beobachtungsfeld PIDERITS. Er war wie BELL ein Arzt und ein begabter Zeichner in eins,

¹⁾ J. MÜLLER, Handb. d. Physiologie des Menschen, 1840, 2. Bd., S. 92.

²⁾ Artikel „Instinkt“ in WAGNERS Handwörterbuch der Physiologie.

³⁾ Vorwort zur 1. Auflage am Ende. Ich zitiere im folgenden nach der 2. Auflage, die den Titel trägt „Mimik und Physiognomik“, Detmold 1886. Die 1. Auflage nennt sich „Wissenschaftliches System der Mimik und Physiognomik“ und erschien 1867. — Eine Erstlingsschrift P.'s trug auch schon den kürzeren Titel ‚Minik und Physiognomik‘ und erschien bei Vieweg 1858; sie enthielt als ersten Teil eine „physiologische Psychologie“ des Verfassers, die später abgetrennt und erweitert unter dem Titel „Gehirn und Geist“ ein zweites Mal gedruckt worden ist (bei Winter in Heidelberg 1863).

doch steht keine medizinische Forschungsarbeit hinter ihm, die sich mit der Leistung BELLS vergleichen läßt. Überhaupt ist neben seiner Liebhaberbeschäftigung mit den Werken der darstellenden Kunst (voran der Malerei) keine andere Materialquelle neuer Erkenntnisse in dem Buche nachzuweisen. Darum mag der und jener geneigt sein, ihn definitiv den Liebhabern oder ‚Dilettanten‘ unter den Ausdrucksschriftstellern zuzurechnen. Dagegen ist nichts einzuwenden, wenn in einem Nachsatz anerkannt wird, daß er dieser Gattung durch eine respektable Leistung Ehre macht. PIDERIT hat diejenige Teilaufgabe einer Ausdruckslehre, welche im Titel unseres Paragraphen angedeutet ist, systematischer und mit besserem Erfolg als alle seine vielen Vorgänger (ich denke z. B. an das Werk des Malers LE BRUN) bewältigt. Versteht sich: auch ausgerüstet mit einem moderneren Apparat von allgemeinen Annahmen (Axiomen) über den Ausdruck, weil er ein Schüler ENGELS war, und mit korrekteren anatomischen und physiologischen Kenntnissen, weil er selbst Mediziner war und das Werk von BELL und von 1862 an auch das von DUCHENNE DE BOULOGNE vor sich hatte. Als „physiologischer Psychologe“ schwimmt er in der Welle des neubelebten deutschen Materialismus doch ohne sich dadurch im Gebrauch der Begriffe aus der tradierten Erlebnispsychologie merkbar stören zu lassen.

Das oft genannte Werk von LE BRUN ist ein Atlas mit zwanzig Tafeln und trägt den Titel „Expressions des passions de l'âme“, Paris 1727. Die erste Tafel ist ein Szenenbild mit 31 Haupt- und einigen Nebenfiguren; sie soll summarisch das pantominische Geschehen illustrieren. Die übrigen Tafeln, teils Köpfe, teils Brustbilder illustrieren der Reihe nach: Aufmerksamkeit, einfache und staunende Verwunderung, Andacht, Entzücken, Gier, ruhige Freude, Lachen, heftigen Seelenschmerz, einfachen körperlichen Schmerz, Trauer, Weinen, Mitleid, Verachtung, Abscheu, Entsetzen, Zorn, Haß oder Eifersucht, Verzweiflung.

Die jedem Bilde beigegebenen Erläuterungen zählen einfach die mimischen Züge auf, die den Ausdruck konstituieren. Die Aufmerksamkeit z. B.: „Die Wirkungen der A. sind: das Senken der Brauen und ihre Zusammenziehung nach der Nase hin, Drehen der Augäpfel nach dem Gegenstand der Beachtung hin, Öffnen des Mundes besonders (durch Hochziehen) der Oberlippe, leichtes Senken und Fixieren des Kopfes ohne irgendeine andere bemerkenswerte (mimische) Veränderung“. — Die Bilder sind reichlich akademische Produkte und keine Glanzleistung eines „premier peintre du Roy“; die Analysen primitiv und teilweise fehlerhaft. Da greift PIDERIT ganz anders zu.

Es gibt von LE BRUN noch „Conférences sur l'expression des différents Caractères des Passions“, Paris 1667. — Sie sind in der französischen Ausgabe des Lavater von MOREAU wieder abgedruckt (Vol. IX, 1820).

1. PIDERITS Darstellung beginnt (im zweiten Kapitel seines Buches) mit einer *Axiomatik*. Merkwürdig, wie uniform alle modernen Ausdruckstheoretiker von ENGEL bis auf KLAGES in ihren

Büchern ein axiomatisches Kapitel vorausschicken. PIDERIT hatte, wie schon gesagt, seine Voraussetzungen bereits in einer eigenen Schrift „Gehirn und Geist“ (1863) entwickelt, als er die (zweite Fassung) der Mimik schrieb. Dort mag der biographisch Interessierte nachlesen, wie dieser Mediziner über die ‚Seele‘ denkt. Für die Dogmengeschichte der Ausdruckslehre, die uns hier beschäftigt, kommt nichts Ersprößliches dabei heraus. Viel instruktiver ist ein direkter Vergleich der Axiomatik PIDERITS mit der von ENGEL. Angenommen PIDERIT, der Jüngere und medizinisch Vorgebildete, habe sich bei der Lektüre ENGELS vorgenommen, die dort offen gebliebene Lücke der Ausdruckslehre zu füllen. Ein Versuch, die bei ENGEL als unaufgeklärt beiseite geschobene Gruppe der „physiologischen“ Gebärden auf die einfachste Art und Weise mit einzu beziehen in die Leitgedanken dieses ersten Systematikers der Mimik, führt geraden Weges zu den „Fundamentalsätzen“ PIDERITS.

Daß das Auge eines Menschen, der sich zum Spähen anschickt, daß der Mund und die Zunge eines Menschen, der sich zum Kosten einer Speise anschickt, bestimmte Initialsymptome des kommenden Geschehens erkennen lassen, war ja in dem Konzepte ENGELS schon explizite enthalten. PIDERIT sucht alles, das ganze Muskel spiel um Auge, Mund und Nase als Initialsymptome von Handlungen zu begreifen. Um dies zustande zu bringen, braucht er aber einen Vordersatz, der besagt, daß sich das in seiner Knochenhöhle so ungemein leicht und vielseitig bewegliche Auge auch dann bereit macht zu spähen und die ähnlich bewegliche Zunge im Munde auch dann bereit macht zu kosten, wenn es im aktuellen Wahrnehmungsbereiche nichts zu sehen und nichts zu kosten gibt. Auch diesen Vordersatz holt PIDERIT aus dem Konzepte von ENGEL; d. h. er generalisiert die ENGELSche Entdeckung der Deixis am Phantasma (wie wir sie der Einfachheit halber und in Übereinstimmung mit unserem Befunde an der Lautsprache genannt haben). Ich zitiere:

„Wir sind hiermit zu dem ersten Fundamentalsatze der Mimik gelangt, er heißt: da jede Vorstellung dem Geiste gegenständlich erscheint, so beziehen sich die durch Vorstellungserregungen veranlaßten mimischen Muskelbewegungen auf imaginäre Gegenstände“ (37).

Um die bemerkenswert kurze Axiomatik PIDERITS beisammen zu haben, sei auch der zweite und letzte Fundamentalsatz in seinen Worten abgedruckt:

„Hiermit sind wir zu dem zweiten Fundamentalsatze der Mimik gelangt: er heißt: die durch angenehme oder unangenehme Vorstellungen verursachten mimischen Muskelbewegungen beziehen sich auf harmonische (angenehme) oder disharmonische (unangenehme) Sinneseindrücke; d. h. die durch angenehme Vor-

stellungen veranlaßten mimischen Muskelbewegungen sind derart, als sollte durch sie die Aufnahme harmonischer Sinneseindrücke erleichtert und unterstützt werden, die durch unangenehme Vorstellungen hervorgerufenen mimischen Muskelbewegungen sind derart, als sollte durch sie die Aufnahme disharmonischer Sinneseindrücke erschwert und verhindert werden.“

Zusammengefaßt: „Die durch Seelenzustände verursachten mimischen Muskelbewegungen beziehen sich also zum Teil auf imaginäre Gegenstände, zum Teil auf imaginäre Sinneseindrücke. Dieser Grundsatz gibt uns den Schlüssel zum Verständnis aller mimischen Muskelbewegungen und wird in den nachfolgenden Kapiteln, bei der Erklärung der einzelnen Ausdrucksweisen, seine Anwendung finden“ (38f.).

Es wäre kleinlich, ihm auch darin noch die historische Abhängigkeit von ENGEL nachzurechnen, wenn es nicht unbedingt geboten wäre, um erst einmal richtig und vollständig zu verstehen, was er eigentlich meint. Die Aufteilung der bevorstehenden Sinneseindrücke, auf die sich Auge, Zunge, Nase sei es am realen oder am Phantasieobjekte bereit machen, in ‚harmonische und disharmonische‘ ist, so wie PIDERIT sie für seine Zwecke braucht, nur auf einem Umwege zu verstehen. Wer die Sätze, so wie sie dastehen, naiv dem Buchstaben nach interpretieren wollte, hätte bei der Klasse der „angenehmen Sinneseindrücke“ zunächst an die impressionsmäßig, sinnesstofflich angenehmen zu denken; so ungefähr wie wir das Prädikat ‚angenehm‘ einer wohligen Wärme, einer schmackhaften Speise oder einer sinnlich einschmeichelnden Tonfolge beilegen. Nun, daß es Derartiges gibt und daß das aufnehmende Auge sich manchmal auftut, als gälte es in vollen Zügen sinnesstofflich angenehme Eindrücke zu „trinken“, wird niemand bestreiten:

„Trinke Auge, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluß der Welt“.

Allein wer sichs genauer überlegt und weiter liest, wird schnell entdecken, daß mit ‚harmonisch‘ die Klasse der zum Ohrenschmaus, Augenschmaus, Zungenschmaus geeigneten Eindrücke nicht oder jedenfalls nicht allein gemeint sein kann von PIDERIT. Sondern unversehens erweitert sich diese Klasse und nimmt alles in sich auf, was dem ‚Geiste‘ (wie es immer wieder heißt) eine willkommene, erfreuliche Meldung von den Dingen her zu erstatten vermag. Und genau so steht es natürlich mit der Klasse der disharmonischen Sinnesdaten.

Daraus aber ist weiter zu entnehmen, daß auch die Rede von der Erleichterung der Aufnahme harmonischer und von der Erschwerung oder Verhinderung der Aufnahme disharmonischer Sinnesdaten nicht dem Buchstaben nach interpretiert werden darf. Denn wohin sollte das führen? Die direkten Sinnesdaten, die

Buchstaben einer Trauerbotschaft und die Buchstaben einer Freudenbotschaft, stammen doch oft aus derselben Schreibmaschine oder aus demselben Setzkasten. Um die Sache kurz zu machen: PIDERIT übersetzt hier die ENGELSche Lehre von der positiven Hinwendung und der negativen Abwendung, übersetzt ein Stück der Lehre von den behavioristisch beschriebenen Bezugswendungen, ein wenig trivial und in seiner Weise. Wo bleibt, so möchte man ihn sofort im Interesse seines eigenen Unternehmens fragen, wenn der Blick sich anheften und auftun mag dem Harmonischen, während er sich abwenden oder verschließen mag dem Disharmonischen, wo bleibt das dritte, der scharfsuchende Blick der Abwehr und des Angriffs? Nein, ENGEL hatte diese Angelegenheit weit besser ins Reine gebracht, indem er einfach am Verhalten seiner Schauspieler ablas, nicht zwei, sondern drei ausdrucks haltige Bezugswendungen. Man findet denn auch bei LERSCH, der das Programm von PIDERIT wieder aufgenommen hat, an diesem Punkte, wie wir sehen werden, die erforderliche Korrektur.

Noch etwas. Wenn man wie ENGEL das Gesamtverhalten eines Menschen im Auge hat, ist die Klassifikation und Beschreibung fundamentaler Bezugswendungen eine hoffnungsvolle und klare Angelegenheit. Wenn man dagegen wie PIDERIT programmgemäß das Teilverhalten der Sinnesorgane aus der Gesamtktion isoliert, wenn man nur das Muskelspiel auf dem Antlitz des Menschen beschreiben will, so wird sachgemäß gerade dies zur ersten brennenden Frage der Theorie, wie die Teilaktion der Sinnesapparate sich einfügt in die Gesamtktionen und wie sie im einzelnen bestimmt wird vom Sinn des Ganzen her. Wenn, um ein ganz triviales und leicht verständliches Beispiel aus einem anderen Gebiet zu verwenden, das Ganze eines Kriegsheeres das eine Mal angreift, also vorgeht, und das andere Mal wohlbedacht einem Stoß von drüben ausweicht, also zurückgeht, so ist daraus allein noch nicht zu entnehmen, wie sich jeweils ein Teilorgan des Heeres, nämlich der *Meldedienst* verhalten wird. Sein Verhalten braucht (im eigenen Bereiche) keineswegs kovariant mit dem Ganzen auf Vorstoß oder Rückzug eingestellt zu sein; ja das kann noch einmal im einzelnen bei den Teilorganen des Meldedienstes verschieden sein. An Derartiges muß man doch wohl, wenn anders die Sinnesorgane mit dem Erkundungsdienst für den handelnden Organismus betraut sind, zuerst gedacht, man muß es überlegt haben, bevor irgendeine allgemeine Annahme über die an der Tätigkeit der Sinnesapparate ablesbaren Symptome des Gesamtverhaltens gemacht werden darf.

Über all das findet sich bei PIDERIT kein Wort. Was Wunder, daß wir seine Axiomatik nicht als ebenbürtig der feinen empirischen Detailuntersuchung ansehen dürfen? Die zwei „Fundamentalsätze der Mimik“ werden zwar überall herangezogen; allein man hat genau wie bei der Lektüre von DARWINS Buch den Eindruck, daß die im Abschnitt von den Grundsätzen vorausgeschickten Einsichten innerlich doch nur in lockerer Verbindung mit der eigentlichen Leistung des Verfassers stehen. Was ist das Programm und der Ertrag der Detailuntersuchung PIDERITS?

2. Um das Vorgehen PIDERITS von innen und das heißt von der Sache her mit einem Schlage richtig zu verstehen, ist es zweckmäßig, an seinem Endergebnis ein merkwürdiges formales Moment zuerst ins Auge zu fassen. Ich wähle als Beispiel sein eigenes Resumé über die pathognomischen Valenzen des menschlichen Blickes:

„An dem *trägen* Blicke erkennt man körperliche Erschöpfung und geistige Trägheit, an dem *lebhaften* Blicke — Aufregung, an dem mehr oder weniger festen, *fixierenden* Blicke — verschiedene Grade gespannter Aufmerksamkeit, an dem *sanften* — Theilnahme ohne Leidenschaft, an dem *umherschweifenden* — Zerstreuung, an dem *unstäten* — Angst. Der *versteckte* Blick deutet auf Mißtrauen, der *pedantische* auf Zurückhaltung, der *entzückte* auf Exaltation“ (54, die Hervorhebungen von mir).

Man enthalte sich vorerst der logischen Kritik an dieser Tabelle von neun „Blicken“; es ist, wenn man auf die Bilder und ausführlichen Beschreibungen zurückgeht, nicht mehr so, daß einfach idem per idem definiert erscheint wie bei 9., und sonst mehrfach in der Liste. Die ersten sechs Nummern treffen manifeste Bewegungsgestalten des wandernden (oder aktiv in Ruhe gehaltenen) Auges, die letzten drei Blickrichtungen relativ zum Kopf und ganzen Körper; das alles ist von PIDERIT schon soweit korrekt angelegt und beschrieben, daß die erforderliche erste Bereinigung der Liste heute von jedem Praktikanten durchgeführt werden könnte. Wir wollen uns dabei nicht aufhalten, sondern überlegen, was es heißt und wohin die Reise geht, wenn einer überhaupt anfängt zu zählen und eine derartige Liste aufzustellen. Die Tabelle ist, wie immer man sie drehen und wenden mag, gedacht als ein *Lexikon*. PIDERIT steht ohne es zu wissen mit beiden Füßen in einem Unternehmen, das parallel geht dem lexikalischen Sektor der Linguistik. Dieser Vergleich ist unabweisbar und trägt die eigentliche Theorie der Dinge viel weiter, als mancher, der ihn zum erstenmal hört, ahnen oder in den ersten fünf Minuten anzunehmen gewillt sein mag. Denn ähnlich und doch der Natur der Dinge nach nicht ganz so, wie in der Linguistik zum Lexikon ergänzend die Syntax gehört,

muß auch außer dem Inventar der mimischen Einzelsymptome eine *Synsemantik* geschrieben werden.

Sie ist bei PIDERIT in nuce angelegt; man findet zerstreut in seinen Beschreibungen entscheidende Angaben über das semantische Umfeld der lexikalisch gefaßten Symptome, von denen einiges hierher gehört. Beispiel *der versteckte Blick*:

„Wenn man unbemerkt beobachten will, wenn man aufmerksam ist, aber gleichgültig scheinen möchte, so hält man sich still und regungslos, um durch Bewegungen und Geräusche die Aufmerksamkeit anderer nicht auf sich zu ziehen; man gibt dem Körper eine indifferente Haltung, läßt den Kopf sinken, und nur durch den aufmerksamen Blick, der schräg aufwärts nach dem beobachteten Objekte gerichtet ist, verrät sich ein heimliches Interesse“ (51).

Hier ist das Symptom des ‚schräg aufwärts nach dem beobachteten Objekte gerichteten‘ Blickes von vornherein und ausdrücklich eingebaut in andere Symptome, es steht in einem semantischen Umfeld anderer Symptome, ohne die es nicht dasselbe ausdrückte, ohne die es gar nicht wäre, was es ist, nämlich ein versteckter Blick. Dies nur als Beispiel; die Sache prinzipiell gesehen und in wichtigen Punkten gefördert zu haben, ist erst das Verdienst von LERSCH. Wir werden darauf zurückkommen.

Ist danach klar, was PIDERIT intendiert und für möglich ansieht, so soll mit einigen Sätzen wenigstens auch die Frage nach der sachlichen Berechtigung seines Vorgehens und nach dem Beobachtungsmaterial, über das er verfügt, beantwortet werden. Beides in eins, denn es ist mit einem Worte zu treffen. PIDERIT schreibt geordnet nieder und bringt in ein System Kenntnisse, die ein zeichenbegabter Mediziner seines Zeitalters aus den Werken darstellender Künstler, soweit sie auf Ausdruck angelegt sind, gewinnen konnte. Er greift, so läßt sich das auch ausdrücken, mit den Kenntnissen eines Mediziners ausgerüstet (und darum auf eine Systematik der manifesten Symptome zugeschnitten) einen Versuch wieder auf, den vor ihm z. B. LE BRUN und andere unternommen hatten¹⁾. Nur macht er es eben etwas anders wie jene, beschränkt sich auf die Gesichtsmimik und wird

¹⁾ Es wurden auch von anderen ganze Bilderbücher des Ausdrucks gezeichnet. Ein begabter Bildhauer des 18. Jahrhunderts, FRANZ XAVER MESSERSCHMIDT hat serienweise (wie soll man sie nennen?) Ausdrücke oder Fratzen aus der Tiefe seines Gemütes modelliert. ERNST KRIS hat sie unlängst in vorzüglichen Reproduktionen wiedergegeben und psychologisch und historisch gleich umsichtig und plausibel erläutert in: „Die Charakterköpfe des FRANZ XAVER MESSERSCHMIDT“. Versuch einer historischen und psychologischen Deutung“; Jahrb. d. kunsthist. Sammlungen in Wien, N. F., Sonderheft (mit 96 Abbildungen) 1932.

analytisch eingestellt zum *Lexikographen* der ausdruckshaltigen Symptome. Es ist instruktiv und führt weiter, wenn wir versuchen, rückschauend eine Rechtfertigung, die er selbst nicht geboten hat, seinem Versuche unterzulegen. Sie müßte folgende Gedanken enthalten.

3. Aus dem kontinuierlichen Fluß des bewegten Muskelspiels auf dem „Ausdrucksgelände“ (LERSCH) des menschlichen Gesichtes holt nicht nur der Maler und Bildhauer, wie man weiß, sondern jeder naive Deuter mit größerer oder geringerer Geschicklichkeit bestimmte *fruchtbare Momente* heraus, auf die er vor allem andern achtet. Es sind nicht unbegrenzt viele und unbegrenzt wechselnde, sondern sie sind (zum mindesten, soweit sie der Maler und Bildhauer verwenden kann), abzählbar, sie bilden eine diskrete Mannigfaltigkeit. Es ist, genauer gesagt, so mit ihnen, daß sie sich dem Gesamtgepräge nach genügend voneinander abheben müssen, um deutungsfähig zu sein. Ist die unerläßliche *Diakrise* im Groben gesichert, dann stören kontinuierliche Steigerungs- und Prägnanzabwandlungen nicht, deren jeder einzelne fähig sein mag.

Bevor ich fortfahre, sei mir gestattet, das Gesagte durch den Hinweis auf ein kräftiges Argument zu stützen. Was ich im Auge habe, ist die Schere in der Hand von LERSCH. Sie schneidet aus den (in bestimmten, experimentell herbeigeführten Situationen aufgenommenen) Filmstreifen prägnante Einzelbilder aus, die im Buche reproduziert werden. Es ist noch nicht die Rede davon, daß dieselbe Schere ein zweites Mal ansetzt und das Gelände um die Augen trennt von dem Gelände um Mund und Nase; auch das ist theoretisch beachtenswert und wird uns an zweiter Stelle beschäftigen. Vorher aber deutet der erste Scherenschnitt darauf hin, daß, der ihn führt, die Überzeugung hat, an geschickt ausgesuchten Einzelbildern ganze Ausdrücke illustrieren zu können. Was wir dazu zu sagen haben, ist einfach genug: Das Ausschneiden, welches die Schere vornimmt, ist eine *Selektion*, die (gewiß nicht so grob, aber im großen und ganzen konform) vorgezeichnet ist im Erlebnis des wahrnehmbaren Deuters eines zeitlich ablaufenden Geschehens. Man braucht nur ein einziges Mal Beobachter und Versuchsperson in einer unserer Wiener Untersuchungen gewesen zu sein, um aus eigener Erfahrung zu bestätigen, was ich meine, nämlich daß man, um Ausdrucksgeschehen zu deuten, Jagd macht nach fruchtbaren Momenten (in der Mehrzahl gewöhnlich). Gleichviel, ob das kontinuierlich Ablaufende eine Sprechstimme oder ein bewegtes Bild ist.

Das überrascht den nicht, der von vielen anderen Seiten her gesehen hat und weiß, daß der Maler und Bildhauer nur pointiert vollenden kann, was ihm allenthalben die trivialsten Wahrnehmungen des Lebens andeutend vormachen. Hier lautet die Lehre, daß auf Ausdrucksdeutung abzielende Wahrnehmungen fruchtbare Momente erhaschen. Auch der Maler und Bildhauer zielt ab auf einen fruchtbaren Moment (in der Einzahl), wie man weiß. Was ergänzend dazu gehört, sei im Interesse der Kürze in einem Nebensatze angefügt, daß nämlich auch in die sozusagen natürlichen und unkultivierten fruchtbaren Momente, die wir als Ausdrucksdeuter erhaschen, zeitlich distanzierte Einzelsymptome eingehen können. Dieser Zusatz, welcher sowohl aus längst bekannten Tatsachen bis zurück auf die schon in WUNDTs Laboratorium entdeckten ‚Zeitverschiebungen‘ als auch durch neue Beobachtungen begründbar ist, macht letzten Endes den zweiten Scherenschnitt LERSCHS zu einer durchaus sachgemäßen Hantierung. Denn etwas um die Augen und etwas um den Mund in einem einzigen fruchtbaren Moment Erhaschtes muß *nicht* auf ein und demselben Momentbild aus dem Filmstreifen am prägnantesten getroffen sein. LERSCH hätte solch prägnante Geländestücke (zeitlich distanzierte) zu einem Gesamtausdruck neu) komponieren können und damit (in roher Weise versteht sich) etwas getan, was Maler und Bildhauer handwerksmäßig geübt und feiner ausführen.

Die These von den fruchtbaren Momenten darf nicht dahin mißverstanden werden, daß wir die Sukzessionsgestalten im Ausdrucksgeschehen übersehen hätten oder ihr Gewicht unterschätzten. Nein, die Wichtigkeit und Tragweite des Fundes der (sagen wir kurz) dynamischen Momente, den A. FLACH in meinem Institut gemacht und beschrieben hat¹⁾, wird nicht tangiert durch die These von den fruchtbaren Momenten. Denn zum guten Teil liegt die Fruchtbarkeit dieser Momente gerade darin beschlossen, daß sie Sukzessionsgestalten zu repräsentieren vermögen. Es ist ein Faktum für sich, daß die Erfassung, das Innwerden von Sukzessionsgestalten die zeitliche Verzettelung ihrer Fundamente in höherem oder geringerem Grade ‚überwindet‘ sozusagen. Wer aus der Prozession von Tönen, die ein Orchester produziert, musikalische Gestalten hört, überwindet in bestimmten Grenzen das rohe Nacheinander der Schallwellen. Doch wir brauchen uns hier nicht darauf

¹⁾ AUGUSTE FLACH, Die Psychologie der Ausdrucksbewegung. Arch. Psychol. 65 (1928). Vgl. dazu auch: PLESSNER und BUYTENDYK, Der mimische Ausdruck. Philos. Anz. 1 (1925).

einzulassen. Im übrigen beginnt an diesem Punkte eine außerordentlich wichtige, auch für die Ausdruckslehre entscheidende, Beschränkung aller statischen gegenüber den dynamischen Ausdruckswiedergaben. Musik, Tanz, schauspielerische Geste führen aus und variieren frei, wo Maler und Bildhauer doch nur andeuten können und sehr oft in ihren Andeutungen schematisch und mehrdeutig bleiben müssen. Darüber ist an anderer Stelle noch viel zu sagen.

4. Bis hierher kam es uns nur darauf an, die grundlegende Forschungshypothese PIDERITS aufzufinden und freizulegen; es ist die Idee eines Lexikons der Gesichtsmimik. Für das nächste, was zu tun ist, empfiehlt es sich, das ganze Lexikon übersichtlich beisammen zu haben; wir drucken es hier so ab, wie es in dem Resumé des Autors enthalten ist (130ff.). Das Antlitz wird wie üblich aufgegliedert in die Regionen um Auge, Mund, Nase. Zu den neun unterscheidenden Blicken, die wir bereits angeführt haben, kommen um die Augen und auf der Stirne noch folgende Züge:

„*Rasches Augenblinzeln* ist bei Manchen ein Zeichen des Aufmerkens. *Senkrechte Stirnfalten* sind im allgemeinen der mimische Ausdruck der Verstimmung und sie werden hervorgerufen 1. durch Leiden, 2. durch Zorn, 3. durch angestrenktes Nachdenken.

Müde, *tiefe gesenkte Augendeckel* geben körperliche Ermattung oder geistige Indifferenz zu erkennen. *Gehobene Augendeckel*, weit geöffnete Augen sind der mimische Ausdruck der Überraschung oder auch gespannter Aufmerksamkeit. Kommen dazu noch *emporgezogene Augenbrauen* und *horizontale Stirnfalten*, so haben die Augen den mimischen Ausdruck sehr heftiger Überraschung oder sehr angestrenzter Aufmerksamkeit.“

Dann 2. die Züge um den Mund:

„Der *bittere Zug* erscheint bei sehr unangenehmen (bitteren) Vorstellungen, der *süße* bei außergewöhnlich angenehmen (süßen) Stimmungen. Den *prüfenden Zug* beobachtet man bei Menschen, welche aufmerksam den Wert oder Unwert irgendeines Denkbekanntes untersuchen. Der *verbissene Zug* ist der mimische Ausdruck des Eigensinns und Trotzes, aber auch der Beharrlichkeit. Der *verachtende Zug* drückt hochmütige Geringschätzung aus. Das *Aufreißen des Mundes* ist ein Zeichen höchsten Erstaunens oder gespanntester Aufmerksamkeit.“

Um 3. die Nase wird nur ein einziger Zug beschrieben:

„Durch *Aufblähen der Nasenlöcher* gibt sich erhöhte Aufmerksamkeit zu erkennen.“

Und schließlich wird 4. das über Lachen und Weinen zu Sagende folgendermaßen gefaßt:

„Beim *gewöhnlichen Lachen* wird der Mund in die Breite gezogen, beim *heftigen Lachen* erscheinen zugleich senkrechte Stirnfalten, beim *heftigsten Lachen* tritt auch der Ausdruck der Bitterkeit hervor.

Gesellt sich dazu noch der Zug, welcher dadurch entsteht, daß die *Nasenflügel abwärts gezogen* werden, so wird das Gesicht zum weinenden.“

Wer danach einfach abzählt, hat nun 26 oder 24 oder auch nur 21 lexikalische Einheiten beisammen, je nachdem er weniger streng oder strenger darauf sieht, daß nur ‚elementare Züge‘ gerechnet werden und jeder von ihnen nur einmal im Lexikon vorkommt. Versteht sich von selbst, daß wir kein Wort an die Frage verschwenden, ob die Aufzählung im Sinne des ganzen Unternehmens abgeschlossen und vollständig sei; kein Wort auch an die dazugehörige Frage, ob etwa dies und das noch weiter aufspaltbar wäre. In dem ausführlich beschreibenden Texte PIDERITS wird noch einiges mehr an Zügen genannt, was gesondert in die Endliste hätte eingehen können, z. B. das mit dem Grad der Feuchtigkeit und (wie PIDERIT glaubt) mit der Augapfelspannung zwischen hohem Glanz und Mattigkeit variierende Aussehen des Auges u. dgl. m. Es kommt auf ein halbes Dutzend Züge mehr oder weniger vorerst gewiß nicht an.

Entscheidend dagegen ist für die Würdigung des Unternehmens eine *sematologische* Musterung der hier zusammengestellten expressiven Symptome. Es sind solche darunter, die man als hochgradig synsemantische Anzeichen zweckmäßig zuerst ins Auge faßt und von den in höherem Maße autosemantischen, wenn man zwei Begriffe aus der Terminologie ANTON MARTYS hier sinngemäß anwenden will, unterscheidet. Exquisit synsemantisch sind alle Züge, die im konkreten Deutungsfalle prinzipiell genau so behandelt werden und behandelt werden müssen wie die von den Juristen als *Indizien* bezeichneten Beweismittel. Man kann nur Schritt für Schritt das ganze Gewebe begrifflich sauber analysieren.

Ich werde mich hier in dem historischen Rückblick auf PIDERIT und seine Nachfolger darauf beschränken, beispielhaft an zwei „Artikeln“ seines Ausdruckslexikons den weitgehenden Unterschied, den ich im Auge habe, zu illustrieren. Als hochgradig synsemantisch ist z. B. das Symptom des *versteckten Blickes* zu charakterisieren; und als weitgehend autosemantisch soll daneben das Symptom der *senkrechten Stirnfalten* behandelt werden. Dabei wird sich die Gelegenheit bieten, nicht nur die greifbare Inhomogenität der im Lexikon PIDERITS versammelten Einheiten und die Beschränkung seines Unternehmens auf die statisch faßbaren Symptome noch einmal aufzuweisen, sondern auch, soweit es vorerst und in dem engen Rahmen dieses Buches gehen mag, an die Verifizierung der tragenden These zu schreiten. Daß die Bemühungen von PIDERIT, DARWIN, LERSCH und vieler anderer Forscher, die zu einer Gruppe gehören, auf das Zustandebringen eines mimischen

Lexikons hinauslaufen, muß, wie ich glaube, nur einmal klar ausgesprochen sein, um von allen erkannt zu werden.

Wichtiger und schwieriger aber dürfte es sein, sowohl die sachliche Berechtigung und Unentbehrlichkeit wie die inneren Grenzen, die ihm gesteckt sind und seine Ergänzungsbedürftigkeit heute schon anzugeben. Ich werde mich mehr auf das Positive als auf das Negative einstellen ungefähr so, wie es jeder ordentliche Historiker macht, der für seine Helden eintritt. Und ein wenig mehr Respekt vor der Geschichte seiner Wissenschaft tut heute, wie mir scheint, jedem zweiten meiner Fachgenossen not; wobei ich gern bekenne, daß ich selbst des Staunens voll geworden bin über die Schätze subtilsten Wissens, die gerade auf dem Gebiet der Physiognomik und Pathognomik nicht nur des 19. Jahrhunderts, von dem wir handeln, sondern weiter zurück in vergessenen Büchern begraben liegen, Schätze, die einmal wieder vollständig zu heben, den Kommenden vorbehalten sein mag.

5. Die Beschreibung des manifesten Symptomes, welchem PIDERIT nicht unpassend den Namen *versteckter Blick* beilegt und die Analyse seiner mimischen Valenz beschränkt sich auf die wenigen Sätze, die S. 79 bereits abgedruckt sind. Man erkennt daran noch einmal deutlich, daß er sich im wesentlichen auf die Bedingungen einer zeichnerischen Wiedergabe seines Gegenstandes beschränkt. Denn auf der Bühne und im täglichen Leben werden leicht nachweisbar ‚versteckte‘ Blicke geworfen und von geschickten Beobachtern erhascht, die in beträchtlich anderem semantischen Umfeld als dem von PIDERIT gesetzten stehen. Der gesenkte Kopf z. B. ist hier keine *conditio sine qua non*; es kann ja auch ein Hansguck-in-die-Luft einen ‚versteckten‘ Blick auf den Boden werfen; es gibt versteckte Blicke seitwärts und in jede beliebige andere Richtung. Nur ist es freilich nicht ganz einfach, sie auf Bildern als versteckte Blicke kenntlich zu machen; im Leben und auf der Bühne ist dem anders.

Die allgemeine Bestimmung des manifesten Symptomes wird sich an die Fragen halten: *in was hinein und vor wem versteckt?* Oft ist es so, daß der Verstecker sich selbst nicht wegwenden kann vom Häscher, sondern nur in Augenblicken, wo dieser wegblickt, also im ganzen gegen dessen präsente Aufmerksamkeit operieren muß. Nun dann wird sich natürlich das Raffinement seiner Technik des Dissimulierens nach der Lage und darin vor allem nach den Mitteln der Gegenspieler, wie der Dissimulierende sie sieht und einschätzt und von denen er nicht erhascht werden will, einrichten.

Es wäre unsachlich, das wohlbekannte Faktum dieses Wechselspiels begrifflich stümperhaft auf dieser oder jener Stufe des technischen Raffinements fixieren zu wollen. Daß ein *faux pas* des meist flüchtigen Hinblickens auf einen Gegenstand mitten in einem Gesamtverhalten, in dem dieser Hinblick nicht gewachsen sein kann, vom detektivisch wachsamem Beobachter eben *als faux pas* erhascht und gedeutet wird, ist alles, was allgemein über den ‚versteckten‘ Blick gesagt werden darf. So produziert ihn unter angebbaren Umständen das soziale Verhalten.

Und den im Verhaltenskontexte so vielfältig verschiedenen Standorten des versteckten Blickes im semantischen Umfeld entspricht das allgemein über seine expressive Valenz zu Sagende. Es gibt gar viele verschiedene Anlässe zu versteckten Blicken. Kleine schreckhafte und schämige Kinder verbergen mitunter wie zum Schutze vor Fremdartigem oder, wo immer sie der Situation noch nicht gewachsen sind, das Gesicht im Kleide der Mutter und können es doch nicht lassen, „verstohlen“ dann und wann vorzublicken. Auch das sind schon versteckte Blicke. Erwachsene in unserem Kulturkreis haben in der Regel kaum mehr als spärliche Reste einer solch einfachen Verstecktpolitik übrig behalten. Immerhin müßte ein umsichtiges Lexikon des menschlichen Ausdrucks bei dem Artikel ‚versteckter Blick‘ von derart primitiven Verhältnissen ausgehen; denn das entspräche hier ungefähr dem Zurückgehen der historischen Sprachbetrachtung auf das Etymon eines Wortes.

Ich will jetzt nicht in den Fehler verfallen, aus dem Handgelenk niederzuschreiben und als wissenschaftliche Erkenntnis zu bezeichnen, wozu eigene Studien nötig wären, um es ordentlich zu machen. Was jedem Psychologen dazu einfällt, mag er sich einstweilen probeweise selbst zusammenstellen; darin wird vorkommen, was man an Seitenblicken auf anziehend zu Vermeidendes schon im vormenschlichen Verhalten bei Hunden, vielleicht sogar schon bei Katzen sehen kann. Und dann eben etwas von den Schichten und Stufenfolgen des menschlich motivierten Nichtsehens und Vorbeisehens gespickt mit versteckten Zwischenblicken auf etwas, was verboten ist, offen anzublicken nach Sitte und Brauch oder nach der Haltung und Maske, die zu wahren man sich selbst auferlegt¹⁾. Mit all dem wären in einem Ausdruckslexikon gewiß manche Spalten zu dem Stichwort ‚versteckter Blick‘ zu füllen.

¹⁾ Es kommt mir, während ich dies schreibe, eine interessante Studie in die Hand, die hierher gehört: H. C. WARREN, Social nudism and the body taboo. Psychol. Review 40 (1933).

Und die Frage nach der expressiven Valenz dieses einen Symptomes wäre damit in der Art, wie das eben in einem Lexikon üblich ist, beantwortet; d. h. es bliebe dem Nachschlagenden überlassen, aus der überschaubaren Mannigfaltigkeit das nach dem Kontext des Einzelfalles Passendste herauszufinden.

Die ausgefüllte, konkrete Ausdruckswalenz des versteckten Blickes ist in jedem Erscheinungsfalle in hohem Maße kontextbestimmt, kontextgetragen. Und dieser Kontext allein rechtfertigt die weitgehende Ausdeutung des Symptomes, die faktisch erfolgen kann. Das eine Mal meinethalben auf die Mordabsicht und das andere Mal auf die Rettungsabsicht, die bei dem versteckt Blickenden bestehen mag. Genau so verhält es sich mit der Ausdeutung aller Indizien im engeren Wortsinn. Solche hochgradig kontextgetragene Zeichen zu finden ist für einen modernen Psychologen keine überraschende und vereinzelte Erfahrung. Wir haben in der Wahrnehmungslehre der letzten 10 oder 20 Jahre viel anderes kennengelernt, was direkt daneben gestellt werden kann; es wird noch in 7. davon die Rede sein. Doch gibt es Grade wie in allem so auch hier und die Ausdruckssymptome gehören durchaus nicht alle so wie der versteckte Blick zu den eminent indizienhaften Anzeichen.

6. Wir stellen aus der Liste PIDERITS kontrastierend daneben das leicht durchschaubare Symptom der *senkrechten Stirnfalten*, welches vom griechischen Altertum an alle Ausdruckstheoretiker beschäftigt hat und seiner mimischen Valenz nach im großen und ganzen von allen auch richtig eingeschätzt worden ist. Zorn, Gram, angespannte (nach außen oder innen gerichtete) Aufmerksamkeit werden einzeln oder zusammen immer wieder angegeben als das durch sie Angezeigte. Was der modernen, von der Medizin her befruchteten Forschung vorbehalten blieb, war in diesem Falle wieder etwas, was man als eine Parallele zu der modernen Wortforschung in der Linguistik beschreiben kann. Gleich wie man hier weiter und weiter zurück in der Sprachgeschichte dem *Etymon*, der möglichst konkreten und sinnennahen Bedeutung eines jedes Wortes nachspürte, so gingen die Mediziner auf die Suche nach der „physiologischen“ Valenz der Ausdruckssymptome. Die physiologische Funktion der Muskelbewegung zu finden, war hier und in vielen anderen Fällen das Endziel oder ein Endziel ihrer Analyse.

PIDERIT und DARWIN proponieren für das Symptom der senkrechten Stirnfalten physiologische „Erklärungen“, die im ersten Schritt übereinstimmen und dann divergieren. Wir müssen erst

DARWIN kennen, um diese Divergenz von Grund auf zu verstehen; verschieben wir dies auf später (S. 100ff.). Ohne weiteres verständlich aber ist die fortgeschrittene Auffassung, welche LERSCH vorträgt, und sie allein ist wichtig in unserem Zusammenhang. LERSCH hat den Vorteil, aufschlußreiche Bilder aus seinen Filmen vorlegen zu können und hebt die Überlegungen aus dem Bereich des rein Physiologischen heraus, indem er am rechten Ort „phänomenologische“, d. h. hier introspektive Feststellungen zur Geltung bringt. Seine eigene Auffassung ist durch die folgenden zwei Bestimmungen charakterisiert: Erstens, es liegt bei den senkrechten Stirnfalten ein klarer Fall von Befreiung des Muskelspieles aus seiner primärsten, vitalen Leistung vor. Die Funktion des Augenschutzes in zwiefacher Hinsicht — nämlich vor blendendem Lichte und vor dem Blutdruck vom Gehirn her — mag das primärste gewesen sein; allein sie deckt nicht mehr alle Fälle, die heute nachweisbar sind. Vielmehr sagt, und das ist das zweite, was LERSCH beibringt, die Erlebnisanalyse eindeutig aus, es sei (formulieren wir es gleich mit eigenen Worten) die aktiv-antagonistische Spannung, in welche der muskuläre Randapparat um das Auge bei der Erzeugung senkrechter Stirnfalten versetzt wird, *ein Teil und darum ein Symptom* von jener Kraft, die man vulgär als „Konzentration“ zu bezeichnen pflegt. „Diese Konzentration der psychischen Kraft auf die Verarbeitung irgendeines sinnlich wahrgenommenen oder gedachten Gegenstandes im Sinne einer Anpassung an die Lebensintentionen des Individuums ist es, was wir bei einer phänomenologischen Betrachtungsweise überall da als gegeben annehmen müssen, wo uns der mimische Akt der vertikalen Stirnfaltung oder eine dauernde mimische Spur dieses Aktes begegnet“¹⁾.

Diese Interpretation ist in hohem Grade einleuchtend und wird bestehen bleiben können, wie immer auch die Diskussion der Entstehungsfrage des Symptomes ausgehen mag. Man beachte nun, wie einfach darin dem Kern nach die Ausdruckswalenz des in Rede stehenden Symptomes bestimmt wird: überall dort, wo es auftritt, liegt Konzentration der psychischen Kraft vor. Das ist eine (weitgehend) bedingungsfreie Angabe. Ganz anders mußten, wie wir gesehen haben, die Eintragungen zum Artikel ‚versteckter Blick‘ des mimischen Lexikons ausfallen. Was der versteckte Blick anzeigt, was er offenbart oder verräterisch ahnen läßt, das variiert in viel weiterem Ausmaß mit der ganzen äußeren Situation und mit dem *semantischen Umfeld*, in welchem er auftritt. Ganz ähnlich wie die

¹⁾ PHILIPP LERSCH, „Gesicht und Seele“ (1932), S. 92.

Valenz der sogenannten Indizien variiert; ein Lexikograph kann im Leben häufig wiederkehrende typische Fälle aufzählen, aber schwerlich in einem einzigen Satze angeben: überall dort, wo er auftritt, liegt dies bestimmte, relativ einfach isolierbare psychophysische Phänomen vor. Und das ist es letzten Endes, worauf wir bei der Betrachtung des mimischen Lexikons von PIDERIT aufmerksam machen müssen: In diesem Lexikon stehen noch ungeschieden nebeneinander weitgehend *autosemantische* und hochgradig *synsemantische* Symptome. Ob der Unterschied ein rein gradueller ist oder ob der Tatbestand in anderer Art und Weise theoretisch gefaßt werden muß, kann vorerst dahingestellt bleiben. Jedenfalls aber wird eine umsichtige Forschung ihr Augenmerk dem Thema des Symptomenkontextes zuwenden, und in einem Berichte über PIDERIT muß angegeben werden, was er darüber denkt.

7. Wenn man wie PIDERIT die Malerei und Plastik durchmustert nach mimischen Symptomen, wenn man ins Lexikon all das und im wesentlichen nur das aufnimmt, was bei der statischen Wiedergabe von Ausdrücken aufscheint, dann ist es unvermeidlich, daß an sich so Verschiedenartiges wie der versteckte Blick und die senkrechten Stirnfalten zusammen geraten. Die modernen Hilfsmittel der Forschung (wie Filmaufnahmen) gestatten und fordern kategorisch eine methodische Erweiterung des Unternehmens und dabei werden sich schon wie von selbst einige sachliche Differenzierungen der Symptome herausstellen. Durchgreifend aber wird ein umfassend neuer Plan in diesen Dingen beherrscht und getragen sein müssen von einer vertieften sematologischen Axiomatik. Und dazu gehört, daß man die ebenso triviale wie folgenschwere Einsicht von der *Valenz des semantischen Umfeldes* der Ausdruckssymptome richtig zur Geltung bringt und wissenschaftlich ausmünzt.

In LERSCHS Buch sind bereits viel mehr Ansätze dazu enthalten wie bei PIDERIT. Wer (etwa im Sinne POLLNOWS) eine Kritik der ganzen „naturwissenschaftlichen“ Ausdrucksanalyse des 19. Jahrhunderts auf den Vorwurf einer atomisierenden, physikalistischen Denkweise hin zuspitzen wollte, der fände in der Tat in PIDERITS Buch ein günstiges Angriffsobjekt. Man lese zu diesem Zweck nur etwa die jedem Abschnitt angehängten Bemerkungen über „mimische Kombinationen“ noch einmal nacheinander durch. Das ist nicht viel anderes als eine Cocktail-Mischerei der Anzeichen und des durch sie Angezeigten: „Ein süßer Mund mit entzücktem Blick gibt den mimischen Ausdruck süßer Schwärmerei. — Tritt noch der bittere Zug hinzu, so hat das Gesicht den Ausdruck schmerzlich

süßer Schwärmerei. — Mit dem versteckten Blick verleiht der süße Mund dem Gesicht den Ausdruck verliebter Koketterie“ usw. (88f.).

Das klingt banal und ist es auch zum guten Teil; allein es wäre verfrüht, das Addieren und Zumischen, das Cocktailverfahren eines Analytikers auf diesem Gebiete ohne Voruntersuchung und prinzipiell a limine abzulehnen. Das gesunde Ganzheitsdenken unserer Tage muß vor der Ausartung in ein bequemes, aber blindes Femgeschrei gegen jede Annahme additiver Komplexionen bewahrt werden. Weder die ‚gemischten Gefühle‘ noch die ‚gemischten Symptome‘ sind von vornherein Ungedanken wie das hölzerne Eisen oder als faktisch unwahrscheinlich erwiesen wie das Perpetuum mobile. Doch dürfte es nach der ganzen Forschungslage empfehlenswert sein, zuerst von sicher nachweisbaren Strukturfunktionen auszugehen. Wo PIDERIT z. B. für ein und dasselbe Symptom mehrere Valenzen nebeneinander angibt wie für die senkrechten Stirnfalten Leiden oder Zorn oder angestregtes Nachdenken, da kann er sich die Diakrise im konkreten Deutungsfalle kaum anders vorgestellt haben wie jeder halbwegs Unbefangene: Man umfaßt mit einem Blick das Symptom und sein semantisches Umfeld. Der Kontext, dieses Umfeld, bestimmt die Spezifikation. Im Grunde ist das wohl nie anders ausgelegt worden; denn selbst die rein logische Analyse der pseudoaristotelischen Physiognomik erwähnt ausdrücklich den Gesichtspunkt der Verträglichkeit (Widerspruchslosigkeit) der ‚Zeichen‘ und übersetzt damit nur den psychologischen Befund einer globalen Deutung mimischen Geschehens, den wir im Auge haben, in die Sprechweise des dialektischen Physiognomikers. In den Schriften der Neueren, z. B. auch bei BELL und DARWIN, wird dies greifbare Faktum der globalen Deutung immer wieder gestreift, manchmal auch ein wenig erstaunt hervorgehoben oder es wird gesagt, das Verstehen des Ausdrucks gehe in weiten Grenzen unmittelbar und ‚instinktiv‘ (d. h. instinktsicher und uneinsichtig) vonstatten.

Dies und noch andere zerstreute Andeutungen im Buche PIDERITS müßte einer zusammenstellen und abwägen, dem es darum ginge, sorgfältig zu entscheiden, wieviel er vom Tatbestand der Synsemantik schon gekannt hat. Wir verzichten darauf und nehmen die Sache bei dem Bericht über LERSCH, dem sie zum Problem geworden ist, wieder vor.

8. Wir knüpfen den Schluß an den Anfang und fügen einen letzten Punkt ein. PIDERIT ist mit einem Wort der erste Vertreter einer *Aktionstheorie des mimischen Geschehens*; er löst das ‚Rätsel‘

der *prima vista* sinnlosen Muskelkontraktionen durch die generelle Annahme, daß die drei großen Sinne im Gesicht des Menschen (Auge, Nase und Geschmackssinn) durch diese Muskelkontraktionen eine Einstellung erfahren und daß ihre Dienstbereitschaft darin manifest wird. Das letztere am deutlichsten bei den Bewegungen um den Mund herum; Mund und Zunge nehmen ihre Verkostungsattitüden ein, ja es ist sogar in vielen Fällen schon entschieden, wie die Reaktion des Verkostungsapparates ausfallen wird, es ist entschieden, wenn der süße oder bittere Zug um den Mund herum zum Vorschein kommt. Damit hat PIDERIT zwar nur physiologisch ernst genommen, was Deuter und Dichter schon immer in ihrem Wortschatz hatten, die Prädikate bitter und süß für bestimmte Ausdrücke oder Klassen von Ausdrücken im menschlichen Antlitz. Aber eben darin, daß er zu zeigen versuchte, wie und warum man diese Bestimmungsweise ernst nehmen dürfe, lag der Fortschritt; oder sagen wir ein erster Schritt zu einem Aufschluß. Denn das Operieren mit der Fiktion ‚imaginärer‘ Geschmacksgegenstände ist, wie sie bei PIDERIT steht, doch im ganzen noch eine sehr rohe Forschungshypothese. DARWIN z. B., der nüchterne Naturforscher, wußte nichts Rechtes mit diesen ‚Imaginationen‘ anzufangen und schob sie einfach beiseite, während WUNDT die Hypothese zustimmend aufnahm und in seiner Weise ausdachte, wie wir sehen werden.

Das Wichtigste ist und bleibt eben für PIDERIT die lexikographische Arbeit und die ‚physiologische‘ Aufklärung der einzelnen Symptome auf dem Wege über seine generelle Forschungshypothese. Wie nahe er selbst der Idee eines Lexikons gekommen ist, erkennt man am deutlichsten aus dem praktischen Nutzen, den er ausübenden Künstlern, die sein Werk studieren, in Aussicht stellt. Er selbst hat das Malerbuch von LIONARDO DA VINCI studiert und greift daraus die bekannten Ratschläge auf, stets ein Skizzenbuch oder eine Schreibtafel mitzuführen, um auf der Straße prägnanten Ausdruck im Gesichte der in Leidenschaft Geratenen sofort fixieren zu können. „Ein guter Maler soll zwei Dinge sonderlich fleißig in acht nehmen, nämlich den menschlichen Körper wohl zu umreißen und die lebhaftete Ausdrückung der Affekten zu merken, die man in den Sinn gefaßt hat; welche zwei Stücke von großer Wichtigkeit sein“¹⁾. Daran gefällt PIDERIT die Betonung der Wichtigkeit von Anatomie und Ausdrucksstudium, nicht aber die Meinung LIONARDOS,

¹⁾ LEONARDO DA VINCI (des berühmten florentinischen Malers LEONARDO DA VINCI höchst nützlicher Traktat von der Malerei), Nürnberg 1724.

daß man den Ausdruck nicht systematisch einfangen und erlernen könne. PIDERIT glaubt vielmehr, sein eigenes Werk biete ein System der Elemente, nach dem der Künstler „einen verlangten Gesichtsausdruck gleichsam mit mathematischer Bestimmtheit zu konstruieren und in einem Gesicht darzustellen“ vermöge (14f.). Es sei mit dieser Kompositionskunst ungefähr wie mit den Kompositionen des Musikers. „Hier können nur die Grundtöne des Mienenspiels gelehrt werden, eine Melodie daraus zu machen, ist Sache des Künstlers“ (17). Man darf diesem Vergleich nicht zu nahe auf den Leib rücken. An das Nachbargebiet der Sprache denkt PIDERIT selbst nur für die pantomimischen Bewegungen, die nach seiner Meinung von den mimischen abzuheben sind: „Während die mimischen Bewegungen mehr unabsichtlich, instinktiv sind, sind die pantomimischen Bewegungen absichtlich, und können eine plötzliche, unterbrochene, hüpfende, taktmäßige, schleichende, fallende, steigende Bewegung, die Höhe, Breite, Rundung usw. eines Objektes nachahmen und dienen, neben der Sprache, dazu, sich anderen Menschen verständlich zu machen“ (18 Anm.). Er denkt wohl an die Gebärdensprache der Taubstummen dabei, nicht an Gang und Greifbewegungen u. dgl. m. Unsäglich primitiv neben BELLS Leistungen muten die spärlich eingestreuten Bemerkungen PIDERITS über die Mitbeteiligung des Zentralnervensystems am Ausdruck an. Doch über rein Verjährtes soll in diesem Buche nicht gesprochen werden.

Übergehen kann man auch ohne etwas Wichtiges zu vernachlässigen, den ganzen zweiten Teil, der nach der „Mimik“ die „Physiognomik“ behandelt; denn die PIDERITSche Physiognomik ergibt sich aus der Mimik von selbst nach der summarisch angewandten Regel, daß alles Physiognomische aus erstarrten mimischen Zügen besteht.

VI. Die abstammungsgeschichtliche Analyse des Ausdrucks von CHARLES DARWIN.

DARWIN beobachtete und sammelte nach eigenem Zeugnis seit 1838 für sein Ausdrucksbuch und druckte es 1872, ein Jahr nach dem Werk über die Abstammung des Menschen. Die beiden Bücher gehören innerlich zusammen; man muß ernst nehmen und genau ansehen, was er als Schlußergebnis formuliert¹⁾:

„Ich habe mit ziemlich detaillierter Ausführlichkeit zu zeigen mich bemüht, daß alle die hauptsächlichsten Ausdrucksweisen, welche der Mensch darbietet, über die ganze Erde dieselben sind. Diese Tatsache ist interessant, da sie ein neues Argument zu Gunsten der Annahme beibringt, daß die verschiedenen Rassen von einer einzigen Stammform abstammend sind, welche *beinahe vollständig menschlich in ihrem Baue und in hohem Grade in ihrer geistigen Entwicklung* gewesen sein muß vor der Zeit, in welcher die Rassen auseinander gingen“ (363).

Man schiebe alles beiseite, was zur spezifisch darwinistischen Färbung der Deszendenztheorie gehört, man klammere sogar den Abstammungsgedanken selbst vorerst ein und unterstreiche das rein Phänomenologische. Dann bleibt ein Unternehmen, dem kein Historiker, der für Größe ein Auge hat, die Bewunderung versagen darf. Es bleibt der Versuch, das Menschsein in Anlehnung und Abhebung vom Tierischen zugleich am Ausdruck zu demonstrieren. Ob dieser Versuch als gelungen zu bezeichnen ist und ob es entscheidende Züge der Menschlichkeit sind, die mit den Mitteln DARWINS erfaßt werden konnten, ist eine andere Frage. Nach meiner Auffassung ist es nur der Saum des Ganzen, um dessen Erkenntnis sich die Geisteswissenschaften insgesamt bemühen.

1. DARWIN war groß als subtiler Beobachter und Sammler. Nicht weniger als sechs Quellen (Materialquellen meine ich) brachte er für seinen Zweck zum Fließen. Wir zählen mit ihm durch: Das Benehmen der Haustiere (Katze, Hund und Pferd) wurde von ihm selbst mit dem Blick eines unermüdlichen Symptomatikers jahrzehntelang verfolgt; in zoologischen Gärten waren vom wissen-

¹⁾ Im Folgenden zitiere ich aus der deutschen Übersetzung von V. CARUS „Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei dem Menschen und den Tieren“, 1872.

schaftlichen Direktor bis zum einfachen, praktisch erfahrenen Tierwärter und Spezialisten der Tierbehandlung viele angesteckt von den klugen Erkundungsfragen, die DARWIN zu stellen wußte; Jagdfreunde und Jäger in exotischen Gegenden beantworteten seine Briefe. Das alles zählt nur als eine Quelle und geht um den Ausdruck bei Tieren. Missionare erhalten einen detaillierten Fragebogen; ihre Antworten begründen in der Tat das Fazit von der weitgehenden Übereinstimmung eines bestimmten Fonds von menschlichen Gebärden. Nur wenig hat DARWIN nach eigenem Bekenntnis Gemälden und Statuen (seiner dritten Erkundungsquelle) abzulesen vermocht; wir werden sein Verhältnis zu PIDERIT besonders ins Auge fassen. Dagegen schöpfte er geschickt und erfolgreich das Ergebnis des material-analytischen Verfahrens von DUCHENNE für seine Zwecke aus. Und dann noch zwei Vorstöße: Kinderbeobachtungen, die DARWIN als einer der ersten systematisch an seinen eigenen Kindern anstellte, und Berichte zu vielen Details von befreundeten Irrenärzten, die in seinem Auftrag den Ausdruck an Geisteskranken studierten.

Einem sonst Bewanderten, der einstweilen nichts vor sich hätte als das zitierte Fazit des Ausdrucksbuches und dies Tableau von Materialquellen, die sich der geniale Sammler erschloß, dürften zwei vorgreifende Fragen auf den Lippen schweben. Die eine dahin, ob sich DARWIN anschickt, am Beispiel des Ausdrucks etwas zur entwicklungsgeschichtlichen Aufhellung des Unterschiedes zwischen homo sapiens und seinen zoologischen Verwandten beizutragen, und die andere dahin, ob er mit dem menschlichen Ausdruck andere Züge des Menschseins in Zusammenhang bringt. Wie steht es z. B. mit der menschlichen Lautsprache? Zwei Menschenalter vor DARWIN hat CHARLES BELL eine systematische Vergleichung der Tiere mit dem Menschen gerade daraufhin zugespitzt, daß menschliche Mimik und menschliche Sprache zusammen zur differentia specifica des Menschseins gehören. Und ein Menschenalter später hat W. WUNDT die Entwicklungsidee darwinschen Gepräges einheitlich für stumme Gebärden und Lautsprache durchdacht; wie verhält sich das Ausdrucksbuch von DARWIN dazu?

Es ist keinem Interpreten und Kritiker entgangen, wie merkwürdig wenig DARWIN, der doch sonst überall (im besten Sinne des Wortes) besessen ist von der einen Zentralidee seines Lebens, darüber sagt in seiner Ausdruckslehre. Vielleicht hat schon mancher naturwissenschaftlich orientierte Entwicklungstheoretiker das Buch

enttäuscht beiseite gelegt; man findet den bereits zitierten Satz von der weitgehenden Übereinstimmung der Gebärden bei allen Menschenrassen, darüber hinaus nur spärliche Bemerkungen über Abstammungszeugnisse im Bereich der Ausdrucksbewegungen. Mit das Beachtenswerteste ist der Befund, daß sich von den Reptilien an aufwärts die Schuppen oder Haare auf der äußeren Haut in bestimmten Situationen „sträuben“; das Sträuben der menschlichen Haare „unter dem Einfluß des äußersten Schrecks“ sei nicht zu verstehen (sagt DARWIN), „ausgenommen unter der Annahme, daß der Mensch früher einmal in einem viel niedrigeren und tierähnlichen Zustand existiert hat“ (12). Wenig Gewicht haben die Nachweise einiger verwandter Ausdruckszüge bei Affen und Menschen. BELL sieht hier eine Scheidelinie, die DARWIN, der Abstammungstheoretiker, natürlich nicht so ernst nehmen kann, und dabei entschlüpft ihm ein auffallender Satz gegen BELLS Annahme, bestimmte mimische Muskeln des Menschen seien nur des Ausdrucks wegen da: „Aber schon die einfache Tatsache, daß die menschenähnlichen Affen die nämlichen Gesichtsmuskeln wie wir besitzen, macht es sehr unwahrscheinlich, daß diese Muskeln bei uns ausschließlich dem Gesichtsausdruck dienen; denn ich denke doch, daß niemand anzunehmen geneigt sein wird, daß Affen mit speziellen Muskeln begabt worden sind nur zu dem Zwecke, *ihre widerlichen Grimassen darzustellen*“ (10, die Hervorhebung von mir). Das mit den „widerlichen Grimassen“ klingt unerwartet aus dem Munde eines Abstammungslehrers vom Range DARWINS; der ‚Widerwille‘, welcher ihn erfüllte, als er es niederschrieb, dürfte mehr der Schöpfungslehre BELLS als dem Gesichtsausdruck der Affen gegolten haben.

Eine sehr magere Ernte, wie man sieht. Faktisch sind die Ausdrucksstudien DARWINS aus der Natur der Sache einen etwas anderen Weg gegangen. Wir begnügen uns hier mit der schlichten Feststellung, daß die Erörterungen im großen und ganzen immer dort abbrechen, wo „menschliche Willkür“ oder „menschliche Überlegung“ im Ausdruck manifest werden. Die Verschiedenheit der menschlichen Lautsprachen gehört nach DARWIN in ein wissenschaftliches Ressort, das er nicht als das seine betrachtet. Wenn er fortgesetzt betont, daß seine Untersuchung in erster Linie auf das „ererbte und instinktive“ Moment, auf die Arterbschaft im menschlichen Ausdruck abzielt, so wird der Historiker von heute es sich zweimal überlegen, ob er darin mit den späteren, radikaleren Entwicklungstheoretikern, die sich Schüler DARWINS nannten, eine

Beschränkung des Horizontes oder eher eine weise Zurückhaltung erblicken soll.

Eine wissenschaftlich fundierte und selbsterworbene Weisheit war das freilich nicht; wohl aber darf man sagen, daß ein gesunder common sense und eine solide Tradition in der Einschätzung des Menschlichen den Vater des Darwinismus vor manchem bewahrte, was man später übereilt versucht und heute längst wieder über Bord geworfen hat. Für DARWIN blieb faktisch das Thesei-Moment der menschlichen Sprache und des stummen menschlichen Ausdrucks etwas, was er mit seiner biologischen Analyse gar nicht treffen und bewältigen wollte. So ist es in den stärksten Partien seines Buches, in den schlichten Beschreibungen komplexer tierischer und menschlicher Ausdrücke. Anders meistens dort, wo er sich z. B. von HERBERT SPENCER, dem zeitgenössischen Entwicklungsphilosophen dreinreden und ins Schlepptau nehmen ließ.

Daß DARWIN in der Regel abbricht und den Griffel beiseite legt, wo er auf spezifisch Menschliches trifft, kann man exemplarisch seinen Ausführungen über den Ursprung der Musik und des musikalischen Momentes in der Sprache ablesen. Das Thema ‚Paarung und Musik‘, ‚geschlechtliche Zuchtwahl und Musik‘ wird in dem Abstammungsbuch ausführlich, aber im großen und ganzen doch einigermaßen tatsachenfern, was den Menschen angeht, behandelt. Der Ausdruckstheoretiker DARWIN weiß aus seinen Beobachtungen an Kindern, wie früh der musikalische Ausdruck im Sprechen aufscheint: „Bei einem meiner Kinder bemerkte ich, ehe dasselbe zwei Jahre alt war, deutlich, daß das *hm* der Zustimmung durch eine leichte Modulation stark emphatisch gemacht wurde, während ein eigentümlich winselndes Verneinen eine obstinate Bestimmtheit ausdrückte“ (87). Damit war er auf gutem Wege; wir haben vor kurzem den Entwicklungsschritt vom Lallen zum Sprechen systematisch an ungefähr hundert wohlgelungenen Mikrophon- und Plattenaufnahmen studiert und einen über Erwarten reichen musikalischen Ausdruck des Kindes sogar vor dem Alter, welches DARWIN angibt, gefunden. Was soll dies Alter mit Paarung und Sexualität zu tun haben? Viel treffender ist die von DARWIN eingestreute, wenn auch durchaus trivial klingende Bemerkung, daß junge Tiere und Menschenkinder, „wenn sie in Angst oder Gefahr sind, laut nach ihren Eltern um Hilfe, wie auch die Mitglieder einer und derselben Gemeinschaft einander um Hilfe anrufen“ (73). Die Unterstreichung des sozialen, des Kontaktmomentes, meine ich, wäre theoretisch das Richtige gewesen.

Wo er fast zögernd die allgemeine Frage zu diskutieren beginnt, „warum sehr verschiedene Laute bei verschiedenen Gemütsbewegungen und Empfindungen geäußert werden“ (86), fügt er sofort hinzu, das sei ein sehr dunkler Gegenstand. Die Gedanken SPENCERS darüber kommen über Randprobleme nicht hinaus. Das schreibt einer der Experten DARWINS, „Mr. LICHTFIELD, welcher der Theorie der Musik lange Zeit seine Aufmerksamkeit gewidmet hat“, vollkommen deutlich nieder; und DARWIN druckt sein Exposé mit ab, um fortzufahren: „Lassen wir diese verwickelten Fragen beiseite und beschränken wir uns auf die einfacheren Laute“ (91). Er geht dem Tatbestand der Tonsysteme im Bereich der menschlichen Musik aus dem Wege; gewiß nicht zum Nachteil für das, was er seinen eigenen Beobachtungen wirklich glaubt entnehmen zu können.

2. Eingehende Darstellungen und kritische Notizen über DARWINS Ausdrucksstudien halten sich in der Regel an den Aufbau, den er selbst gewählt hat. Man schießt los und es stehen die drei ‚allgemeinen Prinzipien des Ausdrucks‘ auf dem Papier. Der Satz von den *konservierten habits*, der Opositions- oder *Abhebungssatz* und der ganz und gar mißverständliche Satz von den *direkten Wirkungen des Nervensystems*. Mich dünkt, damit anzufangen sei durchaus legitimiert durch DARWIN selbst; er expliziert und kommentiert seine ‚Prinzipien‘ zweimal, am Anfang und am Ende seiner Darstellung und ist der Meinung, daß „viele Ausdrucksweisen (durch seine ‚Prinzipien‘) in einer ziemlich befriedigenden Art erklärt werden“ und „daß wahrscheinlich sämtliche später als unter dieselben oder nahe analoge Gesichtspunkte gehörig nachgewiesen werden dürften“ (28).

Dazu aber muß der Historiker von heute an der Schwelle seines Berichtes schon etwas sagen, was äußerst merkwürdig ist. Dem großen Naturforscher ist da eine wissenschaftstheoretisch interessante Verwechslung passiert. Seine allgemeinen Sätze sind keine Axiome der Ausdruckslehre in dem üblichen Sinne des Wortes, sondern etwas anderes. Denn sie sagen im Grunde genommen über die konstitutive Relation im Ausdruck — *manifeste Symptome: Innerlichkeit des Ausdrückenden* — überhaupt nichts oder jedenfalls nichts Direktes aus. Wenn PIDERIT z. B. bestimmte Bewegungen um den Mund als den ‚süßen‘ oder ‚bitteren‘ Zug charakterisiert und schließlich diese und alle ähnlichen Bestimmungen einheitlich von dem Satze her zu durchleuchten versucht: die Muskelaktionen der menschlichen Mimik erweisen sich als (positive oder negative)

Bezugswendungen im Gebiete des Schmeckens, Sehens und Riechens, dann enthält oder impliziert dieser Erstsatz eine Aussage über die besagte konstitutive Relation im Ausdruck. Er nimmt rein logisch gesehen die Stelle eines axiomatischen Satzes der Ausdruckslehre ein.

Mit DARWINS ‚Prinzipien‘ dagegen verhält es sich wesentlich anders. Die Behauptung, daß Ausdrucksbewegungen konservierte habits sind, verweist den Fragenden auf eine Phase der Entwicklungsgeschichte, wo dieselben Bewegungen auch schon ausgeführt wurden, aber noch nicht ‚als Ausdrucksbewegungen‘. Nur das Drum und Dran der allgemeinen Reaktionsbedingungen schlägt eine Brücke vom Damals zum Heute, wobei unter ‚damals‘ die frühe Kindheit jedes Individuums oder die Urzeit der Menschen oder beides zugleich oder immer noch beim Erwachsenen von heute vorkommende Reaktionsbedingungen außerhalb des Ausdrucksgeschehens verstanden werden. Es ist nicht an dem, daß man etwa Zweifel vorbringen müßte an der wissenschaftlichen Fruchtbarkeit einer so weitgehend unbestimmten Behauptung, um dies von DARWIN selbst vorangestellte ‚Prinzip‘ der Ausdruckslehre als verschieden von den Erstsätzen bei ENGEL und PIDERIT zu charakterisieren. Nein, maßgebend ist vielmehr, daß die DARWINSchen Erstsätze eine andere logische Funktion haben als die von PIDERIT und ENGEL, ja selbst als die von BELL. Sie erweisen sich, wenn man die Forschungen DARWINS im einzelnen genau verfolgt, fruchtbar als *Finderregeln*, als *regulae ad directionem ingenii*.

Um ungefähr Vergleichbares zur Klärung heranzuziehen, sei daran erinnert, daß z. B. DESCARTES und SPINOZA *regulae ad directionem ingenii* aufgeschrieben haben. Man mache nun einmal ernstlich den Versuch, die Substanz der DESCARTESSchen Philosophie, aus den *regulae*, d. h. Forschungsanweisungen, die er hinterlassen hat, konstruktiv zu gewinnen. Hier springt sofort in die Augen, daß dies ein verfehltes Unternehmen wäre. In unserem Falle dagegen muß man sich schon der Mühe unterziehen, die Substanz der DARWINSchen Beobachtungen und Analysen Schritt für Schritt mit den angeblichen ‚Prinzipien‘ inhaltlich zu konfrontieren, um zu derselben Einsicht zu kommen. DARWIN schreibt: „Ich bin indessen selbst auf diese drei Prinzipien erst am Schlusse meiner Beobachtungen gelangt“ (27). Das allein wäre nicht maßgebend; empirische Forscher kommen oft erst rückblickend zur Einsicht in axiomatische Sätze. Maßgebend ist vielmehr, daß die DARWINSchen Sätze samt und sonders nur als *regulae ad directionem*

ingenii aufrechterhalten werden können und ihre logische Valenz behalten. Daß sie ihm an entscheidenden Punkten seiner Nachforschung geholfen haben, die manifesten Phänomene des Ausdrucks genauer und vollständiger zu erfassen und zu beschreiben, ist alles, was man gemeinsam von allen drei Finderregeln sagen kann.

Wenn es besonders bei dem ersten Hauptsatz manchmal anders aussieht, so liegt das nur daran, daß eben DARWIN selbst die geschilderte Verwechslung begangen hat und nicht imstande war, phänomenologische und genetische Erörterungen theoretisch sauber auseinanderzuhalten. Holt man nach, was er unterlassen hat, dann gewinnt die Substanz seiner Ausführungen erst ihr wahres und, wie ich hoffe, bleibendes Gesicht und den systematischen Platz, der ihr gebührt in der Geschichte der Ausdruckstheorie.

Ein Wort noch zum Abschluß meiner These; es enthält zugleich den Schlüssel zu einer näheren Bestimmung des Charakters der DARWINSchen Ausdrucksstudien. Der Autor des Buches zählt in der Einleitung (18) die Schwierigkeiten auf, denen er samt dem Stabe seiner Mitarbeiter begegnet ist:

„Diese Gründe sind einmal: die flüchtige Natur mancher Ausdrucksformen — der Umstand, daß die Veränderungen in den Gesichtszügen häufig äußerst gering sind — daß unsere Sympathie leicht erweckt wird, wenn wir irgend eine starke Erregung der Seele vor uns sehn, wodurch unsere Aufmerksamkeit abgezogen wird, — daß uns unsere Einbildungskraft täuscht, indem wir in einer unbestimmten Weise wissen, was etwa zu erwarten ist, trotzdem sicherlich nur wenige von uns wissen, worin die eigentlichen Veränderungen in dem Ausdrucke genau bestehn, — und endlich selbst unsre lange Vertrautheit mit dem Gegenstande: alle diese Gründe wirken vereint. Es ist demzufolge schwer mit Sicherheit zu bestimmen, welches die Bewegungen der Gesichtszüge und des Körpers sind, die gewöhnlich gewisse Seelenzustände charakterisieren. Nichtsdestoweniger sind doch, wie ich hoffe, einige dieser Zweifel beseitigt worden und zwar einmal durch die Beobachtung kleiner Kinder, der Irren, der verschiedenen Menschenrassen, der Kunstwerke und endlich der Gesichtsmuskeln, wie diese unter der Wirkung des Galvanismus in Dr. DUCHENNE's Versuchen erscheinen.“

Ich schlage nun vor, eine einfache Transponierung vorzunehmen. Angenommen, nicht der Ausdrucksforscher DARWIN, sondern ein Linguist habe diese Zeilen geschrieben, und er könnte sie geschrieben haben. Dann wüßten wir sofort, daß dieser Linguist im wesentlichen auf exakte *phonetische* Aufnahmen abzielt. Denn nur der Phonetiker stößt auf seinem Gebiete auf analoge Abstraktionsschwierigkeiten; er ist es, der genau wie DARWIN bekennt: mich stört bei meiner spezifischen Analyse die Vertrautheit und Geläufigkeit des Untersuchten, das ich aus täglichem Umgang zu

genau kenne; ferner: ich darf mich nicht ablenken lassen durch den leicht und auf vielen Wegen erfaßbaren, auch indirekt durch die Situationsumstände mitbestimmten Sinn, die geläufige Verkehrsfunktion der zu untersuchenden Phänomene u. dgl. m. Daraus aber geht am allerdeutlichsten hervor, was DARWIN vorschwebt und was er faktisch auch geleistet hat. Er ist unter seinen Zeitgenossen der subtilste und zuverlässigste (sagen wir kurz) ‚Phonetiker‘ des tierischen und menschlichen Ausdrucks. Was man mit unbewaffnetem Auge sehen konnte und zunächst einmal sehen mußte am manifesten Relationsgliede des Ausdrucks, keiner hat es besser als er gesehen und beschrieben. Erst heute sind wir durch die fortgeschrittene Technik instand gesetzt, auf einfache Weise seine Befundenachzukontrollieren und die Analyse noch weiter vorzutreiben.

Ihm aber leisteten abwechselnd die drei Hauptsätze seiner Ausdruckslehre den Dienst, die Aufmerksamkeit des Analytikers zu dirigieren. Wer das an Beispielen nacherleben will, dem schlage ich für das Oppositionsprinzip vor, die Entdeckungsgeschichte der vollständigen Geste des ‚Zuckens mit der Schulter‘, wie sie S. 270 ff. niedergelegt ist, nachzulesen. Die Entdeckerhilfe, die der Forscher dem ersten Hauptsatz verdankt, durchzieht das ganze Buch und kann exemplarisch etwa an dem Symptom des Stirnrunzelns in allen Modifikationen und Abschattungen, die DARWIN gefunden und beschrieben hat, verfolgt werden. Die Rolle der dritten Sucherregel dagegen steht auf einem anderen Blatte; sie verweist den Forscher auf die Physiologie des Zentralnervensystems.

Daß es ohne exakte Phonetik keine ordentlich aufgebaute moderne Sprachwissenschaft gibt, ist den Sachverständigen geläufig. Die Ausdruckstheorie wird sich, wo sie es noch nicht getan hat, daran gewöhnen müssen, das gemeinte Analogon auf ihrem Feld ebenso als unentbehrlich zu betrachten und DARWINS Leistung anzuerkennen. Doch will ich nicht versäumen, die Allzuschematischen vor einem Ausquetschen des hier angesetzten Vergleichs zu warnen. Niemand braucht uns zu sagen, daß die Lautsprache eben Lautsprache, d. h. ein wohlaufgebautes System konventioneller Zeichen und die Mimik und Pantomimik des täglichen Lebens weitgehend etwas anderes ist. Wir denken auch nicht im entferntesten daran, daß DARWINS Unternehmen hinreichend erfaßt und bestimmt wäre durch die erste Feststellung, es sei in einigem dem Unternehmen der Phonetiker vergleichbar. Nur daß es dem Kerne nach ähnlich wie die Phonetik eine Materialanalyse genannt werden kann, ist das tertium comparationis.

3. Der erste Hauptsatz des DARWINSchen Systems sei erläutert an einem instruktiven und fruchtbar gewordenen Beispiel, das in seiner Weise bereits CHARLES BELL behandelt hat. Dort nämlich, wo er sich mit dem weitverbreiteten, in vielen komplexen Ausdrücken mitaufscheinenden Teilsymptom des vollen oder beginnenden (initialen) Augenschlusses beschäftigt. Man hat im Kreise der biologischen Analytiker die Tätigkeit des Augenbrauenrunzlers, der die vertikalen Stirnfalten erzeugt, als einen Initialakt des (bald vollzogenen, bald auch nicht vollzogenen) vollständigen Augenschließens beschrieben. Es steht physiologisch fest, daß dabei ein leichter Muskeldruck auf den Augapfel ausgeübt wird und dies Faktum wurde von BELL in dem Sinne einer einfachen Augenschutzreaktion teleologisch ausgedeutet. Ist das Stichwort ‚Schutzreaktion‘ einmal gefallen, dann kann man sich heute zweierlei einzeln oder zusammen darunter vorstellen. BELL-DARWIN und der Ophthalmologe DONDERS, den DARWIN zu heute noch beachtenswerten eigenen Beobachtungen an Gesunden und Kranken anregte, vertraten zunächst die bis heute nicht widerlegte Behauptung, jener leichte Muskeldruck von außen sei geeignet, ‚die zarten Gewebe des Augapfels‘ gegen die Gefahren eines starken Blutdrucks von der Schädelhöhle her zu schützen. Darum, so sagt man, zieht sich der Muskel primär in all den Fällen zusammen, wo ein starker Expirationsdruck bei geschlossenem Munde den Blutdruck in den Kopfarterien erhöht und zugleich den normalen Rückfluß des Blutes in den Kopfvenen verhindert.

DARWIN fügte eine zweite Lesung des Terminus ‚Schutzreaktion‘ hinzu: Lichtschutz des Auges bei greller Beleuchtung, vor allem von oben her; wer ihn verstärken will, beschattet die Augen von oben her durch die Hand. Wir können für unsere Zwecke den beiden Lesungen der Schutzidee noch eine dritte Deutung vom ‚Nutzen‘ derselben Reaktion hinzufügen. Sie wird von DONDERS schon gestreift und kehrt in etwas veränderter Form auch in der Auskunft wieder, welche DARWIN von Mr. BOWMAN (vermutlich einem anderen erfahrenen Ophthalmologen) erhielt. Unser Leser erinnere sich summarisch, wenn er selbst gewöhnlich eine Brille trägt oder andere Brillenträger schon einmal daraufhin beobachtet hat, was auf der Stirne und um die Augen eines Brillenträgers zu geschehen pflegt, falls er sein Glas nicht vor den Augen hat und trotzdem ein wenig schärfer sehen will als gewöhnlich. Antwort: in vielen Fällen erscheinen die bekannten senkrechten Stirnfalten. Der Augenbrauenrunzler zieht sich zusammen und ein leichter

Druck von außen wird auf die Augäpfel ausgeübt. Dieser Druck könnte in einer wohlumschriebenen Anzahl von Fällen in der Tat, wie viele naive Brillenträger, die ich daraufhin befragte, es aus Erfahrung zu wissen meinten, das Sehen ‚schärfen‘. Mr. BOWMAN dachte sich die Sache für ganz andere Versuchsbedingungen so aus, daß die Zusammenziehung der das Auge umgebenden Muskeln außer dem Blendungsschutz noch „zum Teil dazu dienen dürfte, die konsensuellen Bewegungen der beiden Augen dadurch zu sichern, daß ihnen ein fester Stützpunkt gegeben wird, während die Augäpfel durch die Tätigkeit ihrer eigenen Muskeln für das binokulare Sehen eingestellt werden“ (Zitat bei DARWIN 231).

Warum auch nicht? Wer je eine gar zu leicht bewegliche Achse an einem Instrumente auf das feinste einzustellen hatte, weiß, daß man eine solche Achse, wenn es geht, ein wenig abbremst und dann besser mit der Aufgabe fertig wird. Warum sollte es mit dem leicht beweglichen Augapfel nicht auch so sein, wie Mr. BOWMAN sich das offenbar vorstellt, daß nämlich eine schärfste konsensuelle Einstellung bei leichtem Druck besser gelingt? Es stimmt jedenfalls gut zu der Tatsache, daß man die in Rede stehende Tätigkeit des Augenbrauenrunzlers auch bei normalsichtigen Personen, und zwar bei jeder Art von Beobachtungen, die eine maximal scharfe Einstellung des Doppelauges verlangen, häufig sehen kann. Die naiven Brillenträger, welche ich befragte, hatten zum Teil eine andere ‚Theorie‘ parat; die Kurzsichtigen unter ihnen meinten vielfach, der Druck auf den Augapfel verkürze die Distanz zwischen Hornhaut und Netzhaut oder sie meinten, dieser Druck wölbe direkt die Hornhaut stärker und verschärfe darum das Bild. Beides ist, wie der Sachverständige weiß, sehr laienhaft gedacht und käme den Fernsichtigen, die bei Naheinstellungen ebenso häufig die Stirne runzeln, äußerst unerwünscht. Doch, es kommt uns hier gar nicht darauf an, die Möglichkeiten und Unmöglichkeiten in alle dem genauer abzuwägen, sondern nur darauf zu zeigen, wie geläufig den Brillenträgern die Erfahrung einer irgendwie mit dem Stirnrunzeln zusammenhängenden Verschärfung des Bildes ist.

Der Ausdruckstheoretiker kann und soll die Detailfragen, welche mit dem technischen Nutzen des leichten Spiels der Augenschließmuskeln zusammenhängen, ganz und gar den Sachverständigen überlassen. Gewinnt er im Gespräche mit ihnen die Überzeugung, daß mancherlei ‚Nützliches‘ dabei herauskommen kann — um so besser. Denn ihm ist eine multi-utilitarische Ausdeutung der Sachverständigen das willkommene Wort, das er hören mag.

Und zwar deshalb, weil er direkt daran anschließend fortfahren kann: es ist also schon im Bereiche der einfachen Schutz- und Einstellungsreaktionen so, daß dieselbe Bewegung um verschiedener Effekte willen erzeugt wird. Und es soll sich niemand darüber verwundern, wenn im Bereich des Ausdrucksgeschehens noch einmal eine neue ‚Funktion‘ zum Vorschein kommt. So ungefähr sollte heute einer sprechen, der die älteren Diskussionen noch einmal überdacht hat.

In DARWINS Buch nun laufen diese Diskussionen zum ersten Male wie in einem Knotenpunkte zusammen. Man darf freilich aus mehreren Gründen noch kein überlegenes Schlußurteil in dieser Sache von ihm erwarten. Dazu war er als der Hauptpionier dieses ganzen Forschungszweiges noch zu stark im Technischen befangen und als Theoretiker in einem zu primitiven Historismus. Er hielt (mit anderen Worten gesagt) die ‚habits‘ der Tiere und Menschen nicht nur für etwas, was sich außerordentlich lange erhält, wogegen kaum Entscheidendes einzuwenden wäre. Sondern er formulierte geradezu ein biologisches Trägheitsgesetz, wie man es nennen könnte, und schrieb ihm, weil er in seiner Rechnung keinen Gegenposten in Form von Entwöhnungsfaktoren aufmachte, zeitlich so gut wie unbegrenzte Nachwirkungen zu. Daß sich Schutzreaktionen und andere ‚habits‘ bei Tieren und Menschen im ganzen oder in Teilzügen auch dann noch fast unbegrenzt lange erhalten, wenn sie biologisch ‚gänzlich überflüssig und nutzlos‘ geworden sind, das ist eine zwar echt darwinische, aber äußerst problematische Annahme. Er machte sie in Analogie zu dem Befunde der sogenannten rudimentären Organe im Körper, deren gänzliche ‚Nutzlosigkeit‘ von ihm, seinen Zeitgenossen und Nachfolgern in vielen Fällen ebenso vorschnell, wie man heute weiß, als erwiesen betrachtet worden ist.

Wer nun beginnt, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß hier eben eine Entgleisung vorliegt, findet zu seiner Überraschung durch das ganze Buch hin verstreut durchaus treffende Bemerkungen über den Verkehrswert einzelner Ausdrucksbewegungen und er findet auf den zwei letzten Seiten zusammenfassend und für alle gedacht eine Erwägung, aus welcher einige Sätze hier stehen mögen:


„Die Bewegungen des Ausdrucks im Gesicht und am Körper, welcher Art auch ihr Ursprung gewesen sein mag, sind an und für sich selbst *für unsere Wohlfahrt von großer Bedeutung*. Sie dienen als die ersten Mittel der Mittheilung zwischen der Mutter und ihrem Kinde; sie lächelt ihm ihre Billigung zu und ermutigt es da-

durch auf dem rechten Wege fortzugehen, oder sie runzelt ihre Stirn aus Mißbilligung. Wir nehmen leicht Sympathie bei Andern durch die Form ihres Ausdrucks wahr; unsere Leiden werden dadurch gemildert und unsere Freuden erhöht; und damit wird das gegenseitige wohlwollende Gefühl gekräftigt. Die Bewegungen des Ausdrucks verleihen unsern gesprochenen Worten Lebhaftigkeit und Energie. Sie enthüllen die Gedanken und Absichten Anderer wahrer als es Worte tun, welche gefälscht werden können.“

Und noch einmal: „Wir haben auch gesehen, daß der Ausdruck an sich, oder die Sprache der Seelenerregungen, wie er zuweilen genannt worden ist, sicherlich für die Wohlfahrt der Menschheit von Bedeutung ist. So weit als es möglich ist die Quelle und den Ursprung der verschiedenen Ausdrucksweisen, welche stündlich auf den Gesichtern der Menschen um uns herum zu sehen sind (unsere domestizierten Thiere dabei gar nicht zu erwähnen), verstehen zu lernen, sollte ein großes Interesse für uns besitzen.“

Entweder waren wir demnach nahe daran, den Autor (so wie es üblich geworden ist in der Literatur, aber) falsch zu interpretieren, oder DARWIN muß durch DARWIN selbst im Sinne der Abschlußbemerkungen seines Buches korrigiert werden in Sachen der biologischen Nutzlosigkeit der Ausdrucksbewegungen. So denkt jeder wohl heute. Im Kopfe eines Forschers wie DARWIN aber, der sich jahrzehntelang um die Fakta des Ausdrucks bemühte, müssen wohl beide Gedanken, der vom sozialen Nutzen und der von der biologischen Nutzlosigkeit vieler Ausdrücke im ganzen und einzelner Züge isoliert betrachtet, zusammengeraten und verträglich erschienen sein. Es ist auch nicht allzu schwer, eine Konkordanzformel zu entwerfen, viel schwerer dagegen oder unmöglich sogar, sie zu rechtfertigen. Die Frage ist: gibt es eine Grenze und wo liegt sie zwischen der ‚Wohlfahrt‘, die das Individuum dem direkten Selbstschutz und der Eigenbefriedigung seiner Bedürfnisse einerseits und der anderen ‚Wohlfahrt‘, die er dem weiteren und dem engsten sozialen Verbande, z. B. als Säugling dem Verband mit seiner Mutter verdankt? In der theoretischen Einschätzung dieser Verhältnisse liegt ein Schnitt und ein Umschlag der theoretischen Mentalität sozusagen zwischen den Soziologen und Biologen von heute und den reinen Individualisten, zu denen DARWIN und auch noch WUNDT gehörte. Ob ein hungernder Säugling schreit oder ob er gierig schluckt, lebensnotwendig und erhaltungsdienlich ist, so scheint uns heute, das erste im gleichen Maße wie das zweite. Und hochgradig vermittelt durch Zwischenglieder kann die Selbstbefriedigung des Einsiedlers genau so sein, wie die Befriedigung durch kontaktverbundene Gemeinschaftsglieder, an die man appelliert. Was es zurückzuweisen gilt, ist die Idee, als sei die Ausstattung des Individuums mit Selbstschutz- und Selbstbefriedigungsreaktionen

irgendwie primärer als die Ausstattung mit den ebenso lebenswichtigen sozialen Appell- und Resonanzmitteln.



Wenn dem so ist, dann bleibt zwar immer noch ein Unterschied zwischen dem Augenlidschluß zum Schutze gegen Blutdruck oder Blendung und demselben Augenlidschluß oder einem Initialakt dazu als einem verkehrswichtigen Ausdruckssymptom. Allein der Theoretiker ist nicht mehr gezwungen, die höchst zweifelhafte Annahme eines positiv erhaltenden biologischen Trägheitsgesetzes zu machen. Sondern er faßt die Veränderung von dort zu hier als einen den Lebensforschern auch sonst nicht unbekannten *Funktionswechsel* auf. Nicht Funktionsverlust, sondern Funktionswechsel im Rahmen der vom Anfang an gegebenen lebenswichtigen Reaktionen liegt vor. Das ist unsere Korrektur an DARWINS erstem Hauptsatz.

Man erkennt leicht, daß diese Korrektur keine von den Untersuchungen überflüssig oder wertlos erscheinen läßt, die unternommen worden sind zur Aufhellung der Frage, ob wohl dies und das im Aktionsganzen einer Ausdrucksbewegung nebenher heute noch (oder unter anderen Lebensbedingungen einst noch mehr als heute) in einfachere Schutzreaktionen u. dgl. m. eingebaut ist und als Teilaktion in ihnen vorkommt. Der vermittelnde Begriff heißt dann *Aktion*; denn Handlung ist das eine Ganze (die Schutzreaktion) ebenso wie das andere (die Ausdrucksbewegung). Und der Übergang, der Funktionswechsel wird zu einem eigenen Forschungsproblem erhoben. Denn die primitive Assoziationspsychologie des Theoretikers DARWIN reicht nicht aus und ist von dem erfolgreichen Forschungspraktiker DARWIN selbst bereits in seinen besten Stunden kreuz und quer überschritten worden, wie man an Beispielen leicht zeigen könnte.

Die erste Finderregel DARWINS geht nach unserer einschneidenden Korrektur in den Satz über: Wo immer Du eine Ausdrucksbewegung physiologisch in die und die Muskelaktionen ausgegliedert hast, da sollst Du nachforschen, ob diese Muskelaktionen zusammen oder einzeln auch sonst noch vorkommen, sei es beim erwachsenen Menschen von heute oder bei Säuglingen in den ersten Lebensmonaten oder bei Tieren resp. bei den vermutlichen Vorfahren des Menschen. Denn es hat sich gezeigt, daß Du auf diesem Wege genetische Zusammenhänge aufdecken und die komplexen Befunde von heute durchsichtiger bestimmen kannst. Die primär vitalen Schutzreaktionen u. dgl. m. liefern das Material an Muskelbewegungen, aus dem sich auch die für den sozialen Verkehr so wichtigen

und unentbehrlichen Ausdrucksphänomene des Menschen konstituieren. Wer dagegen opponieren wollte, müßte schon die Beweislast auf sich nehmen und dabei zeigen, daß er etwas versteht von den Dingen. Soviel von der ersten Finderregel DARWINS.

4. Wer sich umsieht, findet da und dort bei allen Autoren Gesamtausdrücke im Kontrastverhältnis geschildert, und dahinter steckt oft nicht mehr als ein didaktisches Verfahren. DARWIN aber glaubt an *Polaritäten* im Bereich des expressiven Geschehens selbst. Wir setzen den Pluralis ‚Polaritäten‘, weil in dem Buche noch alles im Fluß und nicht abzusehen ist, ob die verschiedenen Belege, die da zusammengetragen werden, wirklich auf einen Nenner zu bringen sind oder nicht. DARWINS eigene Überlegungen darüber sind unvollständig und führen zu keiner geschlossenen Auffassung. Der Leser findet bei ihm Alternativen erörtert wie die, ob der Expressionskontrast ‚bewußt oder unbewußt‘ entsteht, ob er nur im Bereich der ‚konventionellen und (wie die lautsprachlichen Zeichen) tradierten Gebärden‘ oder auch an den ‚natürlich gewachsenen und vererbten‘ zu finden sei. Diese beiden und noch eine dritte Frage beschäftigt ihn, die Frage nämlich, ob das Kontrastmoment wie ein Generator neue Ausdrücke zu gegebenen zu schaffen vermag oder ob alle Ausdrücke zunächst einmal da sein müssen, bevor sie vom Gebärdenkontrast polar auseinander getrieben werden. Er hält das letztere für wahrscheinlich.

Was hat es also auf sich mit der zweiten Finderregel DARWINS? Man muß sich schon die Mühe nehmen, einmal an einem instruktiven Beispiel mitzumachen und zuzusehen, wie sie einspringt und den Forscher zu einem Aha-Erlebnis führt. In seinem Fragebogen an die Missionare war auch gefragt nach der pantomimischen *Gebärde des Achselzuckens*, die wir Europäer produzieren in Situationen, wo wir z. B. einem Gesprächspartner sagen müssen: „Es tut mir leid, bedaure sehr, aber ich kann nichts machen, ich kanns nicht ändern.“ Das Kernstück dieser Geste (ruckartiges oder langsames Hochziehen der beiden Schultern und sie eine Zeitlang hochhalten oder rasch wieder absinken lassen und das Ganze wiederholen) ist nach den Berichten der Missionare sehr weit verbreitet auch unter den sogenannten primitiven Rassen und drückt überall ungefähr dasselbe aus wie bei uns. DARWIN schreibt nun in seinem Erforschungsbericht, er selbst habe erst spät alle Einzelheiten, die zu der Gesamtgebärde gehören, beachtet; er habe z. B. oft und oft die Gebärde selbst ausgeführt und sich dabei beobachtet, aber nie bemerkt, daß auch ganz bestimmte mimische Syndrome

dazugehören. Bis er sich endlich vor den Spiegel gestellt und die merkwürdige Mimik an sich entdeckt habe; „und seit der Zeit habe ich dann dieselben Bewegungen auch auf den Gesichtern anderer Leute bemerkt“ (270). Nämlich das Heben der Augenbrauen, so daß quere Stirnfalten entstehen, und ein leichtes Öffnen des Mundes. Und noch ein drittes Ausdrucksorgan ist mitengagiert, nämlich Arme und Hände. „Wenn die ganze Gebärde vollkommen ausgeführt wird, so dreht der Ausführende zu derselben Zeit seine Ellenbogen dicht nach innen (d. h. an den Brustkorb heran), erhebt seine offenen Hände und dreht dieselben nach auswärts mit auseinander gespreizten Fingern.“

Wer soll das alles zusammen auf einmal behalten? Nun, es ist äußerst einfach, wenn man sich eine andere Gesamtgebärde daneben hält, nämlich den drastisch mimisch und pantomimisch geäußerten festen Entschluß, sich körperlich einzusetzen und Widerstand zu leisten. Da erscheint der geschlossene (=entschlossene, verbissene) Mund und die senkrechten Stirnfalten auf der Stirn (das finster blickende Auge); da kommt die Brust heraus und die Arme werden mit geballten Fäusten wie zum Angriff oder zur Verteidigung ‚klar‘ gemacht. Und versteht sich zu guter Letzt: die Schultern werden nicht gelockert und hochgezogen, sondern in ihrer natürlichen Lage versteift, wobei sie etwas zurückweichen. Nun vergleiche man die beiden Bilder, um zu finden, daß sie Zug für Zug im ‚Gegensatz‘ zueinander stehen. Wenn die Idee vom Gegensatz nicht mehr bedeutet, so ist sie zum allermindesten eine ausgezeichnete Finderhilfe. Und als solche mag sie in diesem und anderen Fällen eingesprungen sein und ihre guten Dienste geleistet haben. Später erst hat sich DARWIN Gedanken darüber gemacht, d. h. überlegt, ob und wie Polarität in den Gebärdenphänomenen enthalten sein mag.

Um über das Hin und Her seiner Erwägungen hinauszukommen, ist es zweckmäßig, die Gebärden vorübergehend beiseite zu schieben und sich an der Lautsprache klar zu machen, wie und wozu ein Auseinandertreiben, eine Distanzierungsmacht in zeichenhafte Phänomene hineingeraten kann. Das ist heute weitaus am deutlichsten an den ‚Phonemen‘, d. h. den elementaren Lautzeichen abzulesen. Die Phonologen um TRUBETZKOY erläutern und entwickeln uns die Vokalsysteme und Konsonantensysteme der verschiedenen Sprachen nach einem Schema, worin die Abhebung eine wichtige Rolle spielt, die Abhebung der distinkten Phänomene voneinander. Und hier wird die Sache durchaus einsichtig. Die

Phoneme müssen sich genügend voneinander abheben, um ihren Beruf zu erfüllen; sie wären gar nicht da, es gäbe kein System distinkter Lautzeichen in den Sprachen, wenn nicht ein Bedürfnis bestünde, die vielen Tausende von Wörtern (Wortklängen) an Kennzeichen leicht und sicher auseinanderzuhalten, jedes von ihnen wiederzuerkennen, wo immer es vorkommt und vor grober Verwechslung mit anderen zu schützen. Die Phoneme fungieren als elementare Diakritika der Wörter und müssen darum genügend auseinandergetrieben sein; das gehört eben zu ihrer Funktion und damit zu ihren Existenzbedingungen. Daß bei solchem Auseinander-treiben diese oder jene Extremlagen der Phänomene bevorzugt werden, ist verständlich¹⁾.

Vermutet einer, daß auch bei Gebärden Anlaß zu scharfen Abhebungsverhältnissen bestehe und erfährt er lebhafteste Zustimmung von seiten der Maler, welche sie malen, und von seiten der Schauspieler, welche sie gestaltend produzieren, so wird seine einzige Aufgabe sein, nachzuforschen, ob das Abhebungsbedürfnis erst bei der bildnerischen Wiedergabe und auf der Bühne entsteht²⁾, oder auch schon im trivialen Leben und wo immer die Gebärden wachsen, vorhanden ist. Und diese Nachforschung wird, wie jede andere vergleichbare wissenschaftliche Untersuchung, zwei korrelative Bemühungen zeitigen. Die eine wird relevante Beobachtungen sammeln und die andere auf eine Besinnung über die Funktion der Gebärden im Leben der Menschen hinauslaufen. Angenommen unser Forscher hieße DARWIN und habe nach dreißig-jähriger Beschäftigung mit dem Gegenstande eingesehen, was er im letzten Kapitel seines Buches „Zusammenfassung und Schlußbemerkungen“ niederschreibt, nämlich daß die Gebärden einen großen ‚sozialen Nutzen‘ haben, weil sie das Instrument der intimsten Verständigung zwischen den Menschen sind. Dann ist er nahe daran, die weitere Frage zu stellen, welche Eigenschaften sie als Verständigungsinstrument haben müssen, und unter diese Eigenschaften aufzunehmen, was wir hier brauchen: Sie sollten doch wohl in genügendem Maße prägnant und voneinander abgehoben sein. Denn sonst wäre kaum abzusehen, wie ein ewiges Mißverstehen

¹⁾ Vgl. zur Grundlegung der modernen Phonologie: K. BÜHLER, *Phonetik und Phonologie*. Travaux du cercle linguistique de Prague 4. (1931) und „Die Axiomatik der Sprachwissenschaften“, *Kantstudien*, 38 (1933), S. 30ff.

²⁾ ENGEL trifft, was wir im Auge haben, mit, wo er den Ausdruck einer allgemeinsten Regel unterstellt: „Diese allgemeine Regel aber ist mit einem Worte die: daß der Ausdruck Präzision haben muß“; gemeint ist mit ‚Präzision‘ soviel wie ‚Prägnanz‘ (I, 330).

und Mißverstandenwerden vermieden wird. Also: es besteht im Reich der Gebärden ein Bedürfnis nach Prägnanz und Diakrise, vergleichbar (ganz von ferne natürlich) mit den Verhältnissen in der Lautsprache.

Wer bis hierher mitgeht, wird auch zugeben, daß die zweite Finderregel DARWINS kein schlechter Griff gewesen ist. Freilich nur dann und soweit, als man sie logisch richtig, d. h. als das, was sie einzig ist und zu sein vermag, in der Forschungspraxis verwendet. Sie ist und muß der Sache nach bleiben eine reine *Daß-* und keine *Wie-Behauptung* oder, wie KANT sich einmal in ähnlicher logischer Situation ausdrückt, ein rein ‚regulatives Prinzip‘. Wenn wir am Anfang darauf hingewiesen haben, daß die DARWINSchen Sätze keine Axiome, sondern *regulae ad directionem ingenii* seien, so schwebte uns ungefähr dasselbe vor. Wie das von uns plausibel gemachte Prägnanz- und Diakrisenbedürfnis erfüllt wird, darüber steht nichts und darf nichts stehen in der Finderregel; das muß die empirische Forschung Schritt für Schritt herausbringen.

DARWIN betrachtet, wie wir gesehen haben, bisweilen die faktische Verschiedenheit zwischen zwei komplexen Ausdrücken A und B als eine Polarität. Wie beim Achselzucken und dem Widerstandsentschluß, so ging es ihm noch einige Male im Laufe seiner Untersuchung, daß er glaubte: das und das sieht ganz wie eine Polarität aus. Köstlich zu lesen ist z. B. die Schilderung der verkreuzten Ausdrücke des Schmeichelns und des Angriffs bei Katze und Hund. Was dem einen ein Nachtigall ist, ist dem andern ein Uhl; es sieht fast so aus, als wäre der Schmeichelausdruck des Hundes der Angriffsausdruck der Katze und umgekehrt, während jeweils zwischen S und A in demselben System Polarität herrscht. Bei genauerer Analyse aber erweist sich dieses Bild als eine *fata morgana*. Summarisch ist zu allen empirisch aufgerafften Fällen nur das eine zu sagen, daß nichts bewiesen erscheint und daß auch gar nicht abzusehen ist, wie man mit der Methode des Aufraffens weiterkommen könnte. Solange keine Serienvergleiche vorgelegt oder andere Beweisverfahren eingeschlagen werden, hat es keinen Sinn, sich den Kopf über die Sache zu zerbrechen. Die Phonologen sind auf ihrem Felde viel weiter aus bestimmt angebbaren Gründen; vielleicht wird die Ausdrucksforschung einiges von ihnen lernen können.

5. Wir kommen zur dritten Finderregel DARWINS. Die Klasse von abstrakten Momenten an Ausdrücken in Vereinigung mit ganzen Reaktionen und Reaktionsregeln, welche er unter der Überschrift ‚direkte Wirkungen des Nervensystems‘ beschreibt, sieht auf

den ersten Blick wie ein sonst nicht zu bewältigender Restbestand aus. So wird denn alles zusammen auch definitorisch bestimmt als die Gruppe derjenigen Ausdruckserscheinungen, welche *keine Assoziationsgeschichte* haben und *keine Polarität* aufweisen. Wonach freilich kritisch sofort darauf hinzuweisen ist, wie sorglos die Überprüfung nach diesen Merkmalen durchgeführt erscheint. Wenn z. B. die Erscheinung des *Errötens*, über die von DARWINS Missionaren sehr treffende und wichtige Beobachtungen an Negern, anderen dunkel pigmentierten Menschenrassen und Nacktgängern, die es auch aufweisen, eingeschickt worden sind, wenn dies Symptom des Errötens in dem Sammelkasten aufscheint, so weiß man nicht recht, warum. Denn eine Polarität zum Symptom des *Erblassens* wäre doch wohl zum mindesten eine diskutierbare Annahme gewesen. Von der Dressierbarkeit der Drüsen, die erst PAWLOW bewies, wußte DARWIN natürlich noch nichts; sonst hätte er über den Einfluß der Affekte auf die *Schweißsekretion*, die *Muttermilch* u. dgl. m. anders geschrieben, als er es tat. Über das *Zittern* hat er zum Teil gute Beobachtungen mitgeteilt, wobei aber Weitauseinanderliegendes sehr sorglos zu einem Bündel vereinigt wird. Kurzum ein ordentlich ausgebildeter Neurologe war er nicht und es fehlte ihm auf diesem Gebiete das Fingerspitzengefühl.

Man könnte als Logiker schon bei dem Titel ‚direkte Wirkungen des Nervensystems‘ ins Kopfschütteln geraten; in welchem Sinn des Wortes sollen denn die anderen als ‚indirekte Wirkungen des Nervensystems‘ angesehen werden? Doch wollen wir darüber nicht stolpern; das Konzept ist so zu verstehen, daß sich der Biologe, nachdem er sehr vieles in seiner Weise durchgesprochen und nachgewiesen hat, es sei um bestimmter Funktionen willen da oder einmal entstanden, zum Schluß zu dem Bekenntnis gezwungen sieht: es gibt noch andere Effekte, die man wohl nur als technische Nebeneffekte auffassen kann. Teils harmlose, teils störende Nebeneffekte, d. h. Erscheinungen von der Art, wie sie der Maschinenbauer oft durch geeignete Gegenmaßnahmen bekämpfen muß, wie z. B. das Heißwerden arbeitender Maschinen¹⁾.

¹⁾ Oder sollte etwas wie eine Reminiszenz an BELL mitschwingen, dessen Theorie an zentraler Stelle den Satz enthält, daß die wichtigsten mimischen Vorgänge keinen direkten Einfluß ‚of the mind upon the features‘ erkennen lassen? Das ist wohl schwerlich anzunehmen, denn alles Ideo-motorische, welches BELL aus dem Bereich der Mimik verdrängt, gehört gemeinsam mit den cardio-motorischen Erscheinungen BELLS, soweit sie biologisch sinnvoll sind oder eine Assoziationsgeschichte haben, bei DARWIN zu der ersten oder zweiten, jedenfalls nicht zur dritten Klasse.

Und doch ist ein Rückblick auf die BELLSche Konstruktion für den Historiker, der DARWINS drittes ‚Prinzip‘ begreifen will, sehr dienlich. Man war nach BELLS Zeitalter im Kreise der Physiologen allgemein stark abgeschwenkt in die betonte rein technologische oder „physikalische“ Forschungsrichtung; man sah auch das Zentralnervensystem wie eine Maschine an und analysierte die Vorgänge in ihm mit den Mitteln der fortgeschrittenen Physik. Es ist nicht BELL, sondern der Physiologe CLAUDE BERNARD, bei welchem DARWIN Auskunft sucht und findet. Zweifellos bessere, detailliertere Auskunft in vielen Fällen wie bei dem älteren. Allein das war nun einmal so in der wissenschaftlichen Situation der Zeit begründet, daß einige die sorgfältig empirisch gewonnenen Befunde von CLAUDE BERNARD als genügende Basis betrachteten für kühne, rein physikalische und das heißt im Grunde anti-biologische Spekulationen. Voran der philosophische Sprecher des Zeitgeistes HERBERT SPENCER. Er sah am Horizont die Aufgabe einer physikalisch-chemischen Analyse der Lebensvorgänge bereits gelöst und dachte von dieser fiktiven Lösung aus zurück. DARWIN übernahm von SPENCER einige energetische und leitungstechnische Überlegungen, z. B. die folgende: „Mr. HERBERT SPENCER bemerkt, daß man es als eine gar nicht weiter fragliche Wahrheit annehmen kann, daß die in irgendeinem Augenblicke vorhandene Quantität freigewordener Nervenkraft, welche in einer nicht weiter erforschbaren Weise in uns den Zustand hervorruft, den wir Fühlen nennen, sich in irgendeiner Richtung ausdehnen muß und eine gleich große Offenbarung von Kraft irgendwo anders erzeugen muß, so daß, wenn das Zerebrospinalsystem heftig gereizt und Nervenkraft im Überschuß freigemacht wird, letztere sich in heftigen Empfindungen, lebendigem Denken, heftigen Bewegungen oder vermehrter Tätigkeit der Drüsen ausbreiten kann“ (72).

Das ist der eigentliche Inhalt des dritten DARWINSchen ‚Prinzips‘ der Ausdrucksbewegungen: Kraftüberschußtheorie, Überflutung, Entladung in chaotischen Effekten an all den genannten Effektoren. Darum ein Absuchen der extrem intensiven Affekte und des frühen Kinderlebens nach ungeordneten Entladungen. SPENCER hat eine erste Theorie des Kinderspieles damit aufgebaut und sonst noch einige „Erklärungen“ produziert, die heute größtenteils vergessen sind. DARWIN folgte ihm mit einiger Reserve; immerhin steht vieles noch in seinem Ausdrucksbuch als sinnlose Flut- und Entladungerscheinung, was heute in die Klasse der biologisch angepaßten Vorgänge aufgenommen ist.

6. Wenn sich die Historiker der Ausdruckslehre überzeugen lassen von mir, daß die sogenannten ‚Prinzipien‘ DARWINS keine Axiome, sondern nur FINDERREGeln sind, wird es in Zukunft überflüssig sein, kopfschüttelnd darauf hinzuweisen, daß vieles, ja mitunter das beste, was er an schlichten Beschreibungen zu bieten hat, gar nicht von den ‚Prinzipien‘ aus „begriffen“ werden kann, oder sogar direkt mit ihnen in Konflikt zu stehen scheint. Es steht nur soweit in Konflikt mit ihnen, als DARWIN selbst und seine Interpreten die wahre logische Funktion seiner Erstsätze mißverstanden haben. Einer der ersten sachverständigen Kritiker DARWINS war WUNDT (1877), ein zweiter PIDERIT, als er die zweite Auflage seines eigenen Buches vorbereitete, das 1886 erschien; ein dritter (und zwar weitaus der radikalste) ist KLAGES. Ich will hier vorerst hauptsächlich P. und D. konfrontieren, bereite damit aber auch schon vor, was später zu dem Angriff von KLAGES gesagt werden soll. Sich selbst fühlt PIDERIT zum Teil zu wenig beachtet und zum Teil ganz unverstanden von DARWIN und gibt einige Sätze aus einem Antwortbrief D.s an P. zum Belege wieder. Das Persönliche interessiert heute keinen mehr; aber sachlich aufschlußreich ist der eigentliche Grund der Mißverständnisse (auf beiden Seiten) auch für uns noch.

Wenn man in den beiden Büchern (P. und D.) alle ausdrücklichen Bezugnahmen des einen Forschers auf den anderen aufsucht und dann das ganze Hin und Her überschlägt, wird natürlich an einigem die allgemeine Regel verifiziert, daß (besonders leichte) Verstimmung scharfsichtig macht für die Achillesferse des Gegners und dessen besonders eklatante Entgleisungen. So hält D. dem P. das Nachbarschaftsargument vor: „Expressive Bewegungen offenbaren sich hauptsächlich in den zahlreichen und beweglichen Muskeln des Gesichts, zum Teil weil die Nerven, durch welche sie in Bewegung gesetzt werden, in der unmittelbaren Nähe des Seelenorgans entspringen, zum Teil aber auch, weil diese Muskeln zu Stützen der Sinnesorgane dienen“ (D. 7). P. rächt sich in seinem Anhang „Physiologie des Tanzes“ durch das Zitat einer „unglaublichen Erklärung“ D.s in Sachen der Macht der Töne: „Die Musik hat eine wunderbare Kraft, in einer unbestimmten und vagen Art und Weise die starken Gemütsregungen in uns wieder wachzurufen, welche vor längst vergangenen Zeiten gefühlt wurden, als, wie es wahrscheinlich ist, unsere frühen Urzeuger einander mit Hilfe durch ihre Stimme erzeugter Töne *umwarben*“ (P. 102 Anm.). Versteht sich: wozu denn die Urzeiten beschwören?

In den Einzelheiten geht sehr viel Zustimmung hinüber und herüber; aber die Achillesferse D.s ist und bleibt so wie für die meisten Kritiker auch für P. das immer wieder sich vordrängende Entwicklungsinteresse DARWINS. Und die Achillesferse P.s ist für D. das Moment des Symbolischen, die Subkonstruktion einer imaginären Welt, an die sich der Ausdrückende nach der Auffassung PIDERITS wendet, die in seinen Intentionen aufscheint. Am klarsten hat dies der Ästhetiker FRIEDRICH THEODOR VISCHER in einem Brief an P. herausgestellt: „Ihr Werk ... hat mir Licht gegeben wie kein anderes. Und DARWIN führt es nur seinem Titel nach an, — schon dies ein Zeichen der inneren Leere seiner Schrift über Gefühlsausdruck. Es ist merkwürdig, daß dieser scharfsinnige Engländer und jedenfalls epochemachende Finder das einzig wahre leitende Prinzip im Gebiete der Mimik, *das der unbewußt übertragenden Symbolik*, so gut als gar nicht kennt, sondern — freilich echt englisch — fast durchaus als purer Pragmatiker vorgeht (z. B. die Katze schmeichelt, weil sie sich erinnert, wie wohl das Zusammenliegen und Anschmiegen im Nest getan usw.)“ (P. 17)

So ist es im Grunde geblieben bis heute, die Worte VISCHERS könnten auch von KLAGES gefunden sein und ein Ausspruch DARWINS daneben bei WUNDT oder irgendeinem anderen modernen „Pragmatiker“ stehen; er lautet: „Wenn P. das Werk SIR CHARLES BELLS studiert hätte, würde er wahrscheinlich nicht gesagt haben (101 der Ausgabe von 1867), daß heftiges Lachen deshalb ein Runzeln der Stirne verursache, weil es *in seiner Art* etwas mit dem Schmerz Gemeinsames habe, oder daß bei kleinen Kindern die Tränen die Augen reizen (103) und dadurch die Zusammenziehung der umgebenden Muskeln veranlassen“ (D. 7). Die Sache erscheint dem Pragmatiker auf den Kopf gestellt. Soll man das Aufeinanderprallen zweier Mentalitäten in Sachen der Wissenschaft einfach notieren und stehen lassen, wie man sie vorfindet, oder gibt es eine Hoffnung auf Entscheidungen auch in der Ausdruckstheorie? Eines steht fest, daß sich P. danach in BELL vertiefte und in manchem auch von ihm belehren ließ; freilich nicht in Sachen der Bezugswendungen und der Deixis am Phantasma, worin er vollkommen im Recht war.

Wir sind hier dabei, das Kapitel über DARWIN abzuschließen, und ich will es tun mit dem Nachweis, daß einer, der sein Werk mit unseren Augen zu sehen gelernt hat und noch einmal liest, überraschend viel eines echten Verständnisses für den Ausdruck im Sinne VISCHERS, eines Verständnisses, das ihm von vielen ab-

gesprochen wurde, finden wird. Versteht sich außerhalb seiner zu Axiomen umgedeuteten FINDERregeln. DARWIN mußte sich (nach eigenem Geständnis in und zwischen den Zeilen) förmlich erst erziehen zu dem „neuen Gesichtspunkt“, von dem aus er schließlich den „ganzen Gegenstand“ glaubt betrachten zu müssen, um jeder Ausdrucksform die rationelle Erklärung in seinem Sinne zu verschaffen (19); aber verloren ging ihm dabei keineswegs ein intimes Verständnis für den letzten Sinn des Ausdrucks. Wer daran zweifeln wollte, ob er sein Reitpferd und seinen Hund „verstand“, müßte gänzlich vergessen haben, was er sagt über das Erschrecken des Pferdes unter dem Reiter und über das „Gewächshausgesicht“ des Hundes oder allgemein über die nach Lebensart differenten Ausdrucksorgane der Tiere, z. B. die Ohren beim Pferd und beim Hunde und wie sie sich benehmen in wohlcharakterisierten Situationen. Die Schilderungen aus dem Tierleben hätten einen Mann wie VISCHER entzücken sollen; BELL wohl, aber keineswegs PIDERIT vermag es darin mit DARWIN aufzunehmen. Und wenn er z. B. nach der Beschreibung, wie die gezähmte Spießente (TADORNA) auch auf dem trockenen Boden des Entenhofes vor der Fütterung ungeduldig anfängt, „den Boden mit ihren Füßen zu schlagen, *gewissermaßen, als wenn sie*“ (48) noch wie am Meeresstrande die Würmer aus dem feuchten Sande trommeln müßte, so steht die Wahl frei, ob man dies als in der Sprache der Symboliker oder des „Erinnerungstheoretikers“ gesagt ansehen will. Jedenfalls „verstehen“ wir sofort, was los ist, und daß auch er es „verstanden“ hat; die Entscheidungsfrage 'symbolisch oder assoziativ' ist in diesem und allen anderen Fällen falsch gestellt und ganz unzulänglich.

Oder DARWIN an der Wiege seiner Kinder:

„Wenn ein kleines Kind sich ungemütlich fühlt oder unwohl ist, so kann man Stirnrunzelungen — wie ich in meinem Tagebuch notiert habe, — beständig wie Schatten über ihr Gesicht ziehen sehen; diesen folgen allgemein, aber nicht immer, früher oder später, Schreianfälle. Ich beobachtete z. B. ein kleines, zwischen sieben und acht Wochen altes Kind, als es Milch saugte, welche kalt und ihm daher unangenehm war; während der ganzen Zeit behielt es ein leichtes Stirnrunzeln bei. Dies entwickelte sich nie zu einem wirklichen Anfall von Weinen, doch ließ sich gelegentlich jede Stufe des dichten Herannahens eines solchen beobachten“ (228).

Dies Tagebuch enthält eine Fülle solch sorgsamer Protokolle mimischen Geschehens in Situationen, wie sie der Alltag mit sich bringt; es berichtet auch von planmäßig variierten Beobachtungsbedingungen. DARWINS Ausdrucksexperimente am Kinde setzen

regelmäßig an entscheidenden Punkten an. Er verfolgt z. B. datenmäßig den aufschlußreichen Tatbestand, daß der Säugling anfangs alle nur denkbaren Gesten und Gebärden, die ihm der Erwachsene eindringlich vormimt, völlig monoton mit einem Lächeln und anderen Zeichen einer positiven Zuwendung beantwortet, bis Schritt für Schritt eine Differenzierung seiner Antworten auf freundliches und feindliches mimisches Gebahren erfolgt. DARWIN hat die Mimik der Kinder sorgfältiger und verständnisvoller erfaßt und beschrieben als irgendein anderer vor ihm.

VII. Die Beiträge von GUILLAUME BENJAMIN DUCHENNE(deBoulogne) und LOUIS PIERRE GRATIOLET zur Ausdruckstheorie.

Die Neurologen kennen eine DUCHENNESche Lähmung und eine GRATIOLETsche Sehstrahlung. Die beiden Pariser Ärzte, welche in diesen Namen weiterleben, waren Zeitgenossen und beschäftigten sich in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts erfolgreich als Neurologen auch mit dem menschlichen Ausdruck. Das ist das einzige, was ich zur Rechtfertigung des Vorsatzes, ihre „Beiträge“ in einem und demselben Kapitel zu behandeln, vorbringen kann. Denn DUCHENNE bleibt auch in seinem Ausdrucksbuch, was er sonst war, nämlich ein Pionier der Elektrodiagnostik und Elektrotherapie (der lokalen Reizung von Muskeln und sensorischen Nerven durch galvanische Ströme), während der Gehirnforscher und Anthropologe GRATIOLET ins Lager der Psychologen kam, als er in seinem Todesjahre 1865 an der Sorbonne eine öffentliche Vorlesung (conférence publique) „über die Physiognomie im allgemeinen und speziell über die Theorie der Ausdrucksbewegungen“ hielt. Der Herausgeber des von GRATIOLET selbst noch nahezu vollendeten Buches berichtet von dieser Conférence, das Echo in den alten Räumen der Sorbonne bewahre immer noch das Andenken an den enthusiastischen Beifall, den sie auslöste und sagt über den Werdegang des Buches, daß GRATIOLET jahrelang sein Nachdenken und seine wissenschaftliche Begeisterung daran gesetzt habe, den Schlüssel zur Entzifferung der „allgemeinen Menschengesprache“ der Ausdrucksbewegungen zu finden. Es gab damals eine Reihe von Zeitgenossen, die auf der gleichen Suche waren¹⁾.

¹⁾ Der Titel des Werkes von DUCHENNE ist: *Mécanisme de la physiognomie humaine ou analyse électrophysiologique de l'expression des passions*. Avec un atlas composé de 74 figures électro-physiologiques photographées. Paris 1862. — Die Arbeit von GRATIOLET erhielt von ihrem Herausgeber den Buchtitel: *De la physiognomie et des mouvements d'expression*. Paris (bei Hetzel) ohne Jahreszahl (1865). Der Text der Conférence steht als erstes Kapitel in diesem Buche.

1. Es war kein Zufall, daß **DUCHENNE** am mimischen Geschehen zuerst die Ideen seines Lebenswerkes konzipierte im Jahre 1850. Denn wer mit **ALBRECHT HALLER** die Physiologie als beseelte Anatomie (*anatome animata*) auffaßt, für den gibt es im Kapitel von den Körperbewegungen kaum ein Organgebiet, das eine ‚*contemplatio musculi vivi*‘ (nach dem Wort von **SOEMMERING**) in höherem Grade beschäftigen könnte wie das mimische Gelände. Andere Anwendungsfälle wurden, nachdem die Idee einmal da war, früher durchgearbeitet und abgeschlossen, nämlich eine Analyse der Handbewegungen und der Bewegungen des Fußes. Dann aber kam **DUCHENNE** auf seine im Grunde nie aufgegebene erste Liebe zurück. Er sieht und weiß es: „Die Natur hat den Menschen nicht die Fähigkeit verliehen, den nervösen Impuls an den und den Muskel zu richten, um ihn zu isolierter Kontraktion zu bringen. Eine solche Fähigkeit, die in Hinsicht auf den Lebensberuf der Muskulatur nutzlos gewesen wäre, hätte ihren Besitzer nur Unfällen und Deformationen ausgesetzt.“ Man muß künstlich isolieren, zerlegen und wieder aufbauen; und das menschliche Gesicht ist wie geschaffen dazu. Ausgerüstet mit der erforderlichen elektrischen Reizapparatur wird man imstande sein „auf dem Gesicht des Menschen die Ausdruckslinien der Gemütsbewegungen (*les lignes expressives*) zu malen. Das war vor 12 Jahren die treibende Idee meiner elektro-physiologischen Untersuchungen; eine vielversprechende Idee, die meine Phantasie beflügelte“ (13 ff.).

Es ist **DUCHENNE** gelungen, eine Serie mehr oder minder erkennbarer, zum Teil auch naturwahrer Ausdrücke synthetisch zu erzeugen. Was ist damit erreicht? Nahe liegt eine Parallele mit der künstlichen Erzeugung von naturwahren menschlichen Sprachlauten, speziell von Vokalen. Es war seit **HELMHOLTZ** der Ehrgeiz vieler Experimentatoren, überzeugende Vokalsynthesen zustande zu bringen, bis **STUMPF** mit einer wissenschaftlich durchsichtigen und heute nur technisch überholten Apparatur die Aufgabe so gut wie restfrei bewältigte. **DUCHENNE** spielt zu guter Letzt auf der Klaviatur seines Herstellungsinstrumentes ungefähr ebenso sicher wie **STUMPF** auf der seinigen; ob alle im Atlas wiedergegebenen Gesamtbilder gleich gut gelungen sind oder nicht, ist eine untergeordnete Frage. Die Größe des Fortschritts, den beide Leistungen bedeuten, wird natürlich getrennt abzuwägen und danach zu bestimmen sein, was vor dem Gelingen strittig und nachher entschieden war. **STUMPF**s Vokalsynthese hat den alten Streit zwischen den Theorien von **HELMHOLTZ** und **HERMANN**

zum mindesten so weit entschieden, daß die guten Argumente des einen und die unabweisbaren Gegenargumente des anderen als vereinbar erkannt worden sind; mehr noch, man kann alle akustischen Formanten jedes einzelnen Vokales mit dem STUMPFschen Verfahren systematisch finden und das Gewicht jedes einzelnen Formanten bestimmen. Und das gehört zu einer befriedigenden Erkenntnis der Vokalklänge als solcher.

Es ist keine Rede davon, daß analytisch ähnlich scharf durchdachte Theorien wohl vor, aber nicht mehr nach der Leistung DUCHENNES gegeneinander standen. Was sie brachte, war erstens eine schärfere Erkenntnis von den sichtbaren Erfolgen der Kontraktionen jedes Muskels und einzelner seiner Faserzüge und zweitens da und dort eine genauere Einsicht in den Grad der Mitbeteiligung jedes Muskels und einzelner seiner Faserzüge an den geläufigen Gesamtbildern mimischen Geschehens. Wie hoch man beides zusammen einschätzen mag, darüber müßten sich zuerst diejenigen äußern, welche etwa handwerklich (im besten Wortsinne) Konsequenzen aus einer derart hochgetriebenen Analyse zu ziehen vermögen. Was die rein wissenschaftlichen Interessen angeht, so scheint hier ein erster greifbarer Unterschied auf; die Phonetik, in deren Dienst die Vokalanalyse und Vokalsynthese durchgeführt wurde, ist in noch nicht gesehenen Grenzen aufnahmefähig und aufnahmewillig für die Subtilitäten des Ergebnisses, während man nicht recht weiß, wer mit einem *'mea res agitur'* die Feinheiten der elektrophysiologischen Analyse der Mimik aufnehmen und weiterverwerten könnte. Und das hat einen angebbaren sachlichen Grund.

Aus dem Material der Sprachklänge konstituieren sich nach dem Prinzip der abstraktiven Relevanz die Phoneme der Menschensprachen, diskrete Mannigfaltigkeiten von Lautmarken, die als Diakritika der Wortklänge fungieren. Die Linguistik hat schon von daher ein vitales Interesse an den Materialeigenschaften der Laute; und dieses Interesse wird gesteigert, wo immer man in der Linguistik den dialektischen Lautverschiedenheiten und dem Lautwandel der Sprachgeschichte nachforscht. Ob es je ein Analogon dazu in der Ausdruckslehre geben wird? DUCHENNE argumentiert in umgekehrter Richtung. Das mimische Geschehen bis in seine physiologischen Details hinein genau zu beschreiben, sei um so gewichtiger, als dieses Geschehen nicht wie die Sprachlaute von Dorf zu Dorf variiere, sondern die allgemein verständliche ‚Menschensprache‘ bilde.

Eine Zwischenbemerkung: DUCHENNE notiert, die Natur habe dem Menschen nicht die Fähigkeit verliehen, *willkürlich* den einzelnen Ausdrucksmuskel zu innervieren; das vermag nach seiner Meinung, wie wir gleich hören werden, nur der Affekt. WUNDT dagegen notiert, das Muskelgeschehen im Anschluß an einen Affekt (und wäre es auch ein ganz „einfacher“ Affekt) sei rein physiologisch betrachtet, derart komplex, daß man es höchstens mit dem Zusammenspiel eines wohleingeübten Orchesters bei der Wiedergabe einer kontrapunktlich verwickelten Symphonie vergleichen könne. Und ein derartiges Muskelspiel vermöge der Mensch nicht willkürlich zu inszenieren (s. unten S. 147). Nach der Meinung beider Autoren kann also das ‚Gefühl‘ etwas, was der ‚Wille‘ nicht kann; nur liegt die Besonderheit der Affekt-Innervationen nach der Auffassung des einen im Isolieren und nach der des anderen im Kombinieren (Integrieren). Wer hat recht? Mir scheint, die Fragestellung sei viel zu allgemein und unexakt, als daß eine klare und eindeutige Antwort möglich wäre. Wer versuchen wollte, sie präziser oder anders zu stellen, dürfte die viel klügere Fassung im Sinne eines Mehrklassen-Systems zentraler Steuerungen nicht unbeachtet lassen; d. h. er müßte auf das Modell von CH. BELL und moderner Neurologen zurückgreifen.

2. Die Hauptversuchsperson DUCHENNES ist ein greisenhafter magerer Mann mit zahnlosem Mund und schlaffer Haut. Im ausdrucksarmen Ruhezustand liegt diese Haut über dem Skelett wie ein zu weites Gewand; es treten reichlich Altersrunzeln und einige der Hauptfurchen stark hervor, ohne daß man geneigt wäre, ihnen eine bestimmte physiognomische Valenz zuzuschreiben. Das gilt z. B. von den Naso-Labialfalten und den hängenden Mundwinkeln. Wenn nun der Experimentator an einem ausgesuchten Punkte die Elektrode ansetzt, so geschieht an diesem Hautgewand jedesmal etwas, was man mit dem Zugriff eines erfahrenen Schneiders bei der Anprobe vergleichen kann. So wie dieser mit einem Griff eine ganze Seite hebt, Falten verschwinden und an der Griffstelle neue entstehen läßt, ebenso ist es bei der Kontraktion eines mimischen Hautmuskels. Und diese Wirkungen der einzelnen Zugbänder hat DUCHENNE studiert; es werden (einseitig und doppelseitig, mäßig und stark) Zugriffe dieser Art, im ganzen zehn, im Bilde vorgezeigt und im Texte besprochen. Wer die Lektion verständnisvoll mitmacht, gewinnt einen guten Einblick in den Effekt der lebenden Zugbänder.

Versteht sich: zunächst für die besonderen Verhältnisse dieser schlaffen Greisenhaut. DUCHENNE gruppiert aber etwas Jugend um den Alten und macht es möglich, das Ergebnis dort mit dem Ergebnis hier zu vergleichen; er hat auch einen schauspielerisch Geübten unter den Jungen, der willkürlich einige von den „Ausdrücken“ erzeugen kann, wenn man ihm die Namen des Auszu-drückenden nennt. Es sind: attention, réflexion, aggression, douleur,

joie et bienveillance, lasciveté, tristesse, pleurer ou pleurnicher, surprise, frayer et effroi.

Das ist erkennbar ungefähr die Liste wieder, die man schon bei LE BRUN findet (vgl. S. 74); es ist ein gewisser Grundstock fruchtbarer Momente des mimischen Geschehens. Doch beachte man im Vorbeigehen, daß die Bewegungen des Augapfels in seiner Knochenhöhle von der Elektrode DUCHENNES ebensowenig beeinflußt werden wie die Zunge und die anderen Muskeln, die PIDERITS Kostattitüden des Mundes herstellen. Ohne Blick und Mundattitüde aber können die Ausdrücke nur unvollständig bestimmt und beschrieben sein; und so ist es in der Tat. Die durch die elektrischen Zugriffe DUCHENNES erzeugten Hautfalten sind nie das einzige in den Bildern, sondern sie werden bald mehr, bald weniger passend ergänzt durch Blick- und Mundattitüden¹⁾. Nach dieser Hauptkorrektur darf man die Deutungsangaben DUCHENNES als begründet ansehen; man soll dabei nur nie vergessen, daß eben genau das, was PIDERIT und DARWIN aufzuklären versuchten, darin fehlt.

DUCHENNE geht viel weiter als BELL in seiner Spezifitätshypothese; er betrachtet den Augenbrauenrunzler als den im Schöpfungsplan prädestinierten Muskel des *Grams und Schmerzes* (douleur) und kuppelt in derselben Weise wenigstens noch acht andere „Affekte“ in primitiver Art je an einen einzigen Muskel oder an zwei. Der Frontalis, welcher die Augenbrauen hebt und die queren Stirnfalten erzeugt, ist ihm der Aufmerksamkeitsmuskel.

Der Pyramidalis nasi, welcher an der Nasenwurzel die kurzen Querfalten hervorruft und durch die Senkung des nasalen Endes der Augenbrauen dem Blick etwas Finsteres verleiht, ist nach ihm der *Muskel der Aggression*. — Der Orbicularis oculi in seinem oberen Teil verkündet Nachdenken, während sein unterer Teil zusammen mit dem großen Zygomaticus *Freude und Wohlwollen* kundgibt.

Ein wenig befremdend auf den ersten Blick ist die Zuordnung des queren Nasenmuskels (Transversus nasi) speziell zur *Geilheit* (lasciveté). Dieser Muskel hebt die Nasenflügel so, daß die Nasenöffnungen mehr nach vorn als nach unten schauen und zieht quere Falten an der Haut der seitlichen Nasenwände. Man denkt zuerst an die „Hochnasigen“ und ihre Mißachtung, wenn man ihn in Tätigkeit sieht; dazu gehört freilich ein bestimmter Zug um den Mund (Senkung der Mundwinkel und Hochziehen des Kinns). DUCHENNE unterstreicht die ebenso häufige Kooperation des Transversus nasi mit dem großen Zygomaticus, wodurch ein laszives Lachen erzeugt wird; er erinnert einmal direkt an die Alten, welche Susanna im Bade belauschen.

¹⁾ Daß die untersuchten Einzelzüge von dem Umfeld mitbestimmt werden, hat an einigen Stellen wenigstens DUCHENNE selbst bemerkt; ich denke z. B. an die natürlich hängenden Mundwinkel des Alten, die einmal aus Versehen nicht wie gewöhnlich korrigiert wurden und sofort die Wirkung des pyramidalis nasi, d. h. nach DUCHENNE den Ausdruckszug der „Härte und des Angriffs“ verstärkten (Fig. 18 und Text IV S. 33f.).

Trauermuskel ist der *Triangularis oris*, der die Mundwinkel ein wenig schief nach außen herabzieht; doch gehört eine Unterstützung durch den *Grammuskel* (*Augenbrauenrunzler*) zum vollen Ausdruck der Trauer. Ohne dies deutet man mit DUCHENNE das Senken der Mundwinkel als Ausdruck des *dégout*. Dieser Zug gehört eben zum Gesamtausdruck der Bitterkeit, den PIDERIT und WUNDT aufgeklärt haben. — Der kleine *Zygomaticus*, der sich vom äußeren Augenwinkel (vielfach vom unteren Ringmuskel des Auges abzweigend) schief nach unten vorn gegen die Oberlippe hin erstreckt, ist mit dem Heber der Oberlippe zusammen der *Weinmuskel*. DUCHENNE nennt es ein Weinen mit (süßer) Rührung und heißen Tränen, wenn die Grammuskeln nicht mitbeteiligt sind, und ein schmerzhaftes, wenn sie es sind. — Einfaches Mund- und Augenaufreißen bekundet *Überraschung* in verschiedenem Grade; wenn das *Platysma* mitwirkt und lange Hautfalten am Halse erzeugt und wenn sich der *Frontalis* gleichzeitig maximal zusammenzieht und die Stirnhaut mit Querfalten überzieht, entsteht der Ausdruck der höchsten *Angst* und des *Schreckens*.

Das ist die Quintessenz der DUCHENNESchen Analyse.

3. GRATIOLET erinnert die Zuhörer im ersten Satze seiner *conférence publique* daran, was sie im vergangenen Jahre schon alles von ihm gehört haben. Das Thema war damals: Die Würde des Menschen, erläutert an seiner Körperform. Dabei war schon hingewiesen auf das Privileg der menschlichen Sprache. Aber neben der Lautsprache spricht der Mensch eine zweite Sprache, die er mit den Tieren gemeinsam hat, die Sprache der Physiognomie und der Geste. Und nun zeichnet ein Künstler des akademischen Vortrags Schattenbilder aus dem bürgerlichen Leben des gebildeten Franzosen, sagt jedem, was er schon weiß und nur von einer neuen Seite sehen lernen soll; es endet damit, daß er Typen am Ausdruck und am gesellschaftlichen Benehmen erfaßt wie LA BRUYÈRE, den Ehrgeiz, den Neid, die Eifersucht und wie sie sonst alle heißen mögen. Der „neue Gesichtspunkt“ ist ein wenig vergleichende Zoologie, worin die Hauskatze und der Hund und auch einmal die Wiederkäuer an Stelle des Menschen auftreten, mehr aber noch ist der neue Gesichtspunkt ein Abkömmling des literarischen und philosophischen *Impressionismus*. Ein Schauspiel für Kenner, wie dieser Anthropologe, Nachfolger auf dem Lehrstuhl des GEOFFROY SAINT-HILAIRE, den Impressionismus als Ausdruckstheoretiker wiedergibt. Kein Wunder, daß dem Beifall eines schon impressionistisch gestimmten Hörerkreises in Paris ein fassungsloses Kopfschütteln des davon auf seinem englischen Landsitze noch unberührten CHARLES DARWIN nachfolgt.

Das Kernstück der Lehre GRATIOLETS ist eine Aufteilung der animalischen Bewegungen, die wissenschaftlich erarbeitet ist und das zweite Kapitel seiner Anthropologie ausmacht. Was er meint,

findet er im Rückblick schon im Konzepte des ARISTOTELES vor-gezeichnet an einer Stelle, die ihn beeindruckt: „Die dauerhafte Form, sagt dieser große Philosoph, drückt aus, was unveränderlich ist im Lebewesen; das Bewegliche und Flüchtige an dieser Form drückt aus, was zufällig und variabel (*contingent et variable*) ist im Lebewesen. Eine schlichte Bemerkung, gewichtig nach ihren Konsequenzen, sie hätte dazu führen müssen, die allgemeine Physiognomik von Anfang an in zwei verschiedene Wissenszweige aufzugliedern“ (10). Die Schule der Anthropologen, der GRATIOLET angehört, tat dies und nannte den ersten Zweig die Morphologie, für den anderen schlägt GRATIOLET den Terminus *Cinéséologie* (Bewegungslehre) vor. Und findet am Menschen seine vier Klassen von Bewegungen, die ausdrucksgeladen sein können. Vorausgeschickt wird in scharfem Widerspruch zu DUCHENNE, daß keine dieser Bewegungsklassen samt den erzeugenden Organen einzig um des Ausdrucks willen da sei. „Es gibt keinen einzigen Muskel, kein einziges Organ, das einzig zur Befriedigung von Ausdrucksbedürfnissen geschaffen worden wäre“ (12).

Die systematisierende Einführung dieser vier Bewegungsklassen ist in der Conférence viel geistreicher als in dem nachfolgenden Buche. Es kommt nicht allzuviel darauf an, wie man sie bringt; doch ist in der conférence, die sich offenbar auf das nahezu fertige Buch stützt, von vornherein alles auf den Ausdruck zugeschnitten und erscheint so einigermaßen brauchbar, während das Buch die Klassen biologisch allgemeiner zu fundieren sucht, was aber vielfach auf eine Laienpsychologie hinausläuft. Und noch etwas verdient Beachtung: In seiner Conférence erschließt sich GRATIOLET dem großzügigen Programm der ENGELSchen Analyse samt der Erweiterung, die PIDERIT an ihm vorgenommen hat, während er sich in dem Buche keineswegs zum Vorteil seines Vorwurfes oft weit weg vom Ausdruck an systematischen Ableitungen der Phänomene versucht. CHEVREULS bekanntes Pendelexperiment und damit der Ansatz zu einer ideo-motorischen Willenslehre beherrschen hier die Situation, die zu meistern GRATIOLET nicht das Zeug hatte. Doch genug davon; es scheint mir sachgerecht, bei der historischen Darstellung der Gedanken GRATIOLETS die einmalige Wiedergeburt des ENGELSchen Konzeptes im Geiste eines französischen Impressionisten mehr zu unterstreichen als seine Anleihen bei der zeitgenössischen Psychologie. Beachtenswerte Einzelheiten werden aus dem Buche entnommen und jeweils in den Gedankengang der conférence von uns eingetragen.

4. Sensation ist alles. — Wäre dieses Wort GRATIOLET nicht zufällig entschlüpft, wir könnten es doch als sein Motto erkennen. Sinneseindrücke einfangen, um sie zu durchkosten, um in ihnen alles Entscheidende und alles Köstliche in der Welt zu ergreifen, kommt dem Impressionisten als das vor, wozu wir ausgerüstet sind. Darum steht am Ausdruck voran vor allem anderen und wird als erste Klasse aufgeführt das Insgesamt der Körperbewegungen, welche die Sinnesorgane einstellen und anpassen an das Aufzunehmende. GRATIOLET erfindet den griechischen Namen *prosbolische* Bewegungen für sie; man denke neben den Blick-einstellungen und Blickwendungen an alles, was ihnen funktionell gleichzuordnen ist: die Zunge wird zum Schmecken, die Hände zum tastenden Aufnehmen bereit gemacht durch Körpervorgänge, die zu den Ausdrucksbewegungen gehören. Dankbar als Erläuterungsbeispiel sind die beweglichen Ohren des Pferdes und Hundes, dankbar am Menschen natürlich die Augen; allein auch die sogenannten niederen Sinne werden ausdrucksvoll eingestellt. „Seht wie die Nasenlöcher sich weiten, um die reine, erfrischende Luft aufzunehmen“ (21). Sehr viel Neues oder Systematisches erfährt man dabei nicht; es sei denn eine gewagte physiologische Deutung des Lachens: „Das Lachen ist, ich sag es noch einmal, die Form des freien und beglückenden Atemholens“ und steht im diametralen Gegensatz zu den schrecklichen Anstrengungen bei Erstickungsanlässen (24). In der conférence weiß der Redner, „que je parle à un public athénien, je veux dire à un public français, sur la divination duquel je puis compter en toute sécurité“; es genügt also die Leitidee angegeben zu haben. Im Buche aber verliert er sich im ersten Kapitel weit weg vom Ausdruck in hundert Spezialfragen der experimentellen Eindrucksanalyse und in alles, was ihm sonst noch aufgefallen ist in der zeitgenössischen Psychologie. Wir müssen dies beiseite schieben.

Der Redner braucht dann einen Übergang zu seiner zweiten Klasse von ausdruckshaltigen Bewegungen und findet ihn: man soll nicht verwechseln sensation und sentiment. Das Gefühl ist eine Organangelegenheit, es weist nicht nach außen, sondern in die körperliche Innerlichkeit oder vielleicht noch treffender gesagt: es verrät die Harmonie der Organe. „Die Gemeinschaft der Organe des lebenden Körpers ist wie eine vollkommene Republik.“ Alle Organe reagieren mit, wenn Schmerzliches oder Freudiges ein einziges trifft; die hedonalgische Reaktion (so wurde sie von anderen genannt) ist eine Totalangelegenheit des Organismus. Betrachte

dein Hauskätzchen, dem du die schmackhafte Milch vorsetzest; die Freßlust zuerst und dann die Sättigungslust ist eine Totalangelegenheit des Körpers. Das Tier geht auf im Genuß; „il s'est fait odeur, il s'est fait saveur, et il se renferme en lui-même avec une componction toute significative“ (31). Im Gegensatz dazu steht der Aufruhr der ganzen Organrepublik, wenn die Katze etwa ihre Pfote verletzt, verbrennt; man kann auch an ein menschliches Kind dabei denken. Der Organismus wehrt mit vollem Kraftaufwand das Schmerzhafte ab (in Flucht oder Aggression, wie wir dem Autor der Einfachheit halber soufflieren wollen). GRATIOLET schlägt den Namen *sympathisch* für dieses Konzert von Bewegungen vor, an dem sich automatisch alle Organe beteiligen, wenn nur eines von ihnen lustvoll oder schmerzvoll betroffen wird (33).

Man hat sie auch *Mitbewegungen* genannt, und das Studium der Mitbewegungen gehört in der Psychologie zu den aufschlußreichsten Unternehmungen. Man denke, um genau zu erfassen, was GRATIOLET an ihnen herausarbeitet, zuerst an anderes als den Ausdruck. Der Prozeß des Einlernens und der Übung neuer und verwickelter Tätigkeiten, den man exemplarisch am menschlichen Säugling verfolgen kann, verläuft in der Regel so, daß anfangs ein großer Aufwand von sogenannten Mitbewegungen zu sehen ist, der Schritt für Schritt eine Einschränkung erfährt; auch der Rekrut im Klavier- oder Schreibunterricht setzt anfangs einen überflüssig großen Bewegungsapparat ein und überträgt erst mit fortschreitender Übung den „kleinen Gelenken“ die entscheidende und vollkommen ausreichende Leistung. Übung heißt hier Einschränkung und Spezialisierung. Der Schauspieler dagegen muß vielfach, um sein ganzes Aktionskonzept gleich mit dem ersten Schritt oder Griff möglichst sinnfällig aufscheinen zu lassen, den umgekehrten Weg gehen und wieder einen größeren Bewegungsapparat in Szene setzen, muß vielfach den ganzen Körper wieder mitmachen, mitbeteiligt erscheinen lassen; auch der linke Fuß soll nach der Anweisung GARRICKS betrunken oder durstig sein. Nicht nur die Blickwendung soll den Späher und die Kopfwendung den Lauscher erkennen lassen, sondern der Gesamtkörper soll mitspähen oder mitlauschen. Versteht sich, daß der Schauspieler nur potenziert und künstlerisch gestaltet, was im Alltagsleben auch schon zu sehen und letzten Endes strukturgesetzlich im psychologischen Systeme vorgebildet ist. Dies zu finden ist das eigentliche Ziel GRATIOLETS im Abschnitt von den sympathischen Bewegungen. Ein nicht schlecht gefaßtes und abrundbares Stück Ausdrucks-

lehre, wie mir scheint; es ist nur der einseitig impressionistische Obersatz, welcher die Ausführung dieses Konzeptes ein wenig verdirbt. Darüber mehr, wenn wir die Übersicht abgeschlossen haben.

Die dritte Klasse ausdruckshaltiger Bewegungen trägt den Namen *symbolische* Bewegungen. Es ist die Deixis am Phantasma, welche GRATIOLET mit ihnen erfaßt und beschreibt. GRATIOLET zitiert im Buche einen Ausspruch CHRISTIAN WOLFFS, um sie einzuführen: *Phantasmatis respondent ideae materiales in cerebro*¹⁾. Er hätte mehr Veranlassung gehabt, in diesem Punkte ENGEL die Ehre zu geben und PIDERIT mit zu erwähnen. Von ENGEL heißt es in der historischen Einleitung, er allein neben DIDEROT habe schon im 18. Jahrhundert das richtige Untersuchungsverfahren eingeschlagen (9); hier jedenfalls schöpft GRATIOLET aus ihm. In der Conférence macht er sich's leicht mit dem Beweisen, er stimmt ein Preislied an auf die schönere und freiere Welt der Phantasie, in der wir weilen im Traume und in der wir vorwegnehmen, was unsere schaffende Hand nur unvollkommen imstande ist, in die Wirklichkeit überzuführen. Und dann: der Zusammenhang zwischen Seele und Leib sei so innig, daß der Muskelapparat nicht untätig bleibt, wenn wir uns im Reich der Phantasie ergehen. CHEVREUL hat in seinem berühmten Pendelversuch die schwachen motorischen Innervationen, welche alle Bewegungsvorstellungen begleiten, sichtbar gemacht. Man läßt die Versuchsperson vor sich, wie Bauleute es machen, ein Senkblei an der Schnur halten und weist sie an, mit geschlossenen Augen sich vorzustellen, wie dies Pendel hin und her ausschlagen könnte; dann schlägt es faktisch aus nach kurzer Zeit und die Ausschläge vergrößern sich allmählich. Dieser Demonstrationsversuch beschäftigte damals und lange nachher die Psychologen und wurde ein Kernstück der sogenannten ideo-motorischen Willenslehre. GRATIOLET heißt ihn willkommen und versucht es, mit seiner Hilfe die Theaterbeobachtungen ENGELS auf eine experimentelle Basis zu stellen.

Grundsatz: „es ist nahezu unmöglich in der Phantasie zu agieren, ohne bis zu gewissem Grade die Aktionen, die der Geist in sich ausführt, durch faktische Bewegungen zu realisieren“ (36). Diese faktischen Bewegungen werden symbolisch oder auch analoge Bewegungen genannt; HIPPOKRATES soll schon um sie gewußt haben, sie sind relativ schwach und erfolgen automatisch. Es gibt aber Situationen, in denen sie z. B. als Blickeinstellungen auf das

¹⁾ CHRISTIAN WOLFF, Psychologia rationalis, Sect. I, c. III, § 206. Ob die Auslegung ganz korrekt ist, mag dahingestellt bleiben.

ferne Irgendwo der Gedanken (verlorener Blick) und in anderen Modifikationen das Ausdrucksbild beherrschen; es sei nichts, sagt GRATIOLET, als eine groteske Wucherung derselben Gruppe von Bewegungen, was eifrige und noch unfertige Billardspieler an Körperverschwendung produzieren, wenn sie den Lauf ihres Balls mit heißen Wünschen verfolgen.

Wir fahren fort und schließen die Liste. Der vierten Klasse, den *metaphorischen* Ausdrucksbewegungen, gehört die ganze Liebe und Sorgfalt GRATIOLETS. Es sei, so meint er nicht ohne Grund, eine der treffendsten Bemerkungen DIDEROTS: „Beachten Sie im Vorbeigehen, in welchem Ausmaß die Sprache der Gesten metaphorisch ist“¹⁾. Hier mußte KLAGES aufhorchen bei dem Wort; denn KLAGES hat es noch einmal gesagt, daß der Ausdruck den Charakter des Metaphorischen habe. Allein, wenn zwei dasselbe sagen, so ist noch sehr die Frage, ob sie auch dasselbe meinen. Der Neurologe und Bewegungsforscher GRATIOLET trägt hier in sein altes Schema nur noch rasch die eine Notiz ein: Die Bewegungen dieser höchsten Klasse „drücken weder aus die Natur der Sinnesdaten, noch die der Bilder, mit denen die Phantasie beschäftigt ist, sondern sie sind in der geistig höchsten Region (menschlicher Erlebnisse) von der Ratio selbst bestimmt; sie begleiten die intimsten Denkfunktionen und offenbaren sie auf dem Antlitz des Denkenden; sie erzählen symbolhaft vom Urteil und den höchsten Gefühlsregungen der Seele“ (40). Wer? Ein geistvoller Blick, ein geistvoller Zug um den Mund, eine geistvolle Bewegung der Hand und was sonst noch alles dazu gehört und woran man eben den Mann von Geist in allen Subtilitäten seines Wesens erkennt. Damit wird eigentlich das Buch der neurologischen Cénéseologie zugemacht, und GRATIOLET schreibt im letzten Kapitel freifast von Erinnerungen an seinen anderen Beruf im Stile DIDEROTS und wie LA BRUYÈRE. Er beobachtet nicht wie ENGEL die Schauspieler im Theater, wohl aber die Akteure auf jener anderen Bühne, welche dem Auditorium in seiner Vorlesung die höchste Welt bedeuten; er beschreibt und deutet einige Züge des gesellschaftlichen Benehmens (*conduite*).

Und noch etwas: „Jawohl, die menschliche Gebärde ist voll des Metaphorischen ... und ich will hier einen weittragenden Zusatz machen, nämlich daß die spontanen Metaphern der Geste sich wiederfinden, instinktiv übersetzt, in der menschlichen Laut-

¹⁾ Sie steht in der kleinen Abhandlung „Lettres sur les sourds et muets“, Oeuvres, ed. Naigeon, Paris 1798.

sprache“ (41). Gemeint sind die sogenannten sinnlichen Bezeichnungen nicht-sinnlicher Vorgänge und Gegenstände, wie im Deutschen ‚Einsicht und Begriff‘ oder im Französischen ‚une vérité palpable‘, ‚un homme de goût‘, ‚il est goûté‘ z. B. in der Gesellschaft. Darüber kann man lange sprechen und damit spielend auch den Vortrag schließen: „je pourrai peut-être, sans trop de présomption, emporter et *caresser* l'idée que les propositions que vous ont été soumises ont été *goûtées* par votre intelligence“. Wir werden erst im Buche nachsehen müssen, ob die ‚Idee‘ Substanz genug hat, um auch noch die *Feuerprobe* der wissenschaftlichen Kritik zu bestehen.

5. Wie ernst dieser logische Aufbau einer menschlichen Bewegungslehre und Ausdruckswissenschaft von GRATIOLET selbst genommen wird, ist nicht zu entscheiden; es ist ein weiter Weg vom Reflexbogen bis zur Metapher der menschlichen Geste und Sprache. Das Interessanteste ist wohl nachzusehen, ob er im neurologischen Unterbau etwas Besseres oder auch nur Gleichwertiges mit dem von BELL Gebotenen und im Gebiet der Pantomimik Treffenderes als ENGEL zu sagen weiß. Dort in der Neurologie fehlt ihm wie allen seinen Zeitgenossen der Einblick in die sachliche Berechtigung und Tragweite einer Aufgliederung des Zentralnervensystems und seiner Funktionen in mehrere relativ autonome Teilsysteme und hier im Zentrum der Ausdruckslehre verdirbt ihm wiederholt eine uns heute kaum noch faßbare extrem impressionistische Denkweise die wenigen nicht schlechten theoretischen Ansätze. Die triviale Erkenntnis, daß der Organismus Nahrung braucht, um zu leben, daß man einen Feind angreift, um ihm zu schaden und einen Freund gut behandelt, um ihn zu fördern, verschwindet oft an entscheidenden Stellen hinter impressionistischen Gedankengängen. Man will uns vormachen, wir seien nichts als mehr oder minder wohl ausgerüstete Rezeptoren; suchende, abwehrende, auslesende, auskostende Seismographen seien die Vollkommensten unter uns. Die Konkordanzfrage in Sachen der Mitbewegungen z. B. war gewiß nicht ungeschickt angesetzt. Allein die Ausführung beginnt elementar mit Erwägungen über die Erregungsfortpflanzung in den Rückenmarkszentren und endet in Trivialitäten über die Kooperation der fünf Sinne des Menschen. An einer anderen Stelle glaubt man sich im Rahmen desselben Kooperationsthemas an die Schwelle gescheiter Meditationen und Beobachtungen über den Tatbestand der Aufmerksamkeit geführt, um dann wieder nichts anderes zu hören, als daß das psychophysische

System kraft der Selektion, die man Aufmerksamkeit zu nennen pflegt, auf die Bereitung leckerer Eindrucksmenüs eingerichtet sei.

Das Auseinanderreißen und Aufteilen der Bewegungen, die zum Ausdruck der Phantasie- und der Denkvorgänge gehören, in die zwei Klassen der symbolischen und metaphorischen Bewegungen und Bewegungsmomente kann GRATIOLET selbst nicht einigermaßen plausibel durchführen. Schließlich preist er laut den fast vergessenen ENGEL und schließt sich ihm an. „Die ganze Geschichte der sinnbildlichen Ausdrucksbewegungen sei im Keime“ verständlich gemacht durch eine einzige, einfache Beobachtung von ENGEL, sagt er (310). Durch welche? Man lese unsere Zitate oben S. 44 darüber nach, um sie im Original zu haben; ich finde bei GRATIOLET nichts, was prinzipiell darüber hinausführt.

Nach dem Abschluß der Bewegungslehre behandelt GRATIOLET den Ausdruck noch einmal in einem 5. Teil seines Buches synoptisch von dem Ausgedrückten her, d. h. er stellt zwei Listen auf: I. Homogene, II. gemischte Gemütsbewegungen (*passions*) und gibt fast lexikalisch zu jeder einzelnen die Symptome (aus dem Schatz der vier Bewegungsklassen) an. Es sind 32 homogene und 8 gemischte, die homogenen^r erscheinen als 16 Gegensatzpaare. Als homogen will er solche angesehen wissen, „deren Elemente insgesamt harmonisch und sinneinheitlich sind (*de la même signification*)“; als heterogen oder gemischt dagegen solche, in denen ein Sinngegensatz enthalten ist. Das Affektsystem von DESCARTES (und SPINOZA) steht als Vorbild vor seinen Augen; doch folgt er ihm nur teilweise. Das ganze Kapitel ist reichlich durchsetzt mit Zitaten aus antiken Schriftstellern; es ist nicht viel mehr als das Produkt von alltäglichen Bemerkungen und Lesefrüchten.

VIII. Die Psychophysik des Ausdrucks von WILHELM WUNDT.

Wir schreiben 1933, ein Jahr nach dem hundertsten Geburtstag WILHELM WUNDTs, und sind genau um ein Menschenalter distanziert vom ersten Erscheinen seines Sprachwerkes im Jahre 1900¹⁾. Wer daran geht, die Ausdruckstheorie, das Fundament dieses Werkes, vom Heute aus historisch zu würdigen, steht vor einer interessanten Aufgabe. Nichtssagend und unzulänglich wäre eine schlichte Nacherzählung; es gilt eine zweite, die eigentlich historische Interpretation zu finden. Denn das ist das Signum der Leistung WUNDTs, wie wir sie sehen und sehen müssen vom Heute aus, daß sie wie ein Sammelbecken zwei oder drei historische Strömungen vereinigt, ohne mit ihrer Verschmelzung ganz fertig zu werden. Man vergleiche immanent das erste mit dem zweiten Kapitel, die ‚Ausdrucksbewegungen‘ mit der ‚Gebärdensprache‘. Das zweite ist ein echtes Stück Linguistik und ruht auf einer anderen Axiomatik wie das erste. Den Schnitt zu zeichnen, der hier durchgeht, und dann die Frage zu beantworten, ob er sachgemäß zu Trennendes trennt und unterscheidet oder nicht, ist die erste Aufgabe.

1. Daß Gebärden zu einer ‚Sprache‘ fortgebildet werden können, wußte schon die Praxis des antiken Pantomismus und die linguistischen Theoretiker wußten es auch. Wir erinnern den Leser an den Vergleich zwischen Lautsprache und Mimik, den ENGEL durchführt, um die Überlegenheit der Lautsprache zu demonstrieren. WUNDT selbst verweist in seinem zweiten Kapitel auf eine Arbeit von STEINTHAL, welche die Gebärdenzeichen der Taubstummen mit der Lautsprache konfrontiert und zu dem Ergebnis kommt, die sogenannte Gebärdensprache ermangle der eigentlichen Grammatik, sie habe *keinen Satz*. Wenn der Taubstumme, um zu sagen ‚der Vater gab mir einen Apfel‘, zuerst das Zeichen für ‚Apfel‘, dann das für ‚Vater‘ und endlich das für ‚ich‘

¹⁾ W. WUNDT, Völkerpsychologie. I. Bd.: Die Sprache 1900. Ich zitiere im folgenden nach der zweiten, umgearbeiteten Auflage von 1904.

make, ohne ein Zeichen für ‚geben‘ hinzuzufügen, also ‚Apfel Vater ich‘, so sei das nichts weniger als ein Satz; denn es fehle diesem Ausdruck eben das, was das Wesen des Satzes ausmache, die eigentliche Aussage (I, 208). Nun, WUNDT ist keineswegs blind für den faktischen Mangel an spezifisch grammatischen Zeichen im System auch der weitest ausgebauten Gebärdensprachen, die bekannt geworden sind; doch setzt er sich mit großem Geschick für die These ein, daß sie trotzdem eine klare, spezifische Syntax aufweisen und das allein beweise schon, daß sie auch das Zeug haben müssen, echte Sätze zu bilden. Denn „wo ein Satz existiert, da muß es auch bestimmte Gesetze der Wortfügung geben, und umgekehrt: wo diese nachzuweisen sind, da ist auch der Satz vorhanden“ (209).

Ich zitiere dies mitten heraus, nicht um einen ausgeführten Bericht über diese interessante Auffassung und die Diskussion WUNDTs mit SÜTTERLIN und DELBRÜCK darüber anzufügen, sondern nur, um das Wort zu illustrieren, daß er im zweiten Kapitel seines Sprachwerkes spezifisch linguistische Probleme behandelt. Und was dort steht, gehört nach meiner Auffassung mit zu dem besten, was WUNDT über die Sprache (im weitesten Sinn des Wortes) geschrieben hat. Mit der Gebärdensyntax hebt das zweite Kapitel nicht an, aber es ist im ganzen schon so konzipiert, daß es damit enden kann. WUNDT beschreibt und überblickt im ersten Abschnitt dieses Kapitels (und zwar so konzis und vollständig zugleich, wie keiner vor ihm) die damals bekannten Gebärden-„Systeme“ der Taubstummen, Naturvölker (besonders der nordamerikanischen Indianer), der Neapolitaner und der Zisterziensermönche. Dann stellt er die Frage nach den „Grundformen der Gebärden“ und wandelt hier, was historisch interessant und wichtig ist, weitgehend in den Spuren ENGELS¹⁾. Die Deixis, das Darstellen und die Symbolik im Bereiche dieser Zeichen werden getrennt herausgearbeitet und es wird in Parallele zu der historischen Linguistik eine „Etymologie“ der lexikalisch aufgeführten Gebärden verlangt, zum Teil auch geleistet. Besonders interessant ist ein Hinweis, der erst später eigens besprochen, aber hier schon abgedruckt sein soll:

¹⁾ Den Unterschied einer „Gebärdensprache“ von dem einfacheren, nicht konventionalisierten Ausdruck hat ENGEL gekannt und bei einzelnen Gebärdensanalysen auch durchgeprüft; vgl. dazu z. B. seine Erwägungen über die neapolitanische Gebärde des Mißtrauens (I, 92f.). Allein zu einer Prinzipienfrage wie bei WUNDT ist dieser Unterschied von ENGEL noch nicht erhoben worden.

„Muß sich die Etymologie der Lautsprache mit der Ermittlung von Anfangsbildungen begnügen, die sie als geschichtlich gegebene und nicht weiter abzuleitende, eben deshalb aber auch in der Regel als unerklärbare anzusehen hat, so ist das ‚Etymon‘ einer Gebärde dann nachgewiesen, wenn ihre psychologische Bedeutung und ihr Zusammenhang mit den allgemeinen Prinzipien der Ausdrucksbewegungen erkannt ist. Hier beginnt also das Problem gerade bei dem Punkte, wo es für die Etymologie der Lautsprache aufzuhören pflegt. Die Bedeutung der Gebärdensprache für die sprachpsychologischen Probleme überhaupt erhellt ohne weiteres aus diesem Verhältnis. In gewissem Grade bleibt eben die Gebärdensprache immer auf der Stufe eines Urzustandes, und was wir in ihr von Spuren historischer Veränderungen beobachten, reicht nur hin, ihren allgemeinen Charakter als Sprache auch in dieser Beziehung erkennbar zu machen. Man könnte sagen: der Begriff einer Ursprache, im Gebiet der Lautsprache ein hypothetischer Grenzbegriff, wird bei der Gebärdensprache zur unmittelbar beobachteten Wirklichkeit. Dieser Tatsache kann aber, wenn sie keinen anderen Nutzen hätte, mindestens der nicht bestritten werden, daß sie die Notwendigkeit der Annahme einer Ursprache in diesem psychologischen Sinne beweist: die Notwendigkeit nämlich, daß es für jede Art natürlich entstandener Sprache einmal eine Zeit gegeben haben muß, in der die Beziehung zwischen dem Zeichen und dem, was es bezeichnet, eine unmittelbar anschauliche war. Daß freilich diese Zeit nicht für den ganzen Inhalt einer Sprache die gleiche zu sein braucht, dies lehrt wiederum die Gebärdensprache, in der es neben den unverändert gebliebenen Bestandteilen und Neubildungen auch an Wandlungen nicht fehlt, die das ursprünglich Bedeutsame in ein anscheinend konventionelles Symbol überführen“ (154f.).

Dies alles ist offenkundig ein Stück Linguistik, das zweite Kapitel in WUNDTs Sprachwerk ist ganz und gar (sagen wir einmal kurz und des Kontrastes wegen) *geisteswissenschaftlich* konzipiert und stilgerecht ausgebaut. Das heißt, daß dies Kapitel auf den Axiomen der Sprachwissenschaft ruht. Da wird untersucht ein organum des geistigen Verkehrs in bestimmten Lebensgemeinschaften, wird vorausgesetzt, daß kraft der ‚Zeichen‘ einer dem anderen etwas mitzuteilen vermag. Der Standort des derart Untersuchten ist definitorisch der intersubjektive Verkehr, die soziale Situation. Ganz anders im ersten Kapitel; wer aus dem zweiten dahin zurückkehrt, macht den Schritt in eine andere Welt. Es ist (wir sagen wieder kurz und des Kontrastes wegen) ganz und gar *naturwissenschaftlich* konzipiert. Womit vorerst nur gesagt sein soll, daß das hier Untersuchte definitorisch einen anderen Standort hat. WUNDT legt wie ARISTOTELES in all seinen Büchern Wert darauf, referierend die Meinungen seiner Vorgänger zu gruppieren, auf daß man sehe, wie sich das Neue, was er zu bieten hat, vom Alten abhebt. So wird denn hier eine historische Treppe gebaut und ‚HERBERT SPENCERS physiologische Theorie‘ auf die erste und ‚Versuche einer psychologischen Theorie‘ auf die zweite Rampe gestellt, damit man über sie hinweg mit WUNDT fortschreiten möge

zu der dritten, zum ‚allgemeinsten *psychophysischen Prinzip* der Ausdrucksbewegungen‘.

Schon diese Treppe als solche ist lehrreich: Sage mir, von wem Du Dich abhebst, und ich sage Dir, wer Du bist. Der Idee nach also will WUNDT weder in physiologischen Erörterungen stecken bleiben, noch sich überantworten einer reinen Erlebnis-analyse. Nun darin und soweit trifft er sich noch mit gar vielen anderen. Man denke an ARISTOTELES oder an den Zweifaktoren-ansatz von GOETHE (S. 25), der dem ARISTOTELES sehr nahe steht. Allein es ist kein Zweifaktorenansatz, sondern ein (monistisches oder dem Monismus nahe kommendes) *Zweiseiten-Prinzip*, worauf WUNDT hinsteuert. Und um das Endergebnis unserer kritischen Analyse vorwegzunehmen, so ist es dieser Ansatz, der ihm eigenartig (philosophisch nicht zwingend, denn auch GOETHE war im Grunde monistisch orientiert), wohl aber historisch begreiflich eine klar bestimmte Reduktion der Axiomatik diktiert. Derart, daß nun das erste Kapitel der Ausdruckslehre (um es in Stichworten anzugeben) solipsistisch und individualistisch, das zweite dagegen anders axiomatisch fundiert erscheint. So steht es geschrieben in den Zeilen und für die erste Interpretation dessen, was dasteht. Aber zwischen den Zeilen steht etwas anderes, scheint greifbar eine Aktionstheorie des Ausdrucks durch, die ganz und gar nicht, sei es empirisch oder (wie es eigentlich sein müßte im Gebiete der Axiomatik) *more geometrico*, aus dem einzig übrig gebliebenen Prinzip des psychologischen Parallelismus abgeleitet wird oder ableitbar ist. Quod erit demonstrandum.

2. Der Inhalt des ‚allgemeinsten psychophysischen Prinzips der Ausdrucksbewegungen‘ selbst bringt nichts Überraschendes; es lautet: „Mit jeder Veränderung psychischer Zustände sind zugleich Veränderungen physischer Korrelatvorgänge verbunden“ (90); und darum gibt es Ausdrucksbewegungen, darum letzten Endes vermögen wir bestimmte sichtbare Körperbewegungen als Symptome bestimmter Seelenzustände aufzufassen. Etwas spezieller: „Die Affekte (sind) diejenige Seite des Seelenlebens, als deren physische Begleiterscheinungen wir die Ausdrucksbewegungen und die sie erzeugenden Innervationsvorgänge betrachten müssen“ (ebenda). Über all das wird sich keine Debatte entspinnen. Allein es gehört zu der positiven These eine negierende, ein stolzer, siegesgewisser Verzicht: „So wird nun von vornherein darauf zu *verzichten* sein, daß man sie (die Ausdrucksbewegungen) irgendwelchen spezifischen Prinzipien unterordne“ (die Hervorhebung von mir). Textkritische

Gewissenhaftigkeit verlangt es nachzuprüfen, ob der „Verzicht von vornherein“ alle spezifischen axiomatischen Sätze a limine oder ob er sie nur am Eingang ablehnt; es zeigt sich, daß er sie a limine und für immer als überflüssig beiseite schiebt. WUNDT denkt dabei an alle von ihm zuvor explizit kritisierten Grundannahmen der älteren Theoretiker, an die DARWINSche „Axiomatik“ genau so wie an die spezifisch „psychologischen“ von ENGEL und PIDERIT oder die rein „physiologische“ von SPENCER.

Nun, die FECHNER-WUNDTsche Psychophysik trat im Vertrauen auf die neu entdeckte Methodik des Eindrucks- und Ausdrucksexperimentes auch sonst ihre Fahrt mit gar stolzen Segeln an, und heute ist es still geworden um sie. Das summarisch ablehnende Urteil über das Puls- und Atmungsstudium der Experimentatoren in WUNDTs Laboratorium und darüber hinaus ist ein wenig anders zu verstehen, je nachdem es aus dem Munde derer um KLAGES in Deutschland oder aus dem der amerikanischen Behavioristen kommt; aber es ist doch gemeinsam ablehnend. Und gerade damit, gerade mit den LEHMANNschen Pulskurven und deren Interpretation setzt im ersten Kapitel die WUNDTsche Ausdruckslehre ein. Warum sich also noch ernstlich mit etwas beschäftigen, was den Leser von heute schon auf den ersten paar Seiten zum Kopfschütteln veranlaßt und was ihm keinerlei Aha-Erlebnisse zu bieten vermag? Zugegeben, daß historische Studien nicht jedermanns Sache sind und daß einige Geduld und Disziplin dazu gehört, die Ausführungen WUNDTs noch einmal genau so, wie sie dastehen, durchzudenken. Statt dessen schlage ich den Weg einer konstruktiven Analyse vor. Denn es geht ja keineswegs darum, einige Kurveninterpretationen u. dgl. m. zu kritisieren, sondern vorzudringen an die Wurzel eines wissenschaftlichen Glaubens, der einmal eine Generation von Forschern beseelte, und im Konzepte ihres Führers die letzten Motive dieses Glaubens zu erfassen und zu überprüfen.

So sei erstens festgestellt, daß es kein historischer Zufall, sondern die Konsequenz eines säkulären Programmes der Psychologie gewesen ist, wenn WUNDT das Augenmerk der jungen Ausdrucksforscher um sich herum auf Herz und Atmung lenkte und in seiner systematischen Ausdruckslehre mit den Puls- und Atmungssymptomen beginnt. Denn gesetzt DESCARTES hat recht, dann konnte ein moderner Psychophysiker zu der Auffassung gelangen, die ‚Begleitvorgänge der Seelenzustände‘, voraus die Begleitvorgänge der Affekte, müßten zuerst und methodisch am

reinsten im Bereich der körperlichen Innerlichkeit zu fassen sein. Denn so ist es doch bei WUNDT, daß der lebenswichtige Innendienst der Blutzirkulation und der Atmung als das zentralste Gebiet des Ausdrucks angesehen werden. Um diesen innersten Kreis legt WUNDT wie mit einem Zirkel einen zweiten, der vom Bewegungsapparat im Antlitz des Menschen samt den Symptomen, die daraus entstehen, besetzt wird. Und erst im dritten, äußersten Kreise wird die an die grobe Skelettmuskulatur der Arme, Beine und des Rumpfes gebundene Pantomimik schematisch untergebracht. Was ich behaupte ist, daß diese Reihenfolge dem Cartesianer ohne viel Zureden natürlich und plausibel erscheint, weil er das Individuum Mensch zuerst als ein in sich abgeschlossenes, wissenschaftlich isolierbares System betrachtet und bei der Analyse des Ausdrucks von innen nach außen fortschreitet.

Doch das ist noch nicht alles, was zu diesem Aufbau zu sagen ist. Wir stellen zweitens fest, daß WUNDT am Affekt selbst, so wie er der „subjektiven Erfahrung“ faßbar ist, in phänomenologischer Analyse zweimal je drei abstrakte Momente (Dimensionen) oder auch Komponenten findet; und er stellt sich vor, daß das derart bestimmte Affekterlebnis in derselben Aufgliederung dem Psychologen als Fremdbeobachter manifest wird. Versteht sich durch die Fenster der Ausdrucksbewegungen. Gewichtiger ist ihm wohl immer das Dreidimensionenschema der sogenannten einfachen Gefühle: Erregung—Beruhigung/Lust-Unlust/Spannung-Lösung gewesen. Aber auch die drei variablen Attribute: Intensität — Qualität — Vorstellungskomponente der Affekte spielt für den Aufbau der Ausdruckslehre eine Rolle. Und jedesmal sprechen nach seiner Auffassung die drei genannten Körperorgane (Herz und Bewegungsapparat — Gesicht — Rumpf- und Extremitätenmuskulatur) das Erlebnis momenthaft oder komponentenhaft aus, oder „spiegeln“ es. „Mit den Bewegungs- und Hemmungserscheinungen, welche die Stärke des Affektes messen, verbinden sich in der Regel [an anderen Stellen heißt es konsequenter: „stets“] untrennbar charakteristische Ausdrucksbewegungen von beschränkterem Umfang, in denen sich die *Qualität des Affektes spiegelt*“ (100). Es gibt da noch gewisse Finessen der Symptomenreinheit, auf die wir nur im Vorbeigehen hinweisen. Von den „vasomotorischen Intensitätssymptomen“ z. B. wird behauptet, daß sie „im Gegensatz zu der in der Regel gemischten Natur namentlich der mimischen und der pantomimischen Bewegungen, durch alle Stufen der Affektäußerung hindurch den Charakter reiner Intensitätssymptome bewahren“ (96). Oder

es wird darauf hingewiesen, daß nur die Spannungs- und Lösungsgestalten das Erlebnis unmittelbar spiegeln (ebenda) u. dgl. m.

Sieht man zunächst von allen derart sekundär an dem Bilde vorgenommenen Einschränkungen und Retouchen ab, so denkt sich also WUNDT das introspektiv Erfäßbare, das Erlebnis des Erlebenden, dem Blicke eines Fremden momenthaft oder komponentenhaft zugänglich in einem Spiegelbild körperlicher Begleiterscheinungen. Woher bei ihm dies Spiegelgleichnis stammt, vermag ich nicht zu sagen; rein logisch ist es wohl analog zu dem Spiegelgleichnis von LEIBNIZ eine bequeme Ausdrucksweise für Zuordnungen des einen zum anderen. Und *monadenhaft* gedacht ist ja im Grunde auch diese ganze WUNDTsche Konstruktion.

Nun wissen wir, wie der naturwissenschaftliche Ansatz der Ausdruckslehre im Sprachwerk WUNDTs philosophisch einzuordnen ist. Vielleicht wäre noch etwas Drittes hinzuzufügen, nämlich daß WUNDT in seinem physiologischen Überlegungen das merkwürdige cartesianische Denkschema von einem punktuellen Seelensitz, welches in der medizinischen Psychologie von HERMANN LOTZE noch deutlich verfolgbar nachwirkt, überwunden hat und damit auch die Fragen nicht mehr ganz so stellt wie JOHANNES MÜLLER, warum und wie der Zornaffekt ausgerechnet diese bestimmten Fasern des Nervus facialis in Tätigkeit versetzt und die Freude wieder andere. Das Spiegelgleichnis WUNDTs führt zum mindesten auf dem Gebiet der vasomotorischen Erscheinungen schon zu Systembetrachtungen. Immerhin wird noch ein Gefühlszentrum im Gehirn postuliert, von dem aus die physiologischen Vorgänge (Innervationen) gesteuert werden. Dazu später noch einiges.

3. Gesund und einwandfrei ist die Aufgliederung der Ausdruckserscheinungen nach Organsystemen oder Geländen am Körper; sie ist im Grund von jeher ungefähr im Sinne der drei WUNDTschen Gebiete gemacht worden: Das Antlitz in der Mitte mit der Mimik im engeren Sinne des Wortes und davon abgehoben nach der einen Seite die Stamm- und Gliedermuskulatur des Körpers mit der Pantomimik und nach der anderen Seite das ganze vegetative System oder der Steuerungsbereich des Innenministeriums bildlich gesprochen. WUNDT stellt das letztere an den Anfang, wir werden am Schlusse sehen, wie sich dies Konzert zu dreien im Rahmen einer Aktionstheorie des Ausdrucks konstituiert. Dabei wird die Substanz der empirischen Erkenntnis in WUNDTs Systemversuch neu gefaßt und so zur Geltung kommen, wie sie es verdient. Zuvor aber muß nun WUNDT selbst zum Worte kommen.

Wir lesen wieder zuerst das letzte Kapitel, obwohl es das schwächste ist und sein muß nach den Voraussetzungen der WUNDTschen Lehre. Denn wie soll einer mit dem Tatbestand der *Pantomimik* fertig werden, nachdem er sich in allzu stolzem Verzicht axiomatisch zurückgezogen hat von allem, was gerade die Stärke in ENGELS Theorie ausmacht? Dort bei ENGEL wird der Ausdruckende aufgesucht und geschildert im Felde seiner Aktionsbezüge zu Dingen und Menschen; bei WUNDT hat er alle Tentakeln eingezogen und sitzt wie ein Diogenes in seinem Faß oder verhält sich wie sonst ein Monadenwesen, das sich vorsagt: die Welt ist meine Vorstellung. Darum das Stichwort ‚Vorstellungsäußerungen der Affekte‘ über den Ausführungen zur Pantomimik. Wie wird sich DIOGENES pantomimisch äußern? Ein sonst nie vergessenes Stück der Pantomimik ist z. B. der Gang. Wohl wahr, die Theorie seiner Ausdrucksvalenzen wartet auch heute noch auf einen, der sie mit weitem Blick und sicherer Hand auf gleiches Niveau mit anderen Teilen der Ausdruckslehre brächte. Aber vergessen wenigstens hat man ihn nicht. Bei ENGEL (I, 98) steht das Folgende:

„So stimmt die Ideenfolge den Gang, daß er bald träger, bald rascher, bald fester, bald schleichender, bald gleichförmiger, bald ungleichförmiger wird.“ „Daher hat jede eigentümliche Sinnesart, jede innere Bewegung und Leidenschaft ihren unterscheidenden Gang, und es läßt sich von allen Charakteren im allgemeinen sagen, was die Gemahlin des Herkules von Lykus sagt (bei Seneca, Trag. Herc. fur. Akt II, sc. 2): *Qualis animo est, talis incessu.*“

WUNDT vergißt den Gang in seiner Pantomimik und versichert (einstweilen ohne Begründung), das pantomimische Organ des Menschen im engen, spezifischen Sinne des Wortes sei nur der Arm und die Hand.

„Wie für jene (sc. die Qualitätssymptome) das Gebiet der mimischen, so tritt nämlich für diese (sc. die Vorstellungssymptome) vorzugsweise das der pantomimischen Muskeln in der engeren Bedeutung des Wortes ein. Dieser enge Begriff umfaßt das Bewegungssystem der Arme und Hände. Nur aushilfsweise können dazu auch noch andere Körperteile treten, wie der Kopf, der Rumpf, die Gehwerkzeuge“ (126).

Das klingt befremdend, wird aber einigermaßen verständlich, wenn man sich darauf besinnt, daß WUNDT, wo er dies niederschreibt, nichts anderes als die ‚Gebärdensprache‘ der Taubstummen usw. vor sich sieht. Die symbolisch durchgestalteten und fortgebildeten pantomimischen Symptome dieser Gebärdensprachen stammen in der Tat überwiegend aus dem Arm- und Handbereich. Dem ist noch eine allgemeine Bemerkung anzureihen: Man findet so gut wie keine Silbe über die Theatergesten in WUNDTs Sprach-

werk; weder als Fundstelle noch als Objekt der Theorie beschäftigt ihn irgendwo das Geschehen auf der Bühne. Damit aber entgeht ihm nicht nur das ganze dramatische Moment auch in der Lautsprache des Menschen, sondern noch etwas anderes, wozu im lebendigen und alltäglichen Verkehr des homo politicus sive socialis die flüchtigsten Ausdruckerscheinungen (und gerade sie am feinsten) genützt und ausgestaltet werden. Die psychische Atmosphäre sozusagen in jeder Situation sozialen Kontaktes und sozialen Geschehens ist, wie man weiß, an ein subtiles (oder manchmal auch recht grobklotziges) Spiel wechselseitigen Ansprechens und Antwortens der mimischen und pantomimischen Organe der Kontaktpartner gebunden. Und das ist ebensogut Sprache im weitesten Wortsinn wie der Symbolverkehr der Zisterziensermönche. WUNDT aber sieht an all dem so vollständig vorbei, daß man nicht nur in dem Kapitel von der Gebärdensprache, sondern auch dort in der Lautsprache, wo es angebracht wäre, dies Faktum als solches zu behandeln, nur eben die Lücke feststellen kann.

Dieses Vorbeisehen ist es letzten Endes, was die fragmentarischen Ausführungen WUNDTs über Pantomimik zur Sterilität verdammt. Die Fakten als solche drängen sich förmlich auf und bieten sich an, wo der Systematiker nach den „Hauptformen pantomimischer Bewegungen“ Umschau hält. Aber nur wenig dringt durch einen Panzer der Abwehr, den er trägt; er wehrt sich gegen jede, wie er glaubt, „ergebnislose praktisch-ästhetische Betrachtungsweise“ (127). Er zitiert an dieser Stelle wieder ENGEL, war also bei ihm, fand aber außer der Unterscheidung von hinweisenden und malenden Gebärden nichts, was ihn angesprochen hätte. Das eine Samenkorn von der Deixis, das er von dort bezieht, keimt denn auch sofort bei ihm:

„In der Tat springt ja die Beziehung dieser Bewegungen zu den Gegenständen der uns umgebenden Außenwelt, auf die alle unsere Vorstellungen bezogen werden, unmittelbar in die Augen. Die Arme und Hände sind von der frühesten Entwicklung des Menschen an als die Organe tätig, mit denen er die Gegenstände ergreift und bewältigt. Aus dieser offenbar ursprünglicheren Verwendung als Greiforgane, in welcher der Mensch den analogen Tätigkeiten der ihm nahestehenden Tiere nur dem Grade, nicht dem Wesen nach überlegen ist, führt aber eine jener stufenweisen Veränderungen, die zunächst eigentlich regressiver Art sind, in ihren Wirkungen jedoch wichtige Bestandteile einer fortschreitenden Entwicklung bilden, zur ersten, primitivsten Form pantomimischer Bewegungen: zur *hinweisenden Gebärde*. Sie ist genetisch betrachtet nichts anderes als die bis zur Andeutung *abgeschwächte Greifbewegung*“ (129, die Hervorhebung von mir).

Diese Ableitung der Fingergeste aus der Greifbewegung ist hier nicht zum ersten Mal, aber doch wohl sachrichtig vollzogen

und enthält das einzige positive Erträgnis der WUNDTschen Ausführungen zur Pantomimik. Alles andere ist ein Selbstgespräch des DIOGENES im Faß mit seinen eigenen Gedanken.

4. Mehr und Positiveres ist zu berichten vom Ausdrucksgelände des menschlichen Gesichtes und den Symptomen, die es produziert, von der *Mimik* also im spezifischen Sinn des Wortes. Hier hatte WUNDT das Lexikon von PIDERIT, den er schätzte, vor sich und griff an mehreren Stellen fördernd in die Untersuchung ein. Vorzüglich und subtiler als bei PIDERIT sind die Symptome um den Mund analysiert. PIDERIT kennt entsprechend seinem polaren Schema nur zwei entgegengesetzte Geschmacksausdrücke, den bitteren und den süßen Zug. WUNDT fügt einen dritten, den saueren hinzu und baut die drei nach den Beobachtungen KUSSMAULS an neugeborenen Kindern so aus, wie man die Dinge bis heute darzustellen pflegt. Ich will die Gelegenheit ergreifen und einige systematische Überlegungen dazu vorbringen.

Zur schlichten Beschreibung der originären Geschmacksreaktionen, wie sie von KUSSMAUL, GENZMER und PREYER an Neugeborenen aufgenommen wurden, ist nichts grundsätzlich Neues zu sagen. Man fand wie auch sonst bei Neugeborenen diffuse und unspezifische Reaktionen, aus denen sich aber doch im ganzen deutlich erkennbar eine positive und zwei negative Reizbeantwortungen heraushoben. Die positive läuft hinaus auf eine Einverleibung der geschmeckten Flüssigkeit durch Saugen und Schlucken; sie ist am eindeutigsten mit Süßstoffen zu erzielen. Die beiden negativen Beantwortungen laufen auf eine Nichteinverleibung hinaus und unterscheiden sich dadurch, daß mit Bitterstoffen ein ausgesprochen würgendes Ausstoßen, mit genügend stark sauer schmeckenden Stoffen dagegen ein Abfangen der Flüssigkeit schon im Munde und bevor sie in den Schlund gedrungen ist, erzielt werden kann. Sie wird in diesem Falle nicht durch Würgen, sondern durch einen Zungen-Gaumen-Verschluß und Ausquetschen aktiv entfernt oder fließt passiv aus der in die Breite gezogenen Mundspalte hervor¹⁾.

Das ist, wie mich dünkt, der Vers, den man sich machen muß, um das Beobachtete biologisch zu ‚verstehen‘. Denn um irgendeinen Vers, eine biologische Deutung kommt keiner herum, und

¹⁾ Wenn ich die objektiven Daten in den Arbeiten von A. ECKSTEIN (z. f. Kinderheilkunde 45, 1927) und K. JENSEN (Genetic Psychology Monographs 12, 1932) recht verstehe, so dürften sie beweisen, daß die spezifische Reaktion auf intensiv saure Stoffe jünger ist, als die beiden anderen; näher auf die sehr sorgfältigen Befunde der beiden Arbeiten einzugehen, ist hier überflüssig.

die hier proponierte hat den Vorteil, daß sie eindeutig angibt, wozu das Spiel wohl dienen mag. Von da aus kann einer weiter spekulieren, wenn er das Zeug dazu hat, und die reaktionstechnische Frage beantworten, warum die drei Prüfstellen der Nahrung, d. h. die auf süß, sauer, bitter ansprechenden Geschmacksknospen, gerade an der Zungenspitze die einen, an den seitlichen Rändern die zweiten und am Zungenrunde die dritten auf dem rechten Posten stehen oder noch weiter zurück die andere Frage, warum der Organismus die nachweisbare Selektion der in den Mund gelangenden Stoffe vornimmt. Das zu sagen überläßt der Ausdrucksforscher am besten den Physiologen.

Wir haben damit freilich WUNDT schon etwas vorgegriffen; denn er sieht weder deutlich den technischen Unterschied der beiden negativen Reaktionen, noch entschließt er sich zu einer eindeutigen und durchgreifenden teleologischen Deutung. Immerhin war er auf dem Wege dazu, wenn er feststellt, es sei „aber auch eine teleologische Beziehung dieser Bewegungen zu den Geschmacksreizen nicht zu verkennen“ (105)¹⁾.

5. Bis hierher ging es um nichts anderes als um die Beschreibung der Geschmacksreaktionen beim menschlichen Säugling. Beim Erwachsenen findet man unter Umständen in Situationen des prüfenden Kostens einer Flüssigkeit dieselben Reaktionen vollständig ausgeführt; die beiden negativen besonders dann, wenn sich die Flüssigkeit oder ein Bissen als unüberwindlich sauer oder bitter erweist. Sonst kommen beim wirklichen Kosten und weit darüber hinaus jene von darstellenden Künstlern aller Zeiten herausgearbeiteten Züge im Muskelspiele um den Mund vor, die man vulgär schon immer mit den Geschmächen in Zusammenhang gebracht hat. Sie sind im Sinne unserer Analyse, um es noch einmal explizite anzugeben, als Teilaktionen, Initialsymptome oder verblaßte Schemen von Bezugswendungen des Mundorgans zu Nahrungskostproben aufzufassen.

Soweit es sich dabei um Angelegenheiten eines materiellen Verkostens handelt, und wäre es situationsgemäß auch nur ein Nachkosten in der Erinnerung oder ein erwartendes Vorkosten, wird man heute im Hinblick auf die den Zeitgenossen WUNDTs noch nicht bekannten Befunde der Reflexologen um PAWLOW das

¹⁾ Es sei hinzugefügt, daß DARWIN auch schon auf diesem Wege war. Nur faßt er gleich etwas gröber zu und denkt an das Erbrechen; es sei lebenswichtig, un bekömmliche Speisen aus dem Magen zu entfernen, darum lösen die ‚widerlichen‘ Geschmäcke und zwingender noch die ‚widerlichen‘ Gerüche ein Würgen und Erbrechen aus. Abgeschwächte Reaktionen dieser Art und Teilaktionen, die dazu gehören, sind viele Züge um den Mund bei Abscheu, Widerwillen u. a. m. (s. bes. 265).

am Menschen Gefundene nicht als befremdlich ansehen. Daß das äußerst subtile und spezifische Ansprechen der Speichel- und Magendrüsen muskuläre Verkostungssyndrome aufweist, gehört zum Ganzen, gleichviel wie die Drüsen- mit den Muskelreaktionen im einzelnen verkoppelt sein mögen. Zum Nachdenken im eigensten Ressort aber wird der Psychologe aufgerufen, da es sich herausstellt, daß dieselben Muskelreaktionen auch zu finden sind in Situationen, wo ein materielles Verkosten zum mindesten nicht auf der Hand liegt.

WUNDT fixiert den aufzuklärenden Tatbestand in folgender Weise:

„Ihre Bedeutung als mimische Ausdrucksbewegungen empfangen nun diese sämtlichen Geschmacksreflexe dadurch, daß sie bei allen möglichen lust- oder unlustregenden Eindrücken, die mit dem Geschmackssinn gar nichts zu tun haben, sowie nicht minder bei bloß innerlich vorgestellten Erlebnissen von ähnlichem Gefühlscharakter auftreten. So deutet der ‚süße‘ Ausdruck des Mundes jede beliebige angenehme oder erfreuliche seelische Stimmung an; der ‚bittere‘ Ausdruck begleitet alle möglichen unangenehmen Gefühle. Nicht in gleicher Weise unzweideutig, sondern in seiner besonderen Gefühlsfärbung immer erst teils durch die Intensität der Erregung, teils durch begleitende mimische Bewegungen bestimmbar ist der ‚saure‘ Ausdruck. Dies ergibt sich schon daraus, daß die beiden gegensätzlichen, im allgemeinen gesteigerte Lust- und Unlustgefühle ausdrückenden Bewegungen des Lachens und Weinens dieselbe Verbreiterung der Mundspalte erkennen lassen, wie sie durch saure Geschmacksreize hervorgerufen wird. Das lachende und das weinende Gesicht unterscheiden sich nicht oder in kaum nennenswertem Grade durch die Mimik des Mundes selbst“ (106f.).

Es bedurfte nicht erst des Einbeziehens von Lachen und Weinen, um deutlich zu machen, daß hier wesentlich menschliche Erscheinungen zur Diskussion stehen. Andere haben die Mundsymptome des Lachens und Weinens nicht wie PIDERIT und WUNDT mit den Geschmacksreaktionen, sondern z. B. mit dem Atmungsprozeß und den Lautgebärden in näheren Zusammenhang gebracht, was manches für sich hat. Scheidet man sie aus, so bleibt immer noch des Wichtigen genug. Der Forschungszweig der mimischen Etymologie, um den Vergleich noch einmal zu verwenden, steht hier vor einer seiner wichtigsten Aufgaben, die bis heute jedenfalls niemand besser als WUNDT zu formulieren vermochte. Es gilt im Grunde einer Volksweisheit, welche den Ausdruck und das Ausgedrückte des seelischen Leids in eins als bitter und ebenso den Ausdruck samt dem Ausgedrückten der Freude als süß kennzeichnet, einen physiologischen oder psychologischen Berechtigungsnachweis auszustellen.

WUNDT faßt den Tatbestand sofort in weitem Umfang ins Auge, weiß, daß prinzipiell dieselbe Frage wie am Wortpaar ‚süß und bitter‘ an allen sogenannten sinnlichen Metaphern der Sprache

gestellt werden muß. Die Rede von einer „Übertragung“ der Namen aus dem Gebiet der sinnlichen Eindrücke auf die angeblich nicht sinnlichen Vorstellungen („wie man sich ausdrückt“) und der von vielen Linguisten undefiniert verwendete Terminus ‚Analogie‘, der dabei einzuspringen pflegt, genügen ihm nicht. Sekundär und vielfach willkürlich erfundene Metaphern gibt es natürlich in Fülle; allein sie weisen, nach WUNDT, auf einen Bereich von „unmittelbar empfundenen“ Übereinstimmungen zurück, die aufgezeigt werden müssen. Das ist die Ausgangsthese; und WUNDT skizziert von ihr aus auf wenigen Druckseiten eine ideenreiche, wenn auch nicht ganz einheitliche ‚Theorie der mimischen Ausdrucksbewegungen‘. Der Historiker hat die Wahl, was er darin unterstreichen und was er fallen lassen will, wobei er sich aber jedenfalls hüten sollte, aus einer zeitbedingten Idiosynkrasie, der sich kaum einer von heute ganz zu entziehen vermag, aus einer Aversion gegen die Ausdrucksweise der Assoziationspsychologen, zu denen WUNDT gehört, das letztlich von ihm Gemeinte zu übersehen oder falsch einzuschätzen.

Die nächstliegende Konstruktion eines primitiven Sensualismus weist WUNDT nicht geradeswegs ab, schiebt sie aber an zweite Stelle:

„Darum ist bei dem *Geschmacksausdruck* des Süßen, Bittern, Sauern wirklich etwas vom gleichen *Geschmackseindruck* in unserem Bewußtsein. Aber zugleich tritt die eigentliche Geschmacksempfindung sehr hinter der ihr assoziierten Tastempfindung zurück. Mit dieser Beschränkung haben dann die Ausdrücke ‚süße Freude‘, ‚bitteres Leid‘ u. dgl. keine metaphorische, sondern eine wirkliche, sinnliche Bedeutung“ (119).

Er schiebt also, wie man sieht, den „Tastsinn“, genauer die Kinästhesis, irgendwie in den Vordergrund. Wer heute das, was WUNDT damit meint, nur ein wenig zurechtrückt und der modernen Einsicht, die uns aus der behavioristischen Reaktionsforschung erwachsen ist, anpaßt, vollbringt als Historiker, was man ihm nicht verwehren sollte. Er liest aus einem früheren Konzepte das späterhin Bewährte heraus und läßt das Nichtbewährte, allzu Zeitbedingte fallen. Wohl wahr, WUNDT ist und bleibt auch hier, was er im ganzen Bereiche seines psychophysischen Ansatzes ist, nämlich eben ein Erlebnisanalytiker, und zwar ein sensualistisch gesinnter. Daß der Produzierende des bitteren, sauren, süßen Zuges seine eigenen Muskelaktionen verspürt und daß er, assoziiert mit den so verspürten Bewegungsgestalten, „sehr schwach und unbestimmt“ auch etwas von den dazugehörigen Geschmackseindrücken empfindet, das imponiert ihm als der Eckstein der Theorie. Mag wer da Lust

hat mit ihm rechten darüber. Unbestreitbar aber ist, daß WUNDT jedenfalls den Finger auf das muskuläre Geschehen legte und in der *connexio rerum* dies muskuläre Geschehen dem Empfinden der Geschmäcke nicht zeitlich nach — sondern zeitlich vor — oder mindesten ihm gleichzuordnen versuchte.

Ein Aktionstheoretiker des Ausdrucks nimmt dies zustimmend zur Kenntnis und betrachtet WUNDT als einen Bundesgenossen. Denn denkbar nahe den behavioristischen Protokollsätzen lautet die Beschreibung des ganzen Befundes durch einen Aktionstheoretiker ungefähr so: Der neugeborene und der erwachsene Mensch in Situationen des prüfenden Verkostens, sie reagieren dreimal verschieden auf süße und unüberwindlich saure oder bittere Stoffe. Dann weiter: greift die Deutung der Volksweisheit, der darstellenden Künstler und der lexikographischen Mimiker wie PIDERIT und WUNDT nicht prinzipiell daneben, dann scheinen in bestimmten Klassen von Lebenssituationen X, Y, Z, die kein materielles Verkosten implizieren, um den Mund der Erwachsenen herum *Initialsymptome* oder *Verlaufsmomente* aus dem Bereich derselben Reaktionen auf; eben jene, die man in fruchtbaren Momenten aufgenommen und als den bitteren, sauren, süßen Zug bezeichnet hat. Warum? Es ist im Sinne WUNDTs, wenn man die Erwägung vorbringt, daß die in Rede stehenden Bezugswendungen zu dem, was sich dem Organismus als Nahrung anbietet, fundamental lebenswichtige Angelegenheiten sind und darum schon in dem kleinen Inventar der entschiedenen Reaktionen Neugeborener vorkommen. Er selbst schreibt weiter:

„Sobald sich eine neue, zusammengesetztere seelische Stimmung entwickelt, die in ihrer Lust- oder Unlustqualität einer früheren, einfacheren verwandt ist, wird daher diese durch Assoziation wachgerufen, und mit ihr entstehen naturgemäß auch die an sie gebundenen physischen Ausdrucksbewegungen“ (117).

Man lasse sich, um das zu übersetzen, nicht ein auf die Frage, ob die Entfaltung des Erlebens im Kindesalter mit der Formel ‚vom Einfachen zum Zusammengesetzten‘ richtig und ausreichend beschrieben ist oder nicht, sondern unterstreiche nur die Idee von den *neuen* Situationen, die von allen Organismen stets zunächst mit schon vorhandenen Mitteln der Reaktion beantwortet werden. Das ist der Kerngedanke der HERBARTSchen Apperzeptionslehre und verdient auch heute noch Beachtung. Was in den Fällen geschieht, wo Situationsschwierigkeiten die Leistungsfähigkeit der alten Reaktionsmittel übersteigen, interessiert uns hier nicht weiter. Wohl aber der freilich sehr merkwürdige Tatbestand, daß das früh-

reife System der Bezugswendungen zu angebotener Nahrung äußerst konservativ und vorwitzig zugleich auch dann noch und weitgehend dort antwortet, wo es direkt jedenfalls gar nicht gefragt ist. Beim Säugling verwundert man sich nicht sonderlich darüber, daß er sich z. B. noch in den ersten Stadien des Greifens mit den Händen so benimmt, als sei der Mund die Instanz, vor welche alles Ergriffene zur Entscheidung auf Einverleibbarkeit gebracht werden muß.

Soll man oder soll man sich nicht darüber verwundern, daß das alte System von Bezugswendungen zu angebotener Nahrung lebenslang nicht gerade alles, aber viel von dem, was den Menschen trifft, in seiner Weise positiv oder negativ begrüßt? Das ‚in seiner Weise‘ ist nach Analogie des Faktums von den spezifischen Sinnesenergien zu verstehen. Antworten (wie man dort schon zu sagen pflegt) kann das Auge auf einen Sinnesreiz nur mit der ihm eigenen Modalität von Eindrücken und so das Ohr und alle anderen Sinnesorgane. Wohl wahr, in unserem Falle handelt es sich um ein verwickelteres ‚Antworten‘; aber es scheint auch für diese Klasse von Antworten so etwas wie ein Modalitäts- oder Kategoriengesetz zu geben. Und die Modalität der Mundantworten ist umschrieben durch die Züge für süß, sauer, bitter. Bleibt immer wieder nur die Frage, warum gerade so häufig dieses System von Bezugswendungen zu Wort kommt.

Was ich da sage, steht gewiß nicht mit diesen Worten, wohl aber dem Sinn und der Idee nach so bei WUNDT; und ein gewissenhafter Übersetzer der WUNDTschen Gedanken aus der erlebnispsychologischen Sprache in eine etwas andere, eben in die Sprache der Aktionstheorie, wird das letztlich Gemeinte dort so lesen.

6. Zweites Teilgelände des Ausdrucks im Antlitz des Menschen ist die Augengegend und Stirnregion, die zusammengehören. Denn die Bewegungen der Stirnhaut unterstützen in erster Linie den Verschuß und die Öffnung der Lidspalte und ihr sichtbarer Effekt, das Stirnrunzeln in seinen typischen Formen, wird von den Symptomatikern in der Regel und aus guten Gründen der Lidspalten- und Blickgruppe zugerechnet.

Eine Zwischenbemerkung: Die wenigen akzessorischen Züge an der Nase werden gewöhnlich irgendwo zwischendurch behandelt. Bei WUNDT ist dem insofern ein wenig anders, als er eigene Überlegungen anstellt über den Grund der Armut an Nasensymptomen. Der sensualistische Einschlag in seinem Denken diktiert den Satz, es könne „schon wegen der viel größeren Anzahl der (Geruchs- und) Gesichtsqualitäten hier nicht zu ähnlichen, scharf charakteri-

sierten Ausdrucksformen kommen“ wie bei dem einfachen System der Geschmacksqualitäten, sondern höchstens zu einer Differenzierung nach dem Gegensatz „solcher Eindrücke, die vom Sinnesorgan aufgesucht, und solcher, die von ihm gemieden werden“ (119f.).

Dazu wäre unsere Kritik an PIDERITS polarem Schema, das auf die sinnesstofflich harmonischen und disharmonischen Eindrücke zugeschnitten war (S. 76f.), zu wiederholen und noch etwas anderes zu sagen. Die Idee vom ‚Aufsuchen und Abwehren‘ genügt, wenn sie nur in der rechten Art biologisch und nicht impressionistisch verstanden wird, genügt, wie wir gezeigt haben, vollkommen, um das System der Geschmacksreaktionen aufzubauen.

Wollte man den Ungedanken (der rein sensualistischen Überlegung) von einer Abwehr unerträglicher Geschmäcke und Gerüche als solcher überspitzen, so genügte es ja, die Lebewesen ihrer Empfänglichkeit für Gestänke und widerwärtige Geschmäcke gänzlich beraubt zu denken. Was wohl bei einer weit ausgebauten polizeilichen (chemischen) Nahrungsmittelüberwachung, wie man sie in modernen Städten eingerichtet hat, aber kaum ohne sie als ein Fortschritt in der biologischen Ausstattung dieser Lebewesen gelten dürfte. Nicht die Sinneseindrücke, sondern die Stoffe, von denen sie herkommen, gilt es vom nahrungssuchenden (und atmenden) Organismus fernzuhalten. Es ist einigermaßen befremdlich für einen Theoretiker von heute, Anlaß zu derart trivialen Bemerkungen zu finden; aber man findet sie faktisch immer wieder bei den impressionistisch eingestellten Psychologen. Wir schieben danach als Historiker die erwähnte Mannigfaltigkeitsbetrachtung, zu der man nur sagen kann, daß nicht die Beantwortung, sondern die Stellung der Frage, aus der sie entsprang, eine Entgleisung war, auf die Seite.

Und nun zu den Augensymptomen. Ein Mann wie WUNDT erkennt natürlich die Wichtigkeit der Ausdrucksbewegungen im Teilgelände um die Augen nicht; doch bringt er sie systematisch in eigenartiger Weise unter. WUNDT sucht nämlich das Antlitz nach Spannungs-Lösungs-Symptomen ab und findet sie besonders prägnant sowohl an den Wangenmuskeln wie um die Augen herum. Spannungsgrade aber und ihr Pendant, Erschlaffungs- oder Lösungsgrade, sind ihrer Natur nach, besonders wo sie lange anhalten, vor allem ausgesprochen physiognomisch relevante Züge. Darum wird WUNDT folgerichtig an dieser Stelle (das einzige Mal im Zuge seiner Darstellung) zum Physiognomiker — das Wort im Sinne PIDERITS verstanden. Die Bilder und Beschreibungen WUNDTs gehen von

einer Mittellage zwischen zwei Extremen aus. Vor uns steht ein wohlgepolstertes, faltenfreies Vollmondgesicht, das einem Pykniker in der Schlafmütze angehört und in natura gewiß auch des Wangenrots und Fettglanzes genug hätte; es illustriert nach WUNDT „eine mäßig tonische Spannung der Wangenmuskeln als deutliches Merkmal dauernder Befriedigung, besonders wenn sich damit auch noch ein schwacher Tonus der Mund- und Augenmuskeln verbindet“ (III). Er nennt sein Modell auch den „Satten“; es ist der Satte im buchstäblichen und übertragenen Sinne des Wortes. Gegen beide Diagnosen ist nichts einzuwenden, es sei denn die Zweifelsfrage, ob sie, wenn die Schlafmütze und dies Fettpolster nicht wären, ebenso sicher gestützt auf das eine Merkmal einer „mäßigen tonischen Spannung“ allein auch schon gestellt werden könnten.

Bestimmt aber wäre es unzulässig, die anderen Bilder, die nun folgen und die beiden Extremfälle illustrieren sollen, extreme Spannung und extreme Erschlaffung, einzig und allein von da her auszudeuten. Dort bei der extremen Spannung steht: der Hochmut, die Verachtung, der Schmerz und hier bei der Erschlaffung: die pathologische Passivität eines Imbezilen, der Schreck, der Kummer und die Angst. Nun, WUNDT behauptet gewiß nicht, daß all dies durch Spannungsgrade und Spannungsverteilungen allein ausgedrückt werde, sondern er führt überall Diakritika aus ganz anderen Bereichen mit auf; wer sich unbefangen in die Bilder vertieft, der könnte noch viel mehr solcher Merkmale ergänzend anreihen. Die Frage ist eben, ob diese anderen Merkmale nicht ebenso entscheidend oder noch entscheidender sind für die Gesamtausdrücke wie die Tonusgrade. Der Maler darf Attribute häufen, der Ausdruckstheoretiker muß isolieren, wo er die Valenz eines abstrakten Momentes wie Spannung oder Lösung im Bilde zeigt¹⁾.

Zugegeben, daß WUNDT die Fakta von einer Seite her angeht, die bei anderen vielfach zu kurz gekommen ist; das reine Spannungsmoment hat sicher eine hohe Ausdrucksvalenz und verdient eine gesonderte Behandlung. Daneben aber darf der Symptomatiker, welcher das Gelände um die Augen exploitiert, etwas ebenso Wichtiges nicht vergessen, nämlich die Ausdrucksvalenzen des *Blickes* und der *Lidspalte*. PIDERIT und neuerdings LERSCH haben sie lexikalisch aufgenommen und sorgsam gedeutet. Merkwürdig, daß WUNDT kaum ein Wort für sie übrig hat außerhalb

¹⁾ Das hat besonders PIDERIT klar erkannt und es beim Entwurf seiner illustrierenden Bilder zur ersten Regel erhoben; die PIDERITSchen Ausdrucksbilder sind viel besser als diejenigen von WUNDT.

seiner Spannungsanalyse; oder auch nicht merkwürdig. Denn es folgt konsequent aus der systematischen Vernachlässigung, die er allem angedeihen läßt, was in das Kapitel von den Bezugswendungen gehört. Der Blick verrät in allererster Linie einen Bezug des Blickenden und die Gestaltung der Lidspalte erzählt ergänzend Subtiles über den Aktionscharakter der Blickhandlung. Darüber ist in großen Zügen Aufschlußreiches schon bei PIDERIT (Feineres bei LERSCH) zu lesen. Daß WUNDT daran vorübergeht genau so, wie er in der Pantomimik den ‚Gang‘ vergißt, folgt letzten Endes aus seinem höchsten theoretischen Blickpunkt auf die Ausdruckstatsachen. DIOGENES im Faß, der in sich Zurückgezogene, der rein individualistisch bestimmte Mensch sagt folgerichtig immer wieder: ‚Die Welt ist meine Vorstellung‘ und manifestiert zum mindesten primär nichts Unableitbares durch Bezugswendungen überhaupt und durch Blickhandlungen im besonderen, die gerichtet sind auf Dinge und Kontaktpartner.

7. Zuletzt in unserem Bericht, voran bei WUNDT steht das Ausdrucksgelände des Zirkulations- und Atmungssystems. Moderne Kritiker verwenden, was WUNDT darüber schreibt, mit Vorliebe als Exempel für das historisch Überwundene in seiner Lehre, für das woran wir nicht mehr glauben. Überwunden ist und abgelehnt der konstruktive Aufbau der Affekte und Stimmungen aus Elementargefühlen, überwunden und durch Besseres ersetzt ist die merkwürdige Auffassung, das vasomotorische und respiratorische Ausdrucksgeschehen spiegle in erster Linie die „Intensität“ der Affekte u. dgl. m. Soll also der Historiker dies ‚Kartenhaus‘ noch einmal fein säuberlich für das Museum aufbauen und dann beiseite stellen? Mich dünkt, es sei dieser Art (durchaus berechtigter) Kritik genug getan¹⁾ und mich reizt es, die Aufgabe ein wenig anders zu fassen.

Dokumentarisch bezeugt ist gewiß das eine, daß WUNDT die drei Felder, welche in seiner Darstellung aufscheinen, irgendwie unabhängig von seiner psychophysischen Endkonstruktion als die natürlichen Teilgebiete des Ausdrucks empfunden haben muß und daß er bei dem (in unserer Aufzählung) dritten Teilgebiet bemüht

¹⁾ Eine Kritik in diesem Sinne hat W. H. von WYSS geschrieben, ausführlich in „Vegetative Reaktionen bei psychischen Vorgängen“. Schweiz. Arch. f. Neurol. 19 (1926) und im Handb. der normalen und pathologischen Psychologie, 16, II, 2; kürzer in dem ausgezeichnet orientierenden Buche „Körperlich-seelische Zusammenhänge in Gesundheit und Krankheit“, 1931, S. 60f. — Auch E. G. BORING, der WUNDT sehr ausführlich behandelt in seiner Gesch. d. exp. Ps., lehnt die ganzen Puls- und Atmungsuntersuchungen mit der Gefühlstheorie WUNDTs, die sie stützen sollten, als verfehlt ab (339).

war, das Ergebnis der Herz- und Atmungsphysiologie seiner Zeit, z. B. die anerkannt wichtigen Befunde ENGELMANNs für die Ausdruckslehre fruchtbar zu machen. Wie wäre es damit, daß man diese Befunde vor Augen noch einmal mit WUNDT nachzudenken beginnt; vielleicht gelangt man immanent in seinem Konzepte an Stellen, wo man sagen kann und sagen muß: so, wie Du Dir das einstweilen vorstellst, wäre es nicht gegangen mit den Regulationen im Organismus. Die Erkenntnis technisch unlösbarer Konstruktionsaufgaben ist nicht nur für den Erfinder von Maschinen, sie kann da und dort auch für den Biologen wichtig und fruchtbar sein. Man hat Entdeckungen seit WUNDT gemacht, die er nicht ahnen konnte; die Frage ist, ob einiges Neuentdeckte mehr oder minder genau an den fehlerhaften Stellen, an den Bruchstellen seines Konzeptes liegt, während anderes darin noch nicht veraltet ist.

Wer systematisch und von einem höchsten Blickpunkt aus, wie es der Ausdruckstheoretiker für seine Zwecke tun muß, über die psychophysischen Regulationen im Organismus nachdenkt, braucht ein Modell. Ein erstes bemerkenswertes Modell hat der hervorragende Pionier der systematischen Neurologie CHARLES BELL erdacht; an einem anderen, detaillierteren Modell arbeiten viele in unseren Tagen. Ich denke exemplarisch an die Forschergruppe um W. R. HESS, welche sich am genauesten und erfolgreich um das bemüht, was dem Ausdruckstheoretiker zu wissen vonnöten ist. Auch WUNDT hatte ein Modell vor Augen. Wie verhalten sich die drei Modelle zueinander?

WUNDT formuliert zwei *Postulate* aus der Erlebnisanalyse der Gefühle und Affekte an den nervösen Apparat, welcher die Innervation der Ausdrucksbewegungen versieht. Wir interessieren uns vorerst nicht für das erste Postulat, welches aus dem Einheitscharakter des erlebten Affektes auf ein eigenes höchstes „Gefühlszentrum“ in der Gehirnrinde schließt, sondern für das zweite, welches aus der formalen Eigenschaft der Polarität im Reiche der Gefühle einen Antagonismus im Bereiche der Innervationen folgert. Dieser Antagonismus ist aufgefunden, so fährt er fort, und heißt bei den Physiologen *Erregung* und *Hemmung*. Die übersichtlichsten Verhältnisse bietet in dieser Beziehung die Herznervation (64). Es wird die bekannte doppelte Versorgung des Herzens mit Sympathicus- und Vagusfasern, es wird das Schema der merkwürdig gekreuzten Endeffekte bei Reizung des einen und bei Reizung des anderen Herznerven (Vagus → Hemmung, Sympathicus → Beschleunigung des Herzschlages), es wird die Tatsache des normalen

Dauereinflusses vom Vagus her, seine sogenannte tonische Erregung, es wird auch die Rolle der im Herzen selbst vorhandenen Nervenkerne bei all dem erläutert. Und dann heißt es allgemein von den Innervationen des ganzen Ausdrucksgebietes:

„Betrachten wir einen gewissen mittleren Tonusgrad als neutralen Ausgangspunkt, der zugleich der Indifferenzlage der Gefühle entspricht, so kann daher von diesem Punkt aus in vierfacher Weise eine Innervationsänderung eintreten: erstens als dauernde Erhöhung des Tonus, zweitens als Abnahme desselben, drittens als vorübergehender Kontraktionsvorgang, viertens als plötzliche Hemmung tonischer Erregungen. Bedenkt man, daß diese vier Innervationen in der verschiedensten Weise kombiniert und über eine große Zahl von Muskelgruppen verbreitet neben- und nacheinander vorkommen, so gibt dies eine schwache Vorstellung von der unabsehbaren Komplikation der zentralen Vorgänge, die einer einzelnen Ausdrucksbewegung zugrunde liegen“ (68).

Die mimische Muskulatur im Gesicht wird bekanntlich vom Nervus facialis innerviert; und an ihm ist nach den Befunden von DUCHENNE eine ungemein hochdifferenzierte Verteilung der Impulse zu sehen, so daß mitunter nur ein einzelner Faserzug eines anatomisch einheitlich aussehenden Muskels, mitunter wieder weit entfernte Muskeln zusammen erregt werden. Kurz und gut:

„Dächte man sich, diese ganze Fülle teils tonischer, teils vorübergehender Erregungen samt den namentlich bei gewissen Affekten noch hinzutretenden Hemmungserscheinungen sollte willkürlich in dieser Weise verteilt und abgestuft werden, so würde schon der einfachste Affektausdruck ein Zusammenspiel zahlreicher, alle wieder einem herrschenden Willen gehorchender Einzelkräfte fordern, dem höchstens die *Ausführung eines symphonischen Kunstwerkes von verwickeltestem kontrapunktischen Aufbau durch ein wohlgeschultes Orchester* verglichen werden könnte“ (69, die Hervorhebung von mir).

Schon hier kann der staunende Laie in diesen Dingen halt machen und mit unbefangenen common sense die Frage dazwischen werfen: Ja wozu denn eigentlich das ganze Konzert des „wohlgeschulten Orchesters“? Nach dem einzigen Axiom der WUNDTschen Theorie spiegelt es den einheitlichen Affekt, und natürlich wäre ohne das Konzert der Affekt auch gar nicht da oder wenigstens nicht voll und ganz was er ist, nämlich das eine Mal z. B. eine Erlebniswelle der Seelenangst und das andere Mal eine Welle der jauchzenden Freude. Ist sie vorüber, die Welle, dann erscheint auch vorüber oder wieder geglättet das Meer des Erlebens und mit ihm sein sichtbarer Spiegel, das Ausdrucksgelände des ganzen Körpers, des Gesichtes und des Herz- und Atmungsapparates. Wozu das Ganze? Diese Theorie der Vorgänge klingt ja förmlich, als beschreibe sie ein Stück der Lebensordnung eines denkend-fühlenden Wesens, das sich verhält und ungestraft verhalten darf

wie die bekannten Lilien auf dem Felde und die Vögel des Himmels: sie säen nicht, sie ernten nicht. Der Mensch tut beides; sollten, das ist die Frage, die sogenannten Ausdrucksbewegungen letzten Endes nicht von den Anforderungen des praktischen Verhaltens her begriffen werden müssen? BELL baut die mimischen Bewegungen, wenn auch noch zu primitiv, in den Atmungsdienst ein, die Modernen haben die Veränderungen der Herz- und Atmungstätigkeit, die bei Affekten auftreten, eingebaut in ein umfassendes System von Regulierungen, die das praktische Verhalten der animalischen Lebewesen allererst ermöglichen oder wenigstens weitgehend unterstützen.

Es sei nun gestattet, die klare und prägnant zusammenfassende Darstellung des Modells von W. R. HESS und seiner Mitarbeiter aus dem Buche des Herrn VON WYSS hier abzudrucken; man denkt sich drei Ministerien sozusagen befaßt mit den Steuerungen des Geschehens im handelnden Lebewesen:

„Der *Sympathikus* ist ein Diener des animalischen Systems, in dem er alle diejenigen Funktionsleistungen und Organleistungen steigert, deren Elemente bei erhöhten Leistungen des Gesamtindividuums, also des animalischen Systems beansprucht werden. Dies gilt insbesondere für die Funktionen der Atmung und des Blutkreislaufes. Durch Sympathikuserregung wird die Atmung gesteigert, die Herz-tätigkeit beschleunigt und verstärkt, der Blutdruck wird gesteigert und damit der arbeitenden Muskulatur und dem zentralen Nervensystem mehr Blut zugeführt auf Kosten der übrigen Organe, z. B. der Baueingeweide, wobei zugleich die hemmende Wirkung des Sympathikuseinflusses sich auf Magen und Darmkanal geltend macht, indem die Bewegungen des Verdauungskanal sowie die Absonderung der Verdauungssäfte abgestellt werden. Dies gilt für jede erhöhte Arbeitsleistung des gesamten Organismus, es gilt aber auch insbesondere für Zustände psychischer Erregung, für die Emotionen, wie dies von CANNON¹⁾ festgestellt wurde. Letzterer hat durch zahlreiche Experimente den Nachweis erbracht, daß die genannten Sympathikuswirkungen mächtig unterstützt und gesteigert werden durch vermehrte Ausscheidung eines von den Nebennieren gelieferten Hormons, des Adrenalins, das ins Blut ausgeschieden, genau in derselben Weise wirkt wie die Sympathikus-erregung und deren Wirkungen verallgemeinert.

Im Gegensatz dazu steht die Funktionsweise des *Parasympathikus*, welcher gewissermaßen die Interessen der Teile gegenüber dem Ganzen vertritt, Kräfte erspart und die ausgegebenen Kräfte wieder ersetzt, z. B. Atmung und Blutzirkulation werden unter Vaguseinfluß gehemmt. Bei starker Inanspruchnahme der Herztätigkeit tritt der Vagus bremsend auf und entlastet die Kreislauffunktion als Ganzes. Weiter ist der Parasympathikus der Fördernerv der Verdauungsvorgänge, indem die Absonderung der Verdauungssäfte und die Regulierung der Darmbewegungen unter seinem Einfluß stehen. Außerdem fördert er die Ausscheidungsvorgänge dadurch, daß er die Nierentätigkeit und die Darmentleerung beherrscht.

¹⁾ Cannon, Bodily changes in pain, hunger, fear und rage. New York and London 1920 u. 1915.

Ausgehend von der Vorstellung, daß die morphologischen Begriffe Sympathikus und Parasympathikus zwar im allgemeinen den eben hier geschilderten Prinzipien der Funktionsweise dieser beiden Zweige des vegetativen Nervensystems entsprechen, daß es sich dabei aber doch um rein anatomische Begriffe handelt, hat dann HESS, um dem speziell funktionellen Charakter seiner Auffassung besonderen Nachdruck zu verleihen, von einem *ergotropen*, d. h. auf Leistung gerichteten Prinzip des vegetativen Nervensystems (Sympathikuswirkung) und von einem *histotropen*, d. h. auf Restitution, auf Gewebsentlastung gerichteten Prinzip (Vagus oder Parasympathikuswirkung) gesprochen. Ferner ist der Begriff des Antagonismus der beiden Systeme, wie HESS neuerdings ausgeführt hat, nicht aufrecht zu erhalten in dem Sinne, daß unter physiologischen Verhältnissen ein Übergewicht des einen Systems über das andere besteht, sondern es handelt sich vielmehr um eine Interferenz, einen Ausgleich, bei welchem jedes der beiden Systeme seine Aufgaben erfüllt“ (16f., die Hervorhebungen von mir).

Worin liegt also, soweit der Ausdruck in Frage steht, der Unterschied beider Denkmodelle beschlossen? Jedes von ihnen scheint auf verschiedene Weise in der wissenschaftlichen Erfahrung verankert zu sein; zum mindesten dann, wenn man die Postulate WUNDTs am Anfang ernst nimmt. Aber muß man sie denn ernst nehmen? Die rasche Zuordnung der Gefühlspolarität zu Erregung und Hemmung war eine Forschungshypothese, die erst rückwärts vom Gelingen des kühnen Vorstoßes her als ein guter Griff ausgewiesen wäre; und der Vorstoß dürfte eben gescheitert sein. Man muß, wie ich glaube, heute beide Postulate aufgeben. Denn auch das erste Postulat ist mit der weitgehenden Auflassung der älteren Lokalisationsvorstellungen haltlos geworden; die moderne Aphasielehre und die Tierversuche von LASHLEY haben Lokalisationen im Stile des einheitlichen Gefühls- und Apperzeptionszentrums, an welche WUNDT glaubt, als unhaltbar erwiesen. Wenn Gehirnzentren namhaft gemacht werden sollen, welche für die Steuerung des Gefühlslebens und der Ausdruckserscheinungen am wichtigsten sind, so müssen sie im Mittelhirn, im Thalamus opticus, nicht in der Großhirnrinde gesucht werden.

Was bleibt dann noch? Das Gebiet der Regulationen ist in dem Modell der modernen Physiologie viel umfassender geworden, als WUNDT und seine Zeitgenossen ahnten; doch fast noch wichtiger ist, daß die Vorgänge im Bereich der körperlichen Innerlichkeit, um die es geht, in eine sinnvolle Relation zu dem äußeren Geschehen, zu dem, was man sehen kann am *handelnden* Individuum, gebracht worden sind. Das Schlüsselwort der WUNDTschen Theorie hieß Erlebnis, das Schlüsselwort des modernen Modells heißt Handlung (Aktion). Ein Mensch, der sich nicht durchgehend der Kontemplation ergibt, arbeitet mitunter hart und ausdauernd. Sein

Sinnen und Trachten ist dabei auf die zu vollbringende Tat, auf das herzustellende Werk gerichtet und sein Organismus wird gesteuert vom *Außenministerium*, d. h. von dem „animalischen“ System im Rückenmark und Gehirn, das BELL schon meint, wenn er die ‚original class‘ nervöser Verbindungen beschreibt. Was unterdessen in den Ressorts der anderen relativ autonomen Zentralstellen geschieht, beschreibt das moderne Modell im einzelnen. Es geschieht jedenfalls vieles, was die Aktionen nach außen unterstützt und fördert, ja auf die Dauer und zur Erzielung von Höchstleistungen allererst möglich macht. Man lese noch einmal die Zahlen auf S. 66 nach, welche die Blutversorgung des schwer arbeitenden Muskels angeben.

WUNDT versuchte es, mit einem Griff die Erscheinungen der veränderlichen Herz- und Atemtätigkeit aufzufädeln am Affekt, sie vom Affekt her überschaubar zu machen. Das moderne Modell versucht, sie von der Aktion und den Ansprüchen her, welche die Aktion an die Ressorts der *Innenministerien* stellt, übersichtlich und verstehbar zu machen. Kein Zweifel, das moderne Modell ist wissenschaftlich breiter und sicherer fundiert. Aber es ist nicht ohne weiteres gesagt, daß damit der andere, vorerst in den Hintergrund gerückte Versuch in jeder Form und für immer als erledigt zu betrachten wäre. Sondern das Gegenteil ist wahrscheinlich, nämlich dies, daß er in neuer Fassung, vielleicht so, wie das CANNON angebahnt hat, wird aufzunehmen sein. In dem Maße, wie dies gelingt, werden die Affekte nicht mehr wie Meereswellen (oder, wie die Stoiker sagten, als *perturbationes animi*, d. h. störende Wirbel in einer sonst vernünftig wohlgeordneten Lebensordnung) vor uns stehen, sondern eingefügt erscheinen in die biologischen Regulationen.

WUNDTs Modell führte den nachrechnenden Theoretiker schon im ersten Ansatz auf eine nicht zu lösende Rechenaufgabe. Ein besonnener Analytiker muß die Hände in den Schoß legen, wo immer das zu Leistende an Komplexität zu dem Vergleich mit der Auflösung eines „symphonischen Kunstwerkes“ herausfordert. Wohl möglich, daß dies nicht nur dem Analytiker, sondern auch dem Organismus selbst zu schwer geworden wäre, denn irgendwo liegen auch bei dem kompliziertesten technischen Apparat die Leistungsgrenzen. So erkennt man z. B., daß die Einschaltung der innersekretorischen Regulationen, in welche CANNONS Untersuchungen einen ersten Einblick eröffneten, eine Entlastung der nervösen Regulationen bedeutet. Die Vorstellung WUNDTs mit ihrer Häufung, ihrer Aufschichtung von Dauererregungen und -hemmungen über

die Einzelerregungs- und Hemmungsimpulse (oder umgekehrt) war vielleicht selbst dem lebendigen Nervenapparat zu ungeheuerlich. Jedenfalls aber darf der Analytiker die Hände wieder aus dem Schoß nehmen, wenn die *Freiheitsgrade*, welche das neue Modell vorsieht, als Tatsache erwiesen sind. Denn die relative Autonomie (eine Autonomie in bestimmten Grenzen), die man heute jedem von den Teilsystemen zuerkennt, bedeutet, daß in jedem konkreten Fall die Steuerungsimpulse mit einiger Unbestimmtheit von einem zum anderen Ressort gegeben werden. Es kann eben nicht so sein, wie sich das WUNDT im Prinzip noch vorstellt, daß durch das Ganze hindurch eine starre Zuordnung geht. Eine Zuordnung, die das einfache Bild der LEIBNIZ-WUNDTschen *Spiegelung* im strengen Wortsinn gerechtfertigt erscheinen ließe.

Gibt man aber diese Idee einer starren Zuordnung auf, dann fällt damit noch manches andere in der Psychologie. Eine der wichtigsten Voraussetzungen der einseitigen Erlebnispsychologie ist damit als unzulänglich erwiesen. Der stolze Verzicht des Ausdruckstheoretikers WUNDT auf andere Axiome als den Parallelitätssatz und sein DIOGENES im Faß gehören zusammen und mußten einmal zu Ende gedacht und abgelehnt werden, damit die Bahn frei wurde für neue Denkmodelle in der ganzen Psychologie.

IX. Die Ausdruckslehre von LUDWIG KLAGES.

KLAGES selbst bezeichnet gelegentlich einen Aufsatz aus dem Jahre 1905, der den Titel trägt „Das Grundgesetz des Bewegungsausdrucks“¹⁾ als die erste Fassung seiner Lehre. Es ist lehrreich, sie mit der geschlossensten Darstellung in „Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft“ zu vergleichen. Der historisch Bewanderte findet in jener ersten Fassung auf vielen Seiten kaum etwas besonders Bemerkenswertes. Denn *voluntaristische* Betrachtungen der Erlebnisse ganz allgemein hat es in der französischen und englischen Psychologie des 19. Jahrhunderts gegeben und in mehr als einer von ihnen war die Anweisung von KLAGES, daß man das Erlebnis an seinen Bewegungsimpulsen erkennen soll, dem Sinne nach vorgebildet. Und der Hinweis darauf, daß Gemütsbewegungen und Körperbewegungen *ähnlich* seien, führt kaum über das von ENGEL einer zweitausendjährigen Tradition entnommene und explizit formulierte ‚Analogie‘-Prinzip hinaus²⁾. Wir lesen: „Jeder Seelenvorgang, soweit nicht Gegenkräfte ihn durchkreuzen, wird begleitet von der ihm analogen Bewegung. Das ist das Grundgesetz des Bewegungsausdrucks und der Bewegungsdeutung, das vielleicht nur darum unentdeckt blieb, weil es allzu selbstverständlich ist.“ Genug davon.

Zum Schlusse holt aber KLAGES noch einmal aus: „Bisher haben wir nur von innerem Verhalten allgemein gesprochen und

¹⁾ Zuerst erschienen in „Graphologische Monatshefte“, wieder abgedruckt in dem Sammelbande „Zur Ausdruckslehre und Charakterkunde“ (1927). Die 21 gesammelten Artikel dieses Bandes bieten einen instruktiven Einblick in den Werdegang der KLAGESSchen Lehre im Lauf von drei Jahrzehnten. — Wir zitieren im folgenden ohne Titelangabe aus dem Hauptwerk „Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft“, 3. und 4. Aufl., 1923. — Einige graphologische Erläuterungen und Zitate stammen aus „Handschrift und Charakter“, 5.—7. Aufl., 1923.

²⁾ ARISTOTELES bemüht sich in seiner Metaphysik (und ähnlich noch einmal im 19. Jahrhundert der Aristoteliker TRENDELENBURG) um einen gemeinsamen Oberbegriff für das sogenannte ‚innere‘ Geschehen der Willensvorgänge und das ‚äußere‘ Geschehen, das der Physiker untersucht. Das Gemeinsame wird ‚Bewegung‘ genannt; das ist, wenn ich mich nicht täusche, der philosophische Ausgang des alten Analogieprinzips der Ausdruckstheoretiker.

jetzt wollen wir einmal die für den Ausdruck wichtigsten Erlebnisse, die Affekte betrachten“. Sie sind durch das bisher Gesagte nicht hinreichend charakterisiert, sondern enthalten noch etwas anderes. Wenn ich den *Zorn* z. B. nur als eigentümlichen Spannungs-Lösungsverlauf beschreibe, so bin ich dem Zornerlebnis noch nicht vollauf gerecht geworden. Sondern ich muß hinzufügen: „Zorn ist überdies Vernichtungsdrang; und ähnlich bei allen anderen Affekten, *Furcht* ist ein Drang zur Flucht und *Staunen* ein Drang, sich zu orientieren. Damit sind wir allerdings mitten in dem Konzepte einer *Theorie* des Ausdrucks, wie sie Klages ausgebildet hat. In ihrer ersten Fassung von 1905 schon stehen Aphorismen, die später wiederkehren und eine klarere Interpretation erfahren, z. B. das einprägsame Wort: „Der Ausdruck ist ein Gleichnis der Handlung“.

Und noch etwas: „Folgendes ist der Unterschied zwischen Körperbewegungen des Affektausdrucks auf der einen Seite und Körperbewegung als Handlung auf der andern, nämlich: Die Handlung hat stets ein singuläres, der Affekt dagegen hat ein generelles Ziel, eine generelle Intention“. Ich kann z. B. einen Feind, eine Fliege an der Wand oder eine Institution vernichten wollen; die *Wut* aber enthält eine generelle Intention aufs Vernichten schlechthin. In dem Affekt des *Entsetzens* ist die generelle Intention ‚gründlich weg‘ und sonst nichts enthalten; ergibt sich eine geordnete Handlung daraus, so erfassen wir ein singuläres Ziel, sonst aber bleibt der Sichentsetzende bei der generellen Intention ‚nur weg‘.

Das war eine Idee, die schon bei der ersten Konzeption der Ausdruckstheorie mit aufblitzte, und den Forscher dann immer wieder beschäftigt hat. Machen wir uns, bevor sie noch in die Verstrickung mit anderen Ideen geraten ist, klar, was sie richtig treffen mag und woran sie abgelesen wurde. KLAGES erkennt (mit anderen), daß das instinktive Moment im Verhalten der Tiere als Anpassung auf die typisch im Lebensraum einer Art wiederkehrenden Gelegenheiten beschrieben werden kann, und übersetzt diesen deskriptiven Tatbestand in seine Sprache: „Der Trieb paßt sich nur an Gattungen an“ (63). Dagegen ist, so wie es dasteht und noch besonders erläutert wird, kaum etwas einzuwenden. Denn unter ‚Gattungen‘ versteht KLAGES das, wovon ähnliche sinnliche Reize ausgehen, und was auf höherer Stufe durch „charakterähnliche anschauliche Bilder“ psychisch präsentiert wird. Er versteht also keineswegs unter Gattung die platonische Idee, nicht das, was nur dem begrifflichen Denken zugänglich ist. Im Gegenteil glaubt er von Anfang an Gründe zu haben, das pragmatisch Typische, welches im Bereich der in-

stinktiven Verhaltensweisen aufscheint, so scharf wie möglich von dem begrifflich Allgemeinen abzuheben.

Darin trifft er sich im ersten Schritt mit anderen philosophisch orientierten Analytikern des tierischen und menschlichen Verhaltens. Die Scholastiker z. B., welche mit ARISTOTELES die echte ratio dem Menschen reservieren, machen, um das Vernunftähnliche im Verhalten der Tiere unterzubringen, eine dem ersten Schritt nach ähnliche Konstruktion wie KLAGES. Man lese darüber die instruktiven Ausführungen in der Tierpsychologie des Ameisenforschers ERICH WASMANN nach¹⁾. Da wird den Tieren ein „sinnliches Erkenntnis- und Begehrungsvermögen“ zugeschrieben im Hinblick auf ungefähr dieselben Tatbestände. WASMANN will die mannigfaltigen Erscheinungen des tierischen Lernens, von denen er geordnet berichtet hat, theoretisch begreifen und braucht dazu einen psychischen Faktor, der zwar nicht dasselbe, aber doch in weitem Abstand Vergleichbares wie der menschliche Intellekt zu leisten vermag. Es ist wahr, auch WASMANN rückt das „sinnliche Erkenntnis- und Begehrungsvermögen“ möglichst nahe an die körperliche Organisation der Tiere heran und von dem (menschlichen) Intellekte ab; doch denkt er nicht daran, wie KLAGES eine Polarität anzunehmen, die beides auseinandertreibt, sondern er sieht im Tierischen wenigstens den Leistungen nach eine Vorstufe des Menschlichen.

Merkwürdig, wie ähnlich oft in statu nascendi die Prämissen zu den verschiedensten Systemen aussehen. Da ist dem jungen KLAGES an den Affektausdrücken etwas aufgefallen und klar geworden, was ihn auf die Bahn der Scholastiker hätte führen können. Es hätte ihn auch in die Nähe des modernen Behaviorismus führen können. Denn, was er am Affektausdruck faktisch erkannte, war nichts anderes als die Bezugswendungen, welche vor ihm auf der Bühne und an dem künstlerisch gestalteten Ausdruck J. J. ENGEL, soweit die einfache Deskription in Frage kam, vorbildlich erfaßt und behandelt hatte²⁾. Allein es ist keine Neu-

¹⁾ „Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen“, 2. Aufl. (1909), S. 138.

²⁾ Vgl. z. B. Ausführungen wie die folgende: „Der Landmann, dieser unverdorbene Sohn der Natur, kann auch umarmen; aber er spart diesen höchsten Ausdruck der Liebe nur für die Augenblicke seines Entzückens.“ „Die Freundschaft schlägt bei ihm nur Hand in Hand, aber weil es Ausdruck des Herzens ist, so geschieht es mit voller Kraft, voller Wärme. — Sie sehen, daß auch hier wieder *ein Wesentliches, ein Allgemeines, nämlich der Vereinigungstrieb*, als die natürliche Folge der Freundschaft bleibt, und daß die ganze Verschiedenheit bei den Ständen nur in dem Grade, in der Innigkeit der Vereinigung, und dann noch in einigen Nebenbestimmungen, wie in der Feinheit oder Plumpheit, Wärme oder Kälte der Art liegt“ (ENGEL I, 38f.).

scholastik und noch weniger ein Behaviorismus, sondern eben die KLAGESSche Ausdruckstheorie daraus hervorgegangen. Jedenfalls aber stand, wie KLAGES es im Rückblick selbst beschreibt, von 1905 an fest, daß der Ausdruck in Relation zur Handlung bestimmt werden müsse.

Das spätere Ausdrucksbuch von KLAGES faßt diesen Stier vom ersten Satz an bei den Hörnern und hat, bevor es beginnt, zwei Vorfragen eigenartig beantwortet. Es steht jetzt fest, daß Ausdruck abstraktiv an der Handlung oder, wie KLAGES sich immer noch ausdrückt, an der „Willkürbewegung“ erfaßt werden muß und daß er sich zu dem anderen Faktor, gegen den er abstraktiv gesondert zu bestimmen ist, daß er sich zu dem rationalen Moment in der Handlung wie Feuer zu Wasser verhält. Das erste ist methodisch gesehen, ein sehr erheblicher Fortschritt; ich habe selbst auf dem Gebiete der Lautsprache einen ähnlichen Wandel innerlich erarbeiten müssen und könnte darum aus Erfahrung berichten, welche Befreiung es bedeutet, wenn man definitiv sachlich inadäquate Zerschneidungsversuche aufgibt und dem Gebote folgt, nur abstraktiv zu sondern, was anders nicht zu isolieren ist. Daß an ein und demselben Phänomen nach dem „Prinzip der abstraktiven Relevanz“, wie ich es nannte, differente Faktoren begrifflich fixiert werden können und fixiert werden müssen, ist paradigmatisch ebensogut an der Lautsprache wie an dem Gegenstand, der KLAGES beschäftigt, zu erweisen. Das zweite, die Annahme eines wurzelhaften Antagonismus zwischen dem abstraktiv zu Trennenden, ist die metaphysische Verkündigung, die KLAGES in all seinen Büchern bietet.

1. Nehmen wir in unserer Darstellung die dramatische Abrechnung mit dem „ausdruckstheoretischen Darwinismus“ im 3. Kapitel des Ausdrucksbuches vorweg. Dieser verhängnisvollen Irrlehre ist nach KLAGES nicht nur der Erzvater DARWIN, sondern das ganze Zeitalter, gegen das KLAGES anläuft, verfallen; es war so gut wie blind und ist es noch für das Wesen des Ausdrucks. Und doch, auch KLAGES erkennt, daß die führenden Männer in den sechziger Jahren von einer richtig gestellten Frage, von seiner Frage nach dem Verhältnis der Ausdrucksbewegungen zu den Zwecktätigkeiten ausgegangen sind. Drei liefen: PIDERIT, GRATIOLET und DARWIN. Aber nur PIDERIT und GRATIOLET blieben in der Bahn, während DARWIN absprang. PIDERIT hat das Verdienst als erster „die entwickelte *Analogie* [zwischen Ausdruck und Zwecktätigkeit], wiewohl in beinahe kindlicher Sprache, hypo-

thesenfrei vorgetragen und an der Mimik zumal des Mundes beglaubigt zu haben“. „Darwin hingegen, der den Beobachtungsstoff unter Hereinziehung der Tierwelt in größtem Stile erweitert und mustergültig zur Darstellung bringt, glaubt mit Hilfe der englischen Lieblingsbegriffe von »Assoziation, Gewohnheit und Vererbung« die Analogie *erklärt* zu haben durch die Annahme, daß sämtliche Ausdrucksbewegungen im Laufe der Artentwicklung tatsächlich Handlungen einmal gewesen seien, die durch Übung erst allmählich unbekannt wurden“ (53, die Hervorhebungen von mir).

Man erkennt wie im Blitzlicht aus den wenigen Sätzen, was hier aufeinanderprallt. Der romantische Denker KLAGES wehrt von der reinen Erkenntnis einer Sache, die angeblich nur das Analogische, das Symbolische im Sinne der Romantiker als Kategorie verträgt, den Einbruch einer vermeintlich sachfremden, genetisch-erklärenden Betrachtungsweise ab. Wer sich nicht sofort als Parteigänger in diesem säkularen Mentalitäten-Konflikt mitbetroffen fühlt, sondern aus irgendwelcher Legitimation zum Kollegium einer von rechts und links nicht a limine abgelehnten erwägenden Instanz gehörend ansieht, wird an KLAGES zuerst eine Erkundungsfrage richten. Gibt es Grenzen Deines ablehnenden Urteils, oder fällt z. B. auch das Unternehmen der historischen Sprachforschung in toto unter die Entgleisungen? Dort verfolgt man etwa den Lautwandel der Sprachen und glaubt sogar bemerkenswerte Regelmäßigkeiten dabei entdeckt zu haben; gehört das auch zu den abgelehnten methodischen Entgleisungen der „genetisch-erklärenden“ Forschungsart? KLAGES bleibt die Antwort nicht schuldig und begibt sich auf die starke Seite; er gibt die ganze Sprachgeschichte, wie sie betrieben wird, dem Forschungseifer der Genetiker preis. Ja, er trennt sogar vom eigentlich mit dem Namen ‚Ausdruck‘ Gemeinten die historisch wandelbaren »Gesten« ab und legt sie mit auf das Bündel.

Alles, was einmal wirklich den Weg über das „Bewußtsein“, über das nachdenkliche Einsetzen eines Mittels für einen intendierten Zweck genommen hat, wird ausgestoßen aus dem Bereich des reinen Ausdrucks und den Genetikern überlassen. Dazu gehört die darstellende Sprache, soweit sie darstellt, und gehören die Gesten, soweit sie der Tradition unterliegen. Angenommen, der Lehrer schickt sich an, seinen Schüler zu tadeln, so kann er das beliebig in allen Sprachen, die ihm zur Verfügung stehen, ausführen. „Wenn sich dabei indes seine Stimme in Zorn erhebt und vor ärgerlicher Erregung zittert, so drückt sich darin der ihn ungewollt beherrschende Zustand aus, und zwar genau auf dieselbe Art, ob er fran-

zösisch oder malaisch tadelt“ (55). Und dieselbe Scheidung muß an den Gesten vollzogen werden. „Das Zungenausstrecken, das bei uns als Zeichen der Verachtung gilt, hat unter Tibetanern den Sinn eines Grußes“ (65), ist also keine echte, reine Ausdrucksbewegung. „Dasselbe gilt vom Achselzucken als dem Zeichen der Ungewißheit oder des Unvermögens, vom sich Verbeugen beim Knüpfen einer Bekanntschaft, von vielen Interjektionen (wie ih, oh, aha, hot, whist usw.), die daher bei den verschiedenen Völkern einen kaum geringeren Wechsel zeigen als die sprachlichen Äußerungen im engeren Sinne“ (65 f.).

Hier hätte wohl zwischendurch DARWIN insoferne ein kleines Lob verdient, als er die Scheidung zwischen dem tradierten Gut von Gesten und seinem eigentlichen Gegenstande, den menschlichen Ausdrucksbewegungen ungefähr schon ebenso wie KLAGES und nach denselben Kriterien durchzuführen versucht; ganz zu schweigen von WUNDT, der alles offenkundig Tradierte erst im zweiten Kapitel seiner Ausdruckstheorie und mit einer anderen Axiomatik behandelt. Versteht sich, daß im Einzelfall Zweifel entstehen können; KLAGES gibt nicht an, woher er weiß, daß z. B. das Achselzucken „einem Wechsel von Volk zu Volk“ untersteht. Doch das fällt selbstverständlich nicht ins Gewicht, wo es um Prinzipien geht; es sei nur gesagt, daß der Kritiker des genetischen Verfahrens selbst keine neuen, auf den ersten Blick faßbaren Diakritika zwischen Gesten und Ausdruck findet. Es ist die Frage, ob er ohne sie reinlich fertig wird und fertig werden kann mit dem Aufbau der proponierten Scheidewand. Sie spielt bei DARWIN und Genossen nicht dieselbe Rolle wie bei KLAGES; denn DARWIN konstruiert auch für das gemeinsam bei allen Menschenrassen Gefundene eine Vorgeschichte, während KLAGES eine Geschichte des Geschichtlichen zwar gestattet, aber die DARWINSche Art von Vorgeschichte verbietet, wozu er doch wohl ein zuverlässiges Scheidungsverfahren dringend nötig hätte.

Die Bedrängung unseres siegessicheren Kritikers wäre wohl im rein Empirischen noch beträchtlich zu steigern, wenn man ihm den Beweis des Nichtgelerntseins alles rein Ausdrucksmäßigen, einen Beweis z. B. aus der Kinderstube abforderte. Denn darüber scheint ihm (im Gegensatz zu DARWIN) jedes eigene Beobachtungsmaterial zu fehlen. Es wird nur immer wieder versichert, daß der echte, reine Ausdruck sich einstelle „ebenso unmittelbar, wie mit dem Wechsel der Nahrung etwa — innerhalb, wie sich versteht, einer jeweils unüberschreitbaren Schwankungsbreite — die Verdauungsvorgänge des lebendigen

Leibes wechseln“ (63). Womit ihm ein Vergleich entschlüpfte, über den sich reden läßt. Was weiß KLAGES genau über diese Unmittelbarkeit (und keine andere) faktisch zu sagen? Interessant ist, daß zwischen den Gedankenstrichen im Texte ein gewisser Spielraum konzidiert wird; und im Grunde genommen genügt schon dieser Spielraum, um die ganze abgewiesene Vorgeschichte nach den Regeln der strengsten Logik wieder als wissenschaftlich zulässig zu erweisen. Wie groß dieser Spielraum in Sachen der Sekretion und Verdauung ist, davon gewinnt ein richtiges Bild nur, wer sich die Mühe nimmt, die PAWLOWSCHEN Dressurversuche und vieles, was die Verdauungsärzte und Nervenärzte aus ihrem Erfahrungsbereich hinzuzufügen und damit zu machen verstehen, einmal wirklich anzusehen und im Hinblick auf eine ordentlich fundierte Ausdruckslehre auszudenken. Dressierbar sind die Speichel- und Magendrüsen, dressierbar sind also nach dem von KLAGES selbst vorgeschlagenen Vergleich vermutlich in einem gewissen Ausmaß, das erst bestimmt werden muß, auch die mimischen Ausdrücke. Und was hier noch als Vermutung steht, wird in der fortschreitenden Erforschung der Genese des menschlichen Ausdrucks beim Kinde Schritt für Schritt empirisch verifiziert¹⁾.

Doch wir sind nicht ausgezogen, um KLAGES zu bedrängen, sondern um ihn neben DARWIN zu verstehen. Es ist richtig, daß die eigenartige Relation, die im Ausdruck enthalten ist, durch die Substanz der entwicklungsgeschichtlichen Analysen von DARWIN nicht aufgeklärt wird und aufgeklärt werden kann. Genau so und aus demselben Grunde, wie man durch lautgeschichtliche Untersuchungen die zentralen Probleme der lautsprachlichen Sematologie nicht zu lösen vermag. Wer je das angenommen haben sollte (wäre es nun DARWIN selbst oder wären es andere gewesen), der hat sich getäuscht und war das Opfer einer Problemverwechslung, die man im Bereich der Geisteswissenschaften als stofflichen Historismus genugsam kritisiert hat. Mein Eindruck ist, daß DARWIN einer solchen Entgleisung in weit geringerem Grade verfallen war, wie KLAGES annimmt. Aber wie dem auch sein mag, so bleibt das Unternehmen von DARWIN sinnvoll und förderlich im Rahmen einer allseitig ausgebauten Ausdruckstheorie, wenn man sich entschließt, es mit andern Augen anzusehen als KLAGES.

¹⁾ Statt vieler nur zwei Hinweise auf das, was ich dabei im Auge habe: CH. BÜHLER, *Kindheit und Jugend*, S. 27ff. und EINO KAILA, *Die Reaktionen des Säuglings auf das menschliche Gesicht*. *Annales Univers. Aboensis* S. XVII (1932).

2. In der Hitze der Polemik spricht manchmal die Seele eines Forschers (das Wort ‚Seele‘ im Sinne von KLAGES verstanden) vernemlicher als in den kalten, dialektisch wohldurchdachten Partien seines Werkes. Das dritte Kapitel im Ausdrucksbuche von KLAGES ist ein Musterbeispiel dafür. Ich empfehle es jedem, der den Denker KLAGES möglichst nahe am Quellpunkt seiner Ideen belauschen will. Denn erstens sprechen alle Kanonen in dieser Schlacht gegen den Erzfeind; und gar mancher Schuß ist wohlgezielt. Und zweitens treibt der Theoretiker hier die Konsequenzen seiner axiomatischen Annahmen nicht selten auf die Spitze, so daß man deutlicher als sonstwo zu erkennen vermag, wes Geistes Kind seine Ausdruckslehre ist. KLAGES schreibt gegen die Tierpsychologie seiner Zeitgenossen:

„Und abermals nicht findet die Ziege ihren Stall, die Meise den winterlichen Futterplatz, der Hund seinen Herrn, meidet die Krähe den Mann mit der Flinte und jedes Tier seine natürlichen Feinde, *weil* sie irgendwann dergleichen erlernten; sondern mit dem Wechsel der Eindrücke wechselt die *triebmäßige Analogienbildung* und Eindruckswahl von seiten des Lebensträgers“ (62, die Hervorhebung von mir).

Wir hören wieder, daß die Kategorie der Analogie gegen die genetischen Erklärungen gesetzt ist, und stellen die Frage, ob nur ein logisches Spiel mit der Partikel ‚weil‘ darin getrieben wird oder ob mehr dahinter steckt. Meine Auffassung geht dahin, daß natürlich die rohe Vorstellung vom Walten der Assoziationen, die man zu DARWINS Zeiten noch hatte, ungenügend war. Aber im Jahre 1923 durfte man die eben zitierten Sätze von KLAGES nicht mehr schreiben, ohne sich mit der weit ausgebauten Theorie des tierischen Lernens eingehend auseinanderzusetzen und den Nachweis zu erbringen, daß die ernst zu nehmenden Theoretiker auch heute noch weltweit entfernt sind von einer Einsicht, die der Ausdruck ‚triebmäßige Analogienbildung‘ verraten mag oder jedenfalls andeuten soll.

Noch einmal sei anerkannt, daß manches treffend ist in der erfrischenden Kritik von KLAGES und daß sie mehr als ein oberflächliches Bild der alten assoziations-mechanistischen Lern- und Übungstheorie als eine hohle Nuß ausweist. Allein wie steht es heute (oder 1923) mit der Lerntheorie der Psychologen und wie steht es zu guter Letzt mit dem Ersatzvorschlag einer analogischen für die herrschende genetische Denkweise? Die ernst zu nehmenden Theoretiker von heute, welche sich mit Tatsachen des tierischen Lernens befassen, sind gegen weitaus die meisten Argumente von KLAGES gefeit. Ob sich die lebhaft und noch lange nicht abgeschlossene Diskussion zwischen ihnen im ganzen mehr nach der KLAGESSchen Meinung hin oder eher von ihr weg bewegt, ist des-

halb schwer zu sagen, weil diese Meinung in vielen entscheidenden Punkten äußerst unbestimmt geblieben ist.

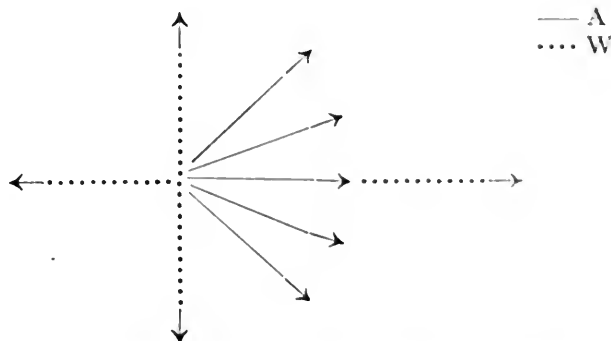
Es gibt heute viele Theoretiker, die so etwas wie die Annahme eines nicht-assoziativen (oder über-assoziativen) Faktors (Generators) im tierischen Lernprozeß für wohlbegründet und unentbehrlich ansehen. Angenommen, daß ihre Rede von einer „Spur von Einsicht“ oder eines (versteht sich ‚anschaulichen‘) Orientiertseins im Aktionsbereiche, welche man den lernfähigen Tieren allgemein (auch den primitivsten unter ihnen) zuschreiben müsse, um die Fakta theoretisch bewältigen zu können, — angenommen, daß diese Auffassung KLAGES näher kommt. Wenn dies etwa sich decken sollte mit der Art von Intention und von „gattungsmäßiger Anpassung“, die KLAGES dem Triebe zuerkennt, so mag er in dieser Gruppe von Lerntheoretikern seine späten Bundesgenossen begrüßen. Doch möchte ich fast vermuten, sie dürften ihm nicht unbewußt und romantisch (symbolisierend) genug vorkommen. Verlassen wir also noch zweifelnd das Gebiet der Tierpsychologie.

Am Menschen aber erörtert KLAGES ausführlich und instruktiv für einen, der ihn verstehen will, einen möglichen Einwand gegen seine Idee von der gattungsmäßigen Intention der Affekte und weiter gegen seinen ganzen, scharf-dualistischen Ansatz, der darin zum Vorschein kommt; ich drucke den Text hier ab:

„Der Zornentflammte, wofern der Zornerreger zugegen ist, wird sich auf diesen stürzen und ihn zumeist empfindlicher und sicherer treffen, als wenn sein Angriff affektlos geschähe; die opfernde Gebärde der Liebenden geht wie von selbst in Taten der Liebe über vor dem Geliebten; und die beschlossene Flucht rückt mit fördernder Eile vor, wenn treibend die Furcht dahinter steht. Wie wäre, ließe sich fragen, für die Willkürbewegung eine so zweckentsprechende Hilfe vom Affekt zu erwarten, wenn doch dieser alle Vorgänge verallgemeinert, während der Wille die Rücksichtnahme auf den besonderen Fall erheischt? Die Antwort hätte zu lauten, daß der besondere Fall, den der Erregte bezweckt, im Umkreis eben der Ziele zu liegen pflegt, von deren Gattung die Ablaufsform seiner Ausdrucksbewegungen abhängt. Die Zorneshandlung gegen den Feind fällt insofern zusammen mit dem Ausdruck des Zornes, als mit ihr beabsichtigt werden Bewegungen aus einer Bewegungsgattung, nach Maßgabe deren sie von selber geschähen vermöge allein schon der zornigen Wallung. Die Gebärde des Liebenden bleibt, was sie ist, wenn sie zudem noch die Richtung auf den Anlaß der Liebe wählt, und im Ausdruck der Furcht erscheint die Bewegung des Fluchtergreifens, ob auch die Flucht nicht überdies noch beschlossen wäre. Gerade weil die Richtung der Ausdrucksbewegung niemals bestimmt wird vom Einzelfall, kann sie die Willensleistung erleichtern; soweit nämlich deren Ziel nur eines aus den unzähligen Zielen ist, deren jedes gleich sehr geeignet wäre, dem Gefühlsantrieb Erfüllung zu schaffen. — Mit ‚Triebhandlung‘ pflegt man bekanntlich dergleichen Handlungen zu bezeichnen, die in der Ausdrucksbewegung gleichsam ertrinken“ (66f.).

Hier wird, wenn nicht mehr, so doch jedenfalls eine große Klasse von Lebenssituationen beschrieben, in denen eine harmonische Kooperation von Trieb und Ratio handgreiflich ist. Der nachdenkende Leser erwägt aus eigenem, ob dieses Zusammengehen als der sozusagen *normale Hauptfall* anzusehen sei oder nicht, und die Gegengründe eines Theoretikers, der sich anschickt, dies zu bestreiten, müßten überwältigend stark sein, um ein derart natürliches Vorurteil in ihm zu erschüttern. Doch der Fragen, auf die ein selbstdenkender Leser durch das Zitierte gebracht werden kann, sind noch viele. Wir werden sie systematisch vorbringen, wenn KLAGES selbst erst zu Ende gesprochen hat. Vorerst aber sei die hier vertretene Auffassung von dem Verhältnis des Affekts zum Willen symbolisch dargestellt in einem Strichschema, das wir später mit einem von KLAGES selbst entworfenen zweiten Strichschema vergleichen müssen.

Wenn sich einer hinsetzt, um ein Strichschema zu finden, an dem er anschaulich das Verhältnis der Gattungsintention des Affektes zu der (angeblich stets) auf Individuelles gehenden Intention der Ratio erfassen kann, dann wird ihm kaum etwas anderes einfallen als eine Geschoßgarbe, wie man bei der Infanterie zu sagen pflegt, ein Strahlenbüschel als Symbol der Gattungsintention und ein Einzelstrahl als Symbol der singulären Intention. In den Fällen einer harmonischen Kooperation, die KLAGES selbst bespricht, wo der Zornentflammte den anwesenden „Zornerreger empfindlicher und sicherer“ trifft und die beschlossene Flucht „mit fördernder Eile vorrückt“ fällt einfach genug der Einzelstrahl in die Geschoßgarbe des Affektes, sonst nicht. Wir schlagen also folgendes Strichschema vor:



Zu dieser Interpretation ermutigen die eigenen Worte von KLAGES, die wir auf S. 160 wiedergegeben haben; es heißt dort, das Bezweckte sei, „eines aus den unzähligen Zielen, deren jedes gleichsehr geeignet wäre, dem Gefühlsantrieb Erfüllung zu

schaffen“. Versteht sich, wie es weiter heißt: „zum möglichen und überwiegenden Vorkommnis ihrer Einstimmigkeit gibt es das Gegen-vorkommnis ihrer Unstimmigkeit“; das deuten die gestrichelten Pfeile unseres symbolischen Schemas außerhalb der Geschoßgarbe an.

3. Das Thema vom Verhältnis A : W, d. h. der Ausdrucksbewegung zur „Willkürbewegung“, wird eingehend im zweiten Kapitel des Ausdrucksbuches behandelt. Und wieder kommt wie in der ersten Fassung im Kontexte eine Stelle, die den Übergang aus allgemeineren in die spezifische Betrachtung der seelischen Wallungen und ihres Ausdrucks bedeutet; diesmal aber ist es eine förmliche Peripetie. Denn KLAGES macht dabei nach eigener Angabe den Schritt aus einer „bloß dynamischen“ in die spezifisch biologische Analyse. Es gilt, wie er sagt, „den bloß dynamischen Bewegungsbegriff der Naturwissenschaften zu ersetzen durch den in der Lebenslehre allein berechtigten ‚teleologischen‘“ (43). Er hat bis dahin eindrucksvoll und klar an wiedergegebenen Handschriften die „Ausdrucksbilder von Freude und Zorn“ erläutert und ist zu folgendem Ergebnis gekommen:

„Ausdrucksgesetzlich unterscheiden sich also die Bewegungsbilder der Freude und des Zornes von dem des vergleichsweise affektfreien Zustandes *gemeinsam* durch folgende Züge: 1. Bewegungshäufung, 2. vermehrte Ausgiebigkeit, 3. Beschleunigung, 4. verstärkte Wucht.

Und sie unterscheiden sich *voneinander*: 1. Durch das Zurücktreten der Wucht im Ausdrucksbilde der Freude aus erhöhter Mittelpunktsflüchtigkeit; das In-den-Vordergrund-Treten der Wucht im Bilde des Zornes aus gesteigerter Spannung, 2. durch unterbrochenen und ebenmäßigen Bewegungsablauf der Freude, intermittierenden und unebenmäßigen des Zornes“ (42f.).

Derartige Analysen aber, die, wie man leicht erkennt, an der Handschrift relativ einfache und quantitativ erfaßbare Momente herausheben, erweisen sich als nicht differenziert genug, weil oft erlebnispsychologisch durchaus Verschiedenes denselben Symptomen zugeordnet erscheint. Beispiele: „Die Antriebsgestalt der Spannung etwa eignet dem Zorn, aber auch der Erwartung; die der Hemmung der Erwartung, aber auch dem Staunen; die des Aus-sich-Herausgehens der Freude, aber auch dem strebenden Eifer“ (43). KLAGES stößt hier auf ein altes Deutungsproblem der Semiotik, das schon in der angeblich aristotelischen Physiognomonika gestreift wird und das auch die Analytiker der Puls- und Atmungskurven um WUNDT herum wieder lebhaft beschäftigt hat. Es ist spannend zu erfahren, wie er mit Hilfe des ‚teleologischen‘ Gesichtspunktes weiterkommen will.

Was er zu sagen hat, erscheint ihm vermutlich nicht so einfach wie das Vorausgehende an der Handschrift demonstrierbar; denn es treten in dem Reste des Kapitels keine weiteren Schriftproben auf. Wer weiter liest, begreift bald, warum. Der neu eingeführte teleologische Gesichtspunkt bringt nichts anderes als die Bezugswendungen; und Bezugswendungen werden primär und unmittelbar am Körper des Erlebenden, aber nicht ohne weiteres auch in seiner Handschrift manifest. Man muß ein Lebewesen in seinem Aktionsraum vor sich haben, um den Bewegungen dieses Lebewesens ablesen zu können, wie und wohin es sich wendet. Das konnte ENGEL an den Bewegungen des Schauspielers auf der Bühne, das kann der Behaviorist, welcher die Reaktionen eines Tieres oder Kindes in gegebener Versuchssituation beobachtet, wir können es auch in den natürlichen Lebenssituationen, unter denen wir Tiere und Mitmenschen mit verstehendem Blick verfolgen. Nur einer kann es nicht, oder es fällt ihm zum mindesten schwer, das Gesehene in seiner wissenschaftlichen Sprache schlicht und einfach zu fixieren; und dieser eine ist der Innenschauer, welcher dem Erlebnis als solchem abzulesen versucht, was man im Grunde doch nur mit nach außen gerichteten (körperlichen) Augen sehen kann. Mit anderen Worten: Bezugswendungen sachgemäß aufnehmen und analysieren ist eine Aufgabe, die man im behavioristischen Aspekt der Psychologie ausführen muß.

KLAGES sitzt sicher im Sattel, wo Erlebnisanalysen auszuführen sind, er bewältigt ebenso mit beachtenswerter Treffsicherheit und Findigkeit die spezifischen Aufgaben der Graphologie, wo man vom fertigen Produkt aus Menschenhand, dem *ergon* W. VON HUMBOLDTS, dem schriftlichen Dokumente, ausgeht und geisteswissenschaftlich schauen und denken muß. Nur die behavioristische Schau- und Denkweise liegt ihm nicht. Und so kommt es, daß er mit der Aufgabe, die Bezugswendungen zunächst einmal geordnet zu beschreiben und dann in seine Ausdruckstheorie einzubauen, nicht recht fertig wird. Man vergleiche nur die muster-gültig gradlinige Beweisführung in dem Abschnitt (S. 36—43), wo die besagte Demonstration an den Handschriftproben vonstattengeht, mit der sprunghaften Argumentation in all den Abschnitten, die nun folgen. Hier werden die Beweisgründe aus allen Weltwinkeln zusammengetragen und das eine sicher nicht erreicht, daß man auch nur den Zipfel einer natürlichen Ordnung der Bezugswendungen zu sehen bekäme. Natürlich ist es so, wie KLAGES sagt, daß die Freude im allgemeinen eher zum Wegschenken und

Ausgeben, die Verdrießlichkeit dagegen eher zum Festhalten dessen, was man besitzt und zum Ansichraffen disponiert. Allein das sind doch offensichtlich schon höchst verwickelte Attitüden, und es bedarf nur geringer Variationen der sozialen Umstände, um die Sache auf den Kopf zu stellen. Es gehört nur ein Gran von Phantasie dazu, um ein Abstoßen von allem Möglichen, was man besitzt, *aus* Verdruß oder umgekehrt ein Ansichziehen *aus* reinsten Lebenslust plausibel zu machen: „Seid umschlungen Millionen!“ — das brauchen nicht einmal Menschen zu sein.

So kann man nicht mit den Dingen fertig werden; auch wird der Vorschlag von KLAGES an einen fingierten Zweifler, „er nehme die Dichter aller Zeiten und Völker zur Hand“ (44), bestimmt das bunte Bild der Wirklichkeit nicht vereinfachen. Wohl wahr (in gewissen Grenzen): „Es muß nämlich danach zum Ausdruck kommen: die Freude in Gebärden des Schenkens, die Liebe in solchen des Vereinigungsstrebens, die Bewunderung der Ehrung, der Zorn des Zerstörens, die Verachtung des Herabwürdigens, der Neid des Entwertens, das Staunen des Suchens, die Furcht des Fliehens“ (45). Es erhebt sich nur immer wieder die Frage nach dem ABC grundständiger Bezugswendungen, die in all dem enthalten sein mögen; immer wieder wird sich die Aufgabe melden, mit diesen Dingen ungefähr ebenso sauber fertig zu werden, wie dies KLAGES gelungen ist mit der Aufgabe, die „dynamischen“ Bewegungssymptome in den Ausdrucksbildern von Freude und Zorn an seinen Handschriftproben zu demonstrieren.

Das Fazit nach KLAGES ist wie in der ersten Fassung seiner Lehre, daß sich die Zielbestimmtheit der affektiven Bezugswendung *wesentlich* unterscheidet von der Zielbestimmtheit des Wollens (45). Es gibt erlebnispsychologisch ausgedrückt zwei wesensverschiedene Intentionen, die Intention des Affektes und die Intention des überlegenden (rationalen) Wollens:

„Wenn den Zerstörungsdrang des Zornes ein Faustschlag „entlädt“, so ist der weder gegen den Tisch noch gegen sonstige Dinge gerichtet, sondern er zielt auf den Eindruck des Widerstandes, weil nur am anschaulich Widerstehenden das Brechen, Zerstören und Überwinden erlebt werden kann. Der Zustand des Zornes, artlich Vernichtungstrieb, erfüllt sich im Brechen von Widerständen, und das ihm anheimgefallene Ich vollführt die Bewegung als zu ihr getrieben und daher ganz ohne Rücksicht auf den erregenden Anlaß. Die Ausdrucksbewegung ist immerdar ohne Zweck, in den meisten Fällen aber sogar zweckwidrig, wie ja das Beispiel vom Schlag auf den Tisch mit dem Nebenerfolg des fallenden Tintenfassers enthüllte! Nehmen wir das zum Anlaß, den Antrieb der Wallung ‚blind‘ zu nennen, so dürfen wir aber nicht übersehen, daß er nichtsdestoweniger *sinnvoll* sei. Mit

dieser Einschränkung können wir formeln: die Willkürbewegung zielt auf ein Vorgesetztes, die Ausdrucksbewegung folgt einem Anreiz des Eindrucks" (47f.)

Das letzte wäre mißverstanden, wenn man aus ihm lesen wollte, daß die Ausdrucksbewegung „sowohl der Bestimmtheit überhaupt als insbesondere der inneren Bestimmtheit ermangle“, sondern es ist so zu verstehen, wie es bereits in der ersten Fassung der Lehre stand: „die Richtung der Willkürbewegung wird durch den Einzelfall, der Ausdrucksbewegung durch eine Gattung bestimmt“ (49).

Nun haben wir alles beisammen und KLAGES holt aus, um die Weisheit seiner Lehre in einem Fingerhut zu präsentieren. Es muß der romantische Kerngedanke der Analogie oder Symbolik darin enthalten sein, und was wäre würdiger, ihn wiederzugeben, wie das Schoßkind der romantischen Mentalität, die sprachliche Metapher? Also:

„Für unser 'aus dem Regen in die Traufe kommen' hat der Westafrikaner 'er floh vor dem Schwert und versteckte sich in der Scheide'; für unser 'wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein', heißt es dort 'Asche fliegt ins Gesicht dessen zurück, der sie wirft'. Unter Verwertung dieser Analogie aus dem Gebiete des Urteilens können wir den fraglichen Unterschied in die leicht behaltbare Formel drängen: zur Willkürbewegung verhält sich die Ausdrucksbewegung wie zum sachlichen Urteil das sprichwörtlich verallgemeinernde Gleichnis oder, noch kürzer: die Ausdrucksbewegung ist das Gleichnis der Handlung" (49).

Wir schreiben:

$$A:W = G:U.$$

Das ist klangvoll und führt das Denken in der Richtung weiter: So wie am Anfang der Lautsprache die Metapher, also steht am Ausgang des tierisch-menschlichen Verhaltens und Umgangs mit den Gegebenheiten die sinnvolle Praxis und sie ist der primär lebendige Ausdruck. Bis im Entwicklungsgang der Menschheit die Sache anders wird kraft eines Einbruchs der Ratio, des Einzelzwecke setzenden und Mittel ausrechnenden Willens.

4. Nachzuweisen, daß ein rasch erfundener Vergleich ‚hinkt‘, ist meist nicht schwer und offenbart manchmal die Beschränktheit des Beweisenden zwingender als die des kritisierten Autors. Rasch hingeworfen ist das von KLAGES ‚Geformelte‘, was hier in Rede steht, nicht, denn es geht ihm wenigstens seit 1905 im Kopf herum. Wir wollen zunächst einmal möglichst frei vom Wortlaut eine Auslegung niederschreiben, nach welcher das Diktum vom Gleichnischarakter des Ausdrucks keines Sachverständigen Widerspruch zu gewärtigen hat. Der sogenannte primitive Mensch in Schmerz und

Trauer bricht in laute Klage aus, zerreißt sein Gewand und bringt sich selbst mit eigener Hand Verletzungen bei; das alles in wesentlich denselben Lebenssituationen, wo der Mensch von heute stumm bleibt, einen Trauerflor um den Rockärmel legt und wohlgeordnet seinen Dienst versieht. Der Unterschied von dort und hier liegt in der Linie, die KLAGES im Auge hat; es ist so, daß derartige Ausbrüche weitgehend eingedämmt sind und der Mensch sich in höherem Grade als früher geriert als animal rationale im Sinne der griechischen Philosophen. Und wenn man den Blick wendet von der linken zur rechten Seite der KLAGESSchen Gleichung (vom praktischen zum theoretischen Verhalten), dann dürfte sich kaum etwas Entscheidendes einwenden lassen gegen die These, daß Einsichten in allgemeine Zusammenhänge (Relationen) zuerst analogisch in Gleichnisform gewonnen wurden und heute noch gewonnen werden, Einsichten, die auf der Stufe der ‚Wissenschaft‘ die Form des begrifflich geklärten Urteils annehmen. Daß das eine mit dem anderen innerlich zusammenhängt, die praktische Dominanz der Ratio und die Reflexion auf ihr Gesetz, die Logik, mag einer symbolisiert denken durch das Gleichheitszeichen in der Formel von KLAGES.

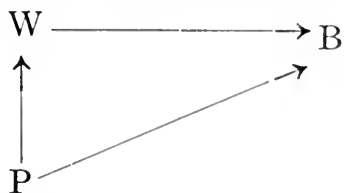
Alles, was über diese Auslegung weit hinausgreift in der Ausdruckstheorie von KLAGES, kann nicht global dem Glauben empfohlen oder skeptisch verworfen werden, sondern bedarf einer geduldigen Analyse und Nachprüfung Schritt für Schritt und Behauptung nach Behauptung. Den Psychologen interessiert vor allem die eigenartige Willenslehre, die mit darin enthalten ist, weil KLAGES einen reinen Schnitt zwischen Wille und Ausdruck zu legen versucht. Die Argumente dazu sind zerstreut im ganzen Ausdrucksbuch, besonders aber im vierten Kapitel zu finden; die Konsequenz für die Ausdruckslehre ist in dem symbolischen Schema, mit dem das erste Kapitel „das Ausdrucksgesetz“ beginnt, gezogen.

KLAGES sucht nach eigenem Bekenntnis in seiner Willenslehre einen Ausweg oder Mittelweg zwischen Mechanismus und Teleologie, „einem Scheingegensatz, der noch heute die Köpfe verwirrt“, und glaubt ihn gefunden zu haben. „Gefühle und Wille stehen zueinander im Verhältnis ausschließender Gegensätzlichkeit, dergestalt, daß, nach Analogie der Triebe gefaßt, der Wille zu gelten hätte als *universale Hemmtriebfeder*“ (80). Was ist das Zielen eines Schützen anderes als Hemmung der Arm- und Körperbewegungen, als genauestes Innehalten einer erfaßten Richtung? Nach diesem Modell muß man sich die Willenstatsachen zurechtlegen. Oder wie ist es, wenn wir einen reinen Geschäftsgang unternehmen? Doch

offenbar so, als gingen wir wie das Wasser in einem Kanalbett, wir bevorzugen von Station zu Station immer den geraden Weg. Ein Spaziergänger daneben ist frei und erlaubt sich Abschweifungen vom geraden Weg zum Ziele; ein fünfjähriges Kind zum Bäcker geschickt, bewegt sich noch weniger ‚kanalisiert‘ und wird darin abermals weit übertroffen von dem Hund, der seinen Herrn auf dem Spaziergang begleitet. KLAGES demonstriert analoge Stufen abnehmenden Vermeidens vermeidbarer Richtungsänderungen an Handschriftproben. Ob als Normalzug die Gerade oder der Kreis fungiert, ist in unserer Frage gleichgültig; jedenfalls erscheint als Gegensatz zu der fast nur aus geraden oder gleichkreisigen Zügen bestehenden Schrift eine andere, die das Bild des freien Gewoges der Meereswellen bietet. Am einen Ende steht die reine Geschäftsschrift, am anderen die unkanalisierte Ausdrucksschrift.

Aus derartigen Beobachtungen, die in infinitum gehäuft werden können, sollen wir die Abstraktion vollziehen und das Modell gewinnen, mit denen das Ausdrucksbuch von KLAGES beginnt. Die Endglieder der genannten Reihe sind unerreichbare Grenzfälle; faktisch weist jede Handlung in wechselnder Proportion etwas vom einen und etwas vom anderen auf, etwas von Charakter des kanalisierten und etwas vom Charakter des frei wogenden Geschehens. Und die Ausdrucksdeutung, der die Handlung unterzogen wird, muß sich bemühen, sie im Sinne dieses Denkschemas aufzulösen. Versteht sich, daß nicht ein Zerschneiden, sondern eine abstrahierende Aufgliederung in Momente gefordert wird.

„Eine Bewegung B sei hervorgegangen aus einem Willensakt W, im Willensakt W erscheint die Persönlichkeit P des Wollenden, folglich erscheint sie nicht minder auch in der Bewegung B. Liegen mit anderen Worten Merkmale vor, die



uns erlauben, in einer Bewegung ein Tun zu sehen, so muß sie daneben auch solche zeigen, kraft deren das Tun einen Ausdruck hat; und erfassen wir mittels jener den Zweck des Wollenden, so mittels dieser den zwecksetzenden Charakter: *in jeder Willkürbewegung steckt die persönliche Ausdrucksform*“ (2).

Das mutet auf den ersten Blick sehr klar und überzeugend an und ist, wenn man genauer zusieht, weitgehend die Sprache einer behavioristischen Analyse: Ein Mitmensch, den ich beobachte, greift nach einem Glas Wasser und führt es an den Mund; die Bewegung im ganzen ist, erkennbar für mich, den Beobachter, jedenfalls gesteuert auf das nicht

mißzuverstehende Ziel hin. Variabel nach der Affektlage des Greifenden ist im Rahmen dieser Steuerung gar manches Moment der ausgeführten Bewegung; sie kann z. B. hastig oder bedächtig erfolgen. Man wird bei genauem Zusehen ähnliche Momente an ihr entdecken, wie sie KLAGES als ‚dynamische Bewegungscharaktere‘ an seinen Handschriftproben demonstriert, und wird diese Momente genau wie dort auf die seelische „Wallung“ des Greifenden beziehen; man wird ganze Ausdrucksbilder gewinnen, die sich wie dort das Bild der Freude und das Bild des Zornes, voneinander abheben. Das alles ist vollkommen in Ordnung, solange niemand, der das zweite Kapitel gelesen hat, die verfängliche Frage stellt nach den zwei *wesensverschiedenen Intentionen* und wie sie in dem neuen Schema untergebracht werden können.

Das WPB-Modell zerlegt die bestimmenden Faktoren einer Bewegung in zwei Klassen und läßt dem Affekt *keinen Anteil* an der Zielstrebigkeit der Bewegung. Es wäre überflüssig und ein Seitensprung, der nicht weiterführt, wenn einer an dieser Stelle eine Debatte über „Zielstrebigkeit“ vom Zaun brechen wollte; der streng mechanistisch Gesinnte sagt „angepaßt“ und hat alles, was man zur einfachen Verständigung braucht. Der Pfeil PB im Schema kann und darf im Sinne des Ansatzes nichts anderes als jene Art von Wegabirrungen symbolisieren, die KLAGES an ungezählten Bildern immer wieder erläutert: es sind die Eigenexkursionen des Hundes, der seinen Herrn auf dem Spaziergang begleitet; sie vollziehen sich in jenem Freiheitsbereich, den ein Kanalbett dem strömenden Wasser läßt; es sind die Züge der „Fessellosigkeit“ (67). Die Klasse der Momente, welche hierher gehören, ist mit einem Worte logisch das reine non-W, und W ist die „Zügelung“ schlechthin, die Angepaßtheit der Bewegung an das Ziel schlechthin, die Kanalisierung schlechthin. Um nicht fortgesetzt der Versuchung zu unterliegen, etwas anderes und weit mehr unter „Wille“ und „Persönlichkeit“ zu verstehen, als durch diese Definitionen festgelegt ist, ersetzen wir die Buchstaben W und P durch X und Y. Der Pfeil PW im Schema von KLAGES hat nur so lange einen guten Sinn, als man unter P die vorerfaßte und reichste Ganzheit versteht, aus welcher ebenso das W wie das Non-W begriffen werden muß. Der Quellpunkt oder das Subjektum (scholastisch gesprochen) von beidem zugleich muß P sein, wenn der Pfeil PW neben den zwei anderen Pfeilen einen Sinn haben soll. In unserer Nachkonstruktion muß dieser Pfeil gestrichen werden; er interessiert uns auch nicht.

5. Von der Methode her glaube ich die Situation des Modell-erfinders KLAGES vollkommen zu durchschauen und bin bereit, diese Situation als ein umsichtig, korrekt und klar gewähltes Hochlager des Gipfelstürmers anzuerkennen. Liegt vor mir als Dokument einer zu deutenden Bewegung nichts anderes als die vom Schreiber abgelöste Handschrift, was sonst soll ich damit anfangen als das, was der Theoretiker KLAGES faktisch im ersten Schritt getan hat? Distinguo, ich unterscheide, und dabei geht es jedenfalls am einfachsten dichotomisch zu, es kommen Zweiteilungen heraus. Der Schreiber „bezweckt“ etwas Lesbares zu produzieren, so wie er es gelernt hat; ich setze eine erste Klasse bestimmender Bewegungsfaktoren an und symbolisiere sie durch den Pfeil XB. Daß sie nicht alles sind, verrät mir ein systematisch durchgeführtes Vergleichsverfahren; ich finde immer wieder, daß Kleingestalten und Großgestalten, die dem angesetzten XB-Faktor nach so oder so, z. B. gleich sein müßten, eben nicht so, sondern z. B. ungleich sind. Und ich ziehe daraus dieselben oder ähnliche Schlüsse wie der routinierte Graphologe KLAGES. Darin muß ein Casus rectus vorkommen, konstruiert werden, von dem sich die Casus obliqui abheben. Wer dagegen Einspruch erheben wollte, bewiese nur, daß er von der Sache schlechthin nichts versteht. Die Abhebungsidee im Konzept von KLAGES und der, wenn auch oft noch so indirekt konstruierte Abhebungsuntergrund oder Casus rectus sind logisch einwandfrei; es ist eine wissenschaftliche Großtat, die Analyse derart konsequent relativitätstheoretisch angelegt zu haben. KLAGES ist der erste konsequente Abhebungstheoretiker unter den Ausdrucksforschern.

Es sei noch ein zweites Beispiel durchgesprochen. Angenommen, ich sähe im Film die Arm- und Handbewegung eines Menschen, der das Glas Wasser, von dem die Rede war, ergreift; ich sehe hier also die Originalbewegung und nicht wie bei der Handschrift nur das abgelöste ergon. Es sei aber so eingerichtet, daß ich nichts von der Gesichtsmimik des Greifenden, daß ich diesen überhaupt nicht mitsehe und auch sonst in den mitzuverwertenden Situationsindizien, soweit es nur gehen mag, einer Beschränkung unterzogen werde. Nun, dann nähert sich dieser Fall in mehr als einer Hinsicht der Lage des Handschriftendeuters; er liegt sogar, wenn ich das Gefilmte nicht zum Zweck des Vergleichens beliebig wiederholen und exakte Messungen machen kann, viel ungünstiger. Und, worauf es uns hier allein ankommt, der Deuter ist in dem Maße, wie ihm die genannten Hilfen abgeschnitten werden, zuerst auf das Teilmodell XYB allein verwiesen. Ob und

wie er im Laufe einer mühsamen Analyse und Schritt für Schritt zu differenzierteren Annahmen gelangt, mag vorerst dahingestellt bleiben; zunächst aber soll er korrekt mit KLAGES dichotomisch ein X vom Non-X unterscheiden. Vielleicht ist er geübt und findet genug und demonstriert uns am Schlusse so exakt wie KLAGES an seinen Handschriftproben vor: „ausdrucksgesetzlich unterscheiden sich in meinen Filmstreifen die Bewegungsbilder der Freude ... des Zornes ... von der neutralen Greifbewegung gemeinsam durch folgende Züge ... und voneinander durch diese ...“ Genau so weit kann und wird er kommen und keinen Schritt weiter.

Denn der nächste Schritt verlangt die Mitverwertung anderer Beobachtungsdaten. Um das einzusehen, vergesse man zunächst fünf Minuten lang alle Theorie und beschreibe, was wir mitzusehen vermeinen, wenn ein anderer vor uns das Wasserglas ergreift, zum Munde führt und trinkt. Wir glauben das *Mitgesteuertsein der Bewegung aus dem Affekte* zu sehen, wenn wir behaupten, es sei ein „gieriges“ Trinken und genau so urteilt KLAGES im zweiten Kapitel. — Wie seine Furcht spricht ‚nur weg von hier‘ und die beschlossene Flucht beschleunigt, so spricht der quälende Durst ‚nur etwas Flüssiges‘. Und dies Sprechen des Affektes glaubt der theoretisch Naive im Gesamtgebaren des Trinkenden zu erfassen; es ist nicht die Armbewegung allein, auf die er achtet, sondern er sieht die Gesichtsmimik, den „lechzenden“ Mund, die „gierigen“ Augen und vielleicht noch allerhand für die Deutung wichtige „Umstände“ des Gesamtgebarens. Wir nennen das letztere Indizien und behaupten, in allem zusammen liege die Deutung des naiven Deuters begründet. Hier wird also (ich wiederhole) nicht die isolierte Armbewegung, sondern das Gesamtverhalten in vorverstandener Situation gedeutet. Wir erinnern uns an die oben S. 19 erzählte Anekdote. Angenommen der französische Kollege GARRICKS hätte auf der Bühne das Trinken eines vor Durst Verschmachtenden gemimt und der kritische Nachsatz GARRICKS lautete: ‚Aber der linke Fuß war nicht durstig genug‘, so liegt in dieser kleinen Bemerkung alles angedeutet, was der Theoretiker genau so wie der Schauspieler wissen muß und nicht vergessen darf.

Es kann einer freudig bewegt sein, weil er das große Los gewonnen hat und zwischendurch einen Schluck Wein trinken; seine Armbewegung wird, wenn anders die Freude den Körper ergriffen hat, die „dynamischen“ Bewegungsmerkmale einer freudigen Wallung tragen. Es kann ein zweiter überrascht und entzückt die Augen aufreißen über das Glas Wein, das man ihm, dem Durstigen,

serviert hat, und freudig zugreifen. KLAGES ist, wie wir gesehen haben, im zweiten Kapitel selbst zur Einsicht gekommen, daß eine erste Analyse, die er vorschlägt und an Handschriften erläutert, nicht ausreicht, um diese und ungezählte ähnliche Differenzen wissenschaftlich zu erfassen. Dort im zweiten Kapitel schlägt er darum eine Peripetie der Betrachtungsweise vor und hat sie gefunden, wo er „die schon beschlossene Flucht, wenn treibend die Furcht dahinter steht, mit fördernder Eile vorrücken“ *sieht*. Genau so unzureichend wie jene erste Betrachtungsweise ist das Teilmodell XYB; es fordert eine Ergänzung.

Wir stellen noch einmal die Frage: Wes Beobachters Blick vermag zu entscheiden, ob die Bewegung *aus einer Affektintention* mitbestimmt ist wie die eilende Flucht und das durst-gierige Trinken? Eine erste Antwort, welche die definitive Aussage darüber vorbereitet, lautet allgemein, daß jedenfalls der Detektiv gewichtige Argumente beizustellen vermag. Und das heißt in der Sprache einer Methodendiskussion zunächst einmal, daß keiner, der sich daran macht und darin versucht, die signifikanten Begleitumstände geringschätzig beiseite schieben sollte. KLAGES ist im Hauptamt Graphologe und bewährt sich praktisch in jeder Handschriftdeutung, die er dem Leser seines Ausdrucksbuches vorlegt, als findiger Detektiv; als Theoretiker aber verleugnet er diese Quelle seines Könnens. Wir werden darauf zurückkommen.

6. Wenn einer ausholt, um verwickelte Tatbestände theoretisch durchsichtig zu machen und er sagt noch nicht alles auf den ersten zwei Seiten, sondern hebt vorerst nur eine Gruppe von Relationen unter Vernachlässigung anderer heraus, so darf ihm kein Verständiger einen Vorwurf daraus machen, das sei fern von uns. Unabweisbar aber ist die Forderung, daß jedes Teilmodell, mit dem man beginnen mag, *ergänzungsfähig* sein muß durch die anderen, welche nachfolgen. Es darf nicht so sein wie es uns stümperhafte Dialektiker immer wieder vormachen, daß durch das Nachfolgende der erste Ansatz als korrekturbedürftig erkannt und eine wirkliche Korrektur gleichzeitig verboten wird. Denn das wäre ein Veitstanz und nichts anderes; es wäre nicht die Explikation einer logisch einwandfreien Theorie. Die einzige Frage, die wir erheben, lautet, ob das zweite Teilmodell der KLAGESSchen Theorie eine vollziehbare Ergänzung des ersten bietet, oder ob der Versuch eines Zusammenschauens der beiden (*συνοψῆς* sagt ARISTOTELES) zu Schwierigkeiten führt.

In den Ausführungen von KLAGES sind nicht nur zwei Teilmodelle, sondern mit ihnen zwei verschiedene *Ausdrucksbegriffe*

nachzuweisen. Gehen wir einmal auf eines seiner Beispiele genauer ein. Dort, wo die reine Geschäftsschrift der reinen Ausdrucksschrift polar gegenüber gestellt wird, taucht zur Erläuterung auch die Reihe von Bewegungsweisen auf, an deren einem Ende der gradlinige menschliche Geschäftsgang steht; nahe dem anderen Reihenden steht der Weg des Hundes, welcher immer wieder abschweifend seinen Herrn auf dem Spaziergang begleitet. Das tertium comparationis ist: Die inneren Wallungen setzen sich beim Schreiber der ungebändigten Ausdrucksschrift ungefähr ebenso durch wie die Eigentendenzen des nur locker an seinen Herrn gefesselten Hundes sich in dessen Wegabirrungen durchsetzen und zum Vorschein kommen. Ausdruck ist hier im Sinne des Pfeiles YB im zweiten Teilmodell verstanden. Wir stellen die naheliegende einfache Frage: Was geschieht, wenn sich der Hund von dem Spaziergänger völlig emanzipiert?

Es kommt uns hier nicht darauf an, mit Hilfe der Wegkurve allerhand Unterschiede zu erläutern; versteht sich, diese Kurve wird verschieden sein, wenn sie einmal den Weg eines spielerisch im Gelände verlorenen jungen Hundes wiedergibt und ein zweites Mal angelegt ist, um das bekannte Rückkehrvermögen älterer und erfahrener hündischer Weggenossen spazierender Menschen zu illustrieren. Die einzige Frage, welche wir erheben, lautet, ob man mit KLAGES irgendeiner dieser Wegkurven entnehmen kann, daß die Handlungen des freigelassenen Hundes und der Tiere überhaupt „in der Ausdrucksbewegung gleichsam ertrinken“. Dieses Charakteristikum zu einer Begriffsbestimmung der ‚Triebhandlung‘ erheben, wie KLAGES das tut, veranlaßt den Nachdenkenden doch wohl zu einer Frage. Ertrinken die Handlungen der ungezähmten Tiere im Freien wirklich in Ausdrucksbewegungen oder erweist sich ihr Tun und Lassen als hochgradig „kanalisiert“ und zielstrebig?

Wer sich an das Merkmal der Geradlinigkeit hält, kommt in Verlegenheit, falls er zum Exempel der Wanderungen von Zugvögeln großzügige menschliche Ortsveränderungen vom selben Geradheitsgrad angeben soll; mir fällt im Augenblick nur der Zeppelinflug um die Welt zum Vergleiche ein und ich bin nicht sicher, ob die Störche oder das menschliche Luftschiff unter vergleichbaren Bedingungen geradliniger von der Ostsee zum Nil oder nach Südafrika flögen. Zweifeln möchte ich genau so, ob menschliche Geschäftsgänger je so exakt die kürzest mögliche Linie einhalten, wie z. B. die Sammlerinnen eines Bienenstockes, welche

eine ergiebige Fundstelle von Nektar oder Pollen ausbeuten; das Benehmen der freilebenden Tiere von den Ameisen bis zu den Wölfen kann und muß als hochgradig ‚kanalisiert‘ bezeichnet werden, wenn kanalisiert dasselbe bedeuten soll wie zielstrebig. Das weiß KLAGES natürlich genau so gut wie irgendein anderer. Warum aber fällt ihm mitten im zweiten Kapitel die merkwürdige Behauptung ein, daß reine Triebhandlungen im Ausdruck gleichsam ertrinken? Antwort: Diese Behauptung ist gar nicht dort gewachsen, wo sie im Texte steht, sondern sie ist aus der Denkweise des ersten Kapitels gedacht und aus Versehen ins zweite hinein verschlagen. Wenn ich definitorisch alle Momente der Zielstrebigkeit durch den Pfeil XB symbolisiere, dann bleibt freilich dem anderen Pfeil YB nichts zu symbolisieren übrig, als das völlig zielfreie Gewoge, das Gewoge der Meereswellen meinethalben. Und darauf paßt die Behauptung vom Ertrinken ausgezeichnet; denn, wenn die Wogen vorüber sind, ist jedenfalls äußerlich nichts erreicht, sondern alles beim alten geblieben. Die Behauptung paßt aber ganz und gar nicht zu dem ersten Teilmodell, das wir im Sinne von KLAGES entworfen haben. Ausdruck hier und Ausdruck dort ist zweierlei.

Es wäre eine lehrreiche Denkübung, andere Überlegungen von KLAGES auf das plötzliche Umspringen aus der einen in die andere Betrachtungsweise abzusuchen und die Ernte wäre, wie ich versichern kann, nicht klein. Doch genug der roten Tinte. Das Strukturschema, nach dem sich KLAGES die Tier- und Menschenseele aufgebaut denkt, ist zu primitiv und zu arm an Faktoren; deshalb ist sein Ausdrucksbuch reich an halben Wahrheiten. Es ist nur eine halbe Wahrheit in dem Satz von der Gattungsintention der Triebe oder Affekte. Denn entflamme ich in Haß oder Liebe, so wird schwerlich nachzuweisen sein, daß der Tätigkeitsdrang des aktuellen Affektes in jedem Falle eines menschlichen Willensentschlusses bedarf, um sein konkretes Ziel zu finden; auch der Ärger über ein Faktum, auf das ich unvermutet mit der Nase stoße, „wallt“ nicht erst gegen eine Gattung, sondern so unvermittelt gegen das Konkretum an, wie irgendeine Willensintention. In der Rechnung von KLAGES fehlt der Gegenfaktor zu der endogen aufkommenden Wallung, es fehlt der Anspruch und Aufforderungscharakter der exogenen Gelegenheit; auch die Gelegenheit spricht das Gemüt und die Speicheldrüsen an, und die ansprechende Gelegenheit ist ihrem Wesen nach gar oft etwas Einmaliges, Konkretes. Allgemeiner Hunger kann aufsteigen aus dem Chemismus des Körpers und wird dann freilich zuerst nach irgend etwas rufen,

was ihn zu stillen imstande ist; aber eine leckere Erdbeere vor den Augen spricht als Konkretum ‚nimm mich‘ und nicht ‚nimm irgend etwas‘. Und so wie hier mit dem Hunger ist es weitgehend auch sonst im Gebiete der Bedürfnisse und der Affekte. Die Notwendigkeit des *Zweifaktorenansatzes*, wie ich ihn zu nennen vorgeschlagen habe, springt ebenso aus Erwägungen der greifbarsten Lebens-tatsachen auf, wie sie von den exaktesten Einzeluntersuchungen bestätigt wird¹⁾.

Betrachtet man die Kehrseite der Medaille, d. h. bei KLAGES die Behauptung vom individuellen Willensziele, so ist noch weniger zu verstehen, daß er jahrzehntelang an der halben Wahrheit dieser Behauptung sein Genügen finden konnte. Zugegeben, daß ein Vernichtungsentschluß die individuelle Fliege vor mir an der Wand zum Ziele haben kann; affektfrei, wenn man so will, trifft hier der Entschluß das Konkretum. Allein wo bleiben alle andersartigen menschlichen Entschlüsse, z. B. solche, die inhaltlich, d. h. nach ihrem Ziel betrachtet genau so aussehen wie allgemeine Instruktionen, die ein Beauftragter erhält? Wer sich anschickt, in eine beratende und beschlußfassende Versammlung zu gehen, kann oft den Verlauf der Sitzung in den Einzelheiten ganz und gar nicht voraussehen. Er kann aber als Vertreter einer Interessengruppe *allgemeine* Instruktionen und Bindungen mitnehmen; und genau so kann man durch Entschlüsse sein eigenes Verhalten im voraus derart regeln, daß Freiheitsgrade offen und Anpassungsmöglichkeiten bestehen bleiben. Wie anders soll man derartige ‚Intentionen‘ charakterisieren als durch das Beiwort ‚allgemein‘? Sie verdienen dieses Beiwort gewiß in demselben Maße wie die Furchtintention ‚nur weg‘. Zugegeben, daß das Pragmatisch-Typische der Triebintention, des triebhaften Tätigkeitsdranges, nicht in jeder Hinsicht identisch ist mit dem gedanklich erfaßten Willensziele. Doch darf man, weil das Merkmal ‚allgemein‘ (mit Recht oder Unrecht bleibe dahingestellt) bereits an jenes verteilt ist, dieses nicht einfach der Abhebung halber als individuell (konkret) charakterisieren; ich weiß nicht recht, was aus der ganzen „praktischen Vernunft“ werden soll nach diesem wahrhaft unzulänglichen Verteilungsschema

¹⁾ Ich denke z. B. an PAWLOW und CANNON und an die neueren Untersuchungen von KATZ dabei. Siehe nach in seinem Buch „Hunger und Appetit“, 1932, und in dem Artikel der Schumann-Festschrift: Zeitschr. f. Ps. 129 (1933), S. 292ff. — Meine eigenen theoretischen Überlegungen dazu sind am vollständigsten niedergelegt in „Die Axiomatik der Sprachwissenschaften“. Kantstudien 38 (1933), S. 49ff.

von KLAGES. Ergebnis: auch nach dieser Seite hin ist die Phänomenologie von KLAGES nicht umsichtig genug.

Wer mit diesen hier nur flüchtig skizzierten Einsichten aus der werdenden modernen Theorie der tierischen und menschlichen Handlung zu der Ausdruckslehre von KLAGES zurückkehrt, wird mancherlei als veraltet beiseite schieben und nicht mehr recht wissen, welchen von den beiden Ausdrucksbegriffen er bevorzugen soll. Das tierische Verhalten ist nach der Hauptauffassung der KLAGESSchen Metaphysik in noch höherem Grade als das frühmenschliche frei von dem für den Ausdruck angeblich verhängnisvollen Einbruch der reflektierenden und Mittel ausrechnenden Ratio. Also ist das tierische Verhalten im höchsten Grade als ‚seelenvoll‘ und als unverfälschtes Ausdrucksgeschehen anzusehen. Natürlich, wenn man sich entschließt, mit einem negativen Ausdrucksbegriff zu operieren. Versteht sich, der tierische und frühkindliche Ausdruck ist vielfach weniger gedämpft und unverfälschter als der eines gewiegten Diplomaten; er ist echter, glaubwürdiger, leichter zu deuten usw. Allein nun versuche man einmal, diese Fakta ordentlich in dem WPB-Modell unterzubringen! Ist das tierische Verhalten einwandfrei symbolisiert durch den Pfeil PB, ist es eine reine Spiegelung der inneren Wallungen, rythmisches Geschehen und frei ausschwingend im Gegensatz zum Verhalten des Geschäftsmenschen? Das kann man mit einigem guten Willen vielleicht vom Benehmen spielender junger Hunde und Katzen aussagen. Aber der Zuchtmeister der Lebensanforderungen an das nicht-spielende Tier, welches sich behaupten muß, räumt damit, so will mir scheinen, kaum weniger gründlich auf wie der Einbruch der Ratio in das menschliche Benehmen.

Genau so wenig vermag ich anzuerkennen, daß das Modell der Geschoßgarbe, aus dem man den (menschlichen) Willenspfeil wegdenkt, ohne etwas anderes zum Ersatz hineinzuzeichnen, das tierische Benehmen symbolisiert. Der zornkochende Mensch schlägt gelegentlich rein entladungsdurstig mit der Faust auf den Tisch; das ist wahr. Mag sein, daß Analoges auch einmal im Tierleben vorkommt; doch die Substanz des tierischen Benehmens ist *verkannt*, wenn man es in Parallele stellt mit derartigen menschlichen Affektausbrüchen, wobei das Tintenfaß umfällt. Denn erstens kommt es mir fraglich vor, ob die Tintenfässer im Lebensraum der freien Tiere ebenso regelmäßig wie beim Menschen gerade dort stehen, wo sie der Zornige am wenigsten brauchen kann. Und zweitens müßte eine Häufung ernster Schädigungen bei der-

artigen Affären die Lebenstüchtigkeit jedes Lebewesens entscheidend herabsetzen. Unser eins und zwei hängen innerlich zusammen und die Untersuchungen über das tierische Lernen haben gezeigt, wie sie zusammenhängen, wie das Tier es vermeiden lernt, sich ernststen Schädigungen auszusetzen. KLAGES hat zwar die alte, schon von den Stoikern proponierte Formel aufgenommen, das den Wallungen folgende Benehmen der Tiere sei ‚blind‘, aber ‚nichtsdestoweniger sinnvoll‘; allein er hat es unserem Erraten anheimgestellt, wie er sich die Harmonie des subjektiv Sinnvollen mit den objektiven Lebenserfordernissen eigentlich vorstellt.

7. Wir kommen jetzt auf den Satz vom Gleichnischarakter des Ausdrucks zurück. An einer früheren Stelle (S. 165f.) suchten wir möglichst frei von der Formulierung, in welcher der Satz auftritt, den haltbaren sachlichen Kern der Idee herauszuschälen. Ein Kritiker, dem es nicht auf Widerlegungen als solche, sondern auf ein Weiterdenken fruchtbarer Gedanken ankommt, kann sich die Aufgabe auch so stellen: Welcher Terminus in der Gleichung $A : W = G : U$ muß verändert werden, damit die Gleichung aufrechterhalten werden kann? Es steht die Wahl frei, ob man die Handlung des Primitiven mit der Handlung des weitgehend rationalisierten Menschen oder ob man den Ausdruck dort und den Ausdruck hier mit dem Fortschritt des theoretischen Verhaltens ($G : U$) parallelisieren will. Im ersten Fall heißt die Gleichung $T : W = G : U$, worin T die sogenannte Triebhandlung und W die Willkürhandlung bedeutet. Im zweiten Falle lautet die Gleichung $A_p : A_r = G : U$, worin A_p den ungedämpften (primitiven) und A_r den rational gedämpften Ausdruck bedeutet. Beides ist durchführbar; undurchführbar aber ist und bleibt der Versuch von KLAGES, den Ausdruck des Primitiven mit der Handlung des homo rationalis direkt in Beziehung zu setzen. Das führt zu einer windschiefen Konstruktion und zu all den Schwierigkeiten, von denen wir gesprochen haben. Denn faktisch muß man den Ausdruck *stets* abstraktiv erfassen, gleichviel ob man ihn am primitiven oder aber am weitgehend rationalisierten Verhalten erfassen will. Gleichviel ob Ameise und Wolf auf der einen Seite oder Mensch auf der anderen Seite, alle Lebewesen erreichen lebenswichtige Erfolge durch ihre Bewegungen und drücken überdies aus, indem sie sie durchführen. Die KLAGESSche Logik strauchelt, wo er den Grundsatz der abstraktiven Relevanz an dem einen, aber nicht an dem anderen Vergleichsfall zur Geltung bringt. Es ist schlechthin unerlaubt, das Ganze dort mit einem abstraktiv gewonnenen Teilmoment hier als gleich-

wertige Glieder in die Metapher einzusetzen; sondern man darf nur Ganzes mit Ganzem oder entsprechende Teilmomente miteinander vergleichen.

Es mag unglaublich anmuten beim ersten Hören und ist doch buchstäblich wahr, daß ein Großteil der paradoxen Behauptungen, die da und dort verstreut in den Schriften von KLAGES auftreten, zurückzuführen sind auf diese merkwürdige, aber psychologisch leicht begreifliche Form einer logischen Entgleisung. Der Horizont der KLAGESSchen Überlegungen ist oft weltenweit und seine Denkschritte sind oft nach dem Gleichnis im Faust wahre Meistertritte oder Meisterschläge der Gedankenwebekunst. Mitunter aber passiert es ihm dabei, daß er an entscheidenden Stellen die Fäden verwechselt.

8. Damit ist ausführlich genug geschildert, wie KLAGES das Verhältnis A : W behandelt. Es gibt noch ein zweites Verhältnis, das ihn, wenn auch nur zwischendurch, so doch immer wieder beschäftigt; es ist das Verhältnis A : D, d. h. des *Ausdrucks* zur *Darstellung*. Die Unterscheidung von Ausdruck und Darstellung ist, wie wir gesehen haben, von ENGEL sowohl für die Pantomimik als für die Lautsprache mit einer fürs erste ausreichenden begrifflichen Schärfe vollzogen worden; auch WUNDT erkannte sie in der Pantomimik, versäumte aber, sie für seine Theorie der Lautsprache fruchtbar zu machen. KLAGES weiß genau, daß man Ausdruck und Darstellung auf beiden Gebieten auseinanderhalten muß und behandelt das Thema zusammenhängend im fünften Kapitel des Ausdrucksbuches. Ich zitiere einen von ihm ausführlich durchgesprochenen Vergleich der antiken mit der christlichen Gebetshaltung:

„Gemäß seiner inneren Erhabenheit neigt der enthusiastisch Begeisterte zur Streckung der Glieder überhaupt und insbesondere zum Öffnen der Hände und Emporwerfen der Arme; wie wir es künstlerisch ausgestaltet sehen in der Geste des antiken Adoranten. Vergleichen wir mit ihr die Ausdruckshaltung des christlichen Beters, so spricht zwar vom Ausdruck der ihm eigentümlichen Demutsstimmung das niedergeschlagene Auge und der geneigte Nacken, keineswegs aber das Falten der Hände; und wir fänden auch sonst keine Seelenregung, die sich auszudrücken vermöchte im vorgestreckt gefalteten Händepaar. Vielmehr, wenn der Bittende kniet und seine Hände mit aneinandergelegten Handflächen emporhebt, so stellt er einen Gefangenen dar, der seine vollständige Unterwerfung dadurch erweist, daß er seine Hände dem Sieger zum Binden hinhält. Es ist die bildliche Darstellung des lateinischen *dare manus*, das Unterwerfung bedeutet. Beide Betgebärden sind Gesten; aber die antike hat eine ausdrückende, die christliche eine darstellende Bewegung verwertet. Der Darstellungsgegenstand ist zufällig eine heute vergessene Handlung; daß sie aber zum Zeichen des Sichdemütigens wurde, das liegt in der darstellerischen Bedeutung begründet, die für den Menschen und allerdings nur für

ihn Bewegungen überhaupt besitzen, und die nun die Darstellung auch des Ausdrucks allererst möglich macht“ (98).

Auch SITTL führt die christliche Gebetshaltung auf die antike Geste des *dare manus* zurück; manche bezweifeln, wie ich höre, die Richtigkeit dieser Ableitung und denken an andere Zusammenhänge. Aber wie dem auch in dem Beispielsfall sein mag, so ist der sachliche Unterschied durchaus deutlich; ENGEL und WUNDT illustrieren ihn durch viele Belege aus dem neapolitanischen und anderen Gebärdensystemen.

Um den gleichen Unterschied im Gebiet der Lautsprache zu unterstreichen, holt KLAGES in seiner Art weit aus und sieht ihn schon am Quellpunkt der menschlichen Sprache:

„Nehmen wir das Sitzen, Stehen, Schreiten, Tanzen, Schwimmen, Rudern, Reiten, oder das Sichauskleiden und Sichankleiden oder die Handhabung von Messer und Gabel oder das Ballspielen oder den Gebrauch irgendwelcher Werkzeuge usw., so gibt es unter solchen Verrichtungen keine, deren Erlernung gleichzusetzen wäre der Erlernung des Sprechens. Während nämlich die dabei stattfindenden Vorgänge nichts weiter als einzuübende Bewegungen sind, die teils durch sich selbst ihren Zweck erfüllen, teils mit Beziehung auf einen von ihnen verschiedenen, jedoch abermals schlechtweg gegenständlichen Leistungserfolg, so dient ja doch demgegenüber die Sprechbewegung (und analog die Sprechgebärde des Taubstummen) der Erzeugung einer Erscheinung und insonderheit einer klanglichen, die etwas von ihr selber gänzlich verschiedenes bedeutet! Und diese Lautbedeutungen nun, durch die allererst die Laute den Charakter von Wörtern haben, verhelfen uns in Rücksicht auf alle sonstigen Sachverhalte zu jener abstrahierenden Unterscheidungsgebe, durch die sich der menschliche Lebenszustand abhebt gegen den Lebenszustand sämtlicher übrigen Wesen, und belehnen jede Verrichtung mit einem besonderen Sinn, den sie von sich aus niemals gewänne! Mögen auch die ‚assoziationspsychologischen‘ Narrheiten selbst klügere Köpfe noch vielfach verhindern, für tatsächlich schon gewonnene Einsichten die sprachlich unanfechtbare zu finden, so darf man doch sagen: unter den fortgeschrittensten Sprachwissenschaftlern von heute steht es fest, daß die Erlernung der Sprache durch jedes Folgegeschlecht und demgemäß auch durch jeden einzelnen Menschen nur mit Hilfe einer allerdings ungemein abgekürzten (nicht Wiederholung, aber) Erneuerung der sprachschöpferischen Vorgänge statthaben kann, als worin vornehmlich begründet liegt die unablässige Wandlung der Sprache“ (180f.).

Darin stimme ich ihm vollkommen bei, und zwar phänomenologisch seit meiner ersten sprachpsychologischen Veröffentlichung im Jahre 1908 und als Theoretiker der kindlichen Sprachentwicklung seit der ersten Auflage meiner „Geistigen Entwicklung des Kindes“ im Jahre 1918. Daß das Kind im Sektor des Umgehens mit Sprachlauten zuerst zum Erwerb der Darstellungsfunktion gelangt, ist durch sorgfältige Beobachtungen belegt worden von CH. BÜHLER und, wie nach dem Sprechen und vom Sprechen her

die Illusionsspiele des Kindes das Symbolisieren förmlich einüben, wurde in einer Arbeit von H. HETZER sehr genau verfolgt¹⁾).

Soviel vorerst zu den Ursprungsüberlegungen von KLAGES. Um festzustellen, was er zur phänomenologischen Abhebung von Ausdruck und Darstellung beigetragen hat, geht man zweckmäßig von dem folgenden Zitate aus:

„Das *Was* des Sprechens wird vom Geiste bestimmt und untersteht deshalb der Leitung des Wollens, das *Wie* des Sprechens wird vom Leben bestimmt und ist der Willkür ebenso unzugänglich wie etwa der Grundklang der sprechenden Stimme. Dasselbige Urteil klingt im Munde des einen trocken und barsch, wenn es im Munde des anderen zu packen, zu überreden, gefangenzunehmen vermag! Und wir meinen damit, wie man nicht übersehen wolle, eine Erscheinungsverschiedenheit, die unverändert dieselbe bliebe auch im schriftlich niedergelegten Satz“ (182).

Das ist zwar teilweise richtig, aber begrifflich noch nicht scharf genug erfaßt. Der historisch Bewanderte erkennt in der Gegenüberstellung des *Was* und *Wie* die Formel von ENGEL wieder, die wir besprochen haben (S. 39f.). Man muß hier schärfer zufassen und den Unterschied erlebnispsychologisch und relationstheoretisch so genau als möglich bestimmen. Der eine Weg führt über MARTY und HUSSERL und der andere zu dem Ergebnis, daß die Darstellung auf eine Zuordnungsrelation und der Ausdruck auf eine Daseinsabhängigkeit fundiert ist. Darüber habe ich ausführlich in der „Axiomatik der Sprachwissenschaften“ (S. 77ff.) geschrieben, was ich hier nicht wiederholen will.

KLAGES macht den Versuch, die einwandfrei vollzogene sematologische Diakrise von A und D sofort in sein W P B-Schema einzubauen, d. h. erlebnispsychologisch auszumünzen. Die Darstellung wird reinlich und eindeutig dem Pfeil WB zugeordnet. Und das führt, wie man leicht beweisen kann, wieder nur zu einer halben Wahrheit. Es ist wohl im großen und ganzen so, daß im aktuellen Sprechen die Steuerung im Hinblick auf den Darstellungswert des Sprechproduktes dem Faktor W anvertraut und die Steuerung im Hinblick auf den Ausdruckswert dem Willen weitgehend entzogen ist. Allein das ist doch nur eine grobstatistische Regel und nicht mehr. Wo bliebe die ganze Kunst des Schauspielers und des Redners, wenn man nicht genau so fein wie die Darstellung auch den Ausdruck willentlich und wissentlich abzuwägen und zu gestalten vermöchte? KLAGES selbst sieht sich gezwungen, die Einschränkung aufzunehmen „wenn wir von Schauspielleistungen

¹⁾ CH. BÜHLER gibt in „Kindheit und Jugend“, 3. Aufl., S. 105ff. die experimentellen Nachweise. Die Arbeit von H. HETZER trägt den Titel: „Die symbolische Darstellung in der frühen Kindheit“. Wien. Arb. z. päd. Psych., H. 5 (1927).

absehen“. Nun damit ist die von ihm behauptete Zuordnung bereits bedenklich durchlöchert; denn wo im Leben das Schauspielerische anfängt, ist nicht mit einem Worte zu sagen, und die Annahme, daß es in der Regel an Wirksamkeit dem Nullwert nahekomme, wäre nichts als eine unbewiesene Behauptung. Definitorisch ist weder ein ‚gewillkürter Ausdruck‘, noch eine ‚nicht-gewillkürte Darstellung‘, ausgeschlossen; man müßte ihr Nichtvorkommen empirisch beweisen. Wir bieten nach dieser Vorkritik die prägnanteste Textstelle aus KLAGES:

„Überlegen wir vorweg, worin an der Sprechleistung das von der Willkür Bewirkte und worin das Unwillkürliche erblickt werden müsse! Willkürlich ist der Entschluß zum Sprechen und der besinnliche Antrieb, dem sich hinzugesellen beliebig viele Zwischenantriebe, willkürlich ferner die gedankliche Steuerung und genau insoweit die Auswahl der Wörter, worüber sogleich Genaueres; dagegen ist jedenfalls unwillkürlich, *wenn wir von Schauspielerleistungen absehen*, die persönliche Art des Sprechens, und zwar allermindestens in Hinsicht auf Tonfall, Melos, Tempo, Takt, Zügigkeit, Atemlänge, Pausendauer, Aussprache, Betonungsstärke. Dazu wird man jedoch bemerken, daß darin die Sprechfähigkeit dann grundsätzlich offenbar übereinstimme mit allen gewillkürten Körpervorgängen, indem ja gerade im Geiste unserer Auffassungsweise deren ausnahmslos jeder als zwecklich ablaufsverengte und mithin gesteuerte Ausdrucksbewegung erscheine: möchte im übrigen die Bewegung des Sprechens immerhin ebenso reich oder womöglich noch reicher gegliedert sein und somit zur Charaktererschließung ebenso tauglich wie etwa die Schreibbewegung“ (180).

Abgesehen von dieser vorschnellen restfreien Unterordnung der Darstellung unter die vom Faktor W gesteuerten Erscheinungen findet man bei KLAGES einige treffende Randbemerkungen über das Verhältnis A : D. Es wäre zu umständlich, alle, die ich gefunden habe, hier anzuführen. Die weitest tragende unter ihnen knüpft an eine Kritik an, die KLAGES vorbringt; er kritisiert die landläufige Ableitung der menschlichen Zeigegeste aus der Greifbewegung.

„Wäre das deutende Weisen des Zeigefingers, wie uns versichert wird, aus der expressiven Greifbewegung entstanden, so möchten wir wohl vergebens fragen, warum es Hund oder Katze zwar augenblicklich verstehen, wenn wir etwas ihnen entreißen wollen, dagegen unfehlbar es mißverstehen, wenn wir auf etwas deuten. Strecke ich Arm und Zeigefinger, so wird nämlich ein Hund, den man nicht etwa darauf abgerichtet, der Bewegung meiner Glieder folgen und vielleicht bellend empor-springen in der Erwartung, ich wollte mit ihm spielen oder auch ihm einen schmackhaften Bissen reichen; ganz und gar nicht jedoch sich getrieben fühlen, nach einem Dinge zu suchen in der Verlängerungslinie des deutenden Fingers. Auch wenn wir darauf verzichten, die äußerst merkwürdige und lehrreiche Verschiedenheit beider Sachverhalte zu zergliedern und bis ins einzelne zu verfolgen, so dürfte doch soviel erhellen: das Verständnis für den Ausdrucksgehalt der Greifbewegung setzt eine innerliche Mitbewegung, dasjenige jedoch für die Bedeutung des Hinweisens die Anschauung einer Richtung voraus, als welche ihrerseits wieder begründet liegt in dem erlebten Bilde des Sinnenraumes. Darum muß für jeden beliebigen Zug jeder beliebigen ‚Pantomime‘ der Bedeutungsgrund angesetzt werden nicht in der Be-

wegung selbst, sondern im anschaulichen Verhältnis einer Haltung zum Wahrnehmungsraum. Nicht die Streckungsbewegung verleiht dem gestreckten Finger den Sinn eines ‚Zeige‘-Fingers, sondern der gänzlich andersartige Umstand, daß durch die Streckung eine Gliederhaltung entstand, die im Lichte schlechtweg einer Linie und darum unter anderem einer Richtung erscheint. Die etwa noch aufzuwerfende Frage, warum diese Richtung vom Körper zum Finger verlaufe und nicht etwa umgekehrt, erledigt sich mit dem Hinweis darauf, daß der Oberarm am Stamm des Körpers eine Begrenzung findet, während die Fingerspitze im Leeren endigt, wo der Richtungsverlängerung nichts im Wege steht (93f.)“.

Damit ist, wie mir scheint, zwar nicht bewiesen, daß die Behauptung falsch ist, es stehe die Zeigegeste phylogenetisch oder ontogenetisch in einem Zusammenhang mit der Greifbewegung. Wohl aber ist treffend umrissen, was sich im Sender und Empfänger verändert haben mußte, damit sie der Geste den Sinn eines Hinweises verleihen konnten¹⁾. Und es ist in nuce wenigstens die Funktion des *Anschauungsraumes* in Sachen der Darstellung bestimmt. Ich werde an anderer Stelle zeigen, daß es in der menschlichen Lautsprache ein primäres und ein sekundäres Darstellungsfeld gibt. Das primäre ist das Feld der Deixis schlechthin und der Anschauungsraum bildet in der Tat ungefähr in dem Sinne, wie KLAGES es beschreibt, einen Sektor dieses Feldes.

KLAGES hat die Bedeutung des Raumes für die Darstellung noch in anderer Hinsicht geschildert; er weiß, daß die Dimensionen des Anschauungsraumes für den sehenden Menschen „nicht miteinander vertauschbar“ sind, wie die des mathematischen Raumes. Warum? Weil es im Anschauungsraum gibt „ein wirkliches Oben und Unten, Vorn und Hinten, Rechts und Links; der mathematische Raum ist stumm und farblos, der Anschauungsraum farbig und klingend; jener ist unkörperlich, dieser körperlich“ (95). „Offenbar gehören in ihm zusammen hoch, hell, leicht und spitz, sowie auf der anderen Seite tief, dunkel, schwer und breit“ (96); deshalb ist es kein Zufall, daß man die Dimension der ‚Tonhöhe‘ von jeher in der einzig treffenden Art und Weise von unten nach oben oder, was dasselbe ist, vom Schweren nach dem Leichten oder Spitzen aufgebaut denkt. Und so wie hier sei der Anschauungsraum mit seinen Eigenschaften für alle nichträumlichen Ordnungen das natürliche Bild und Gleichnis. Eine nicht gerade neue, aber im ganzen richtige und von KLAGES auch in der Graphologie fruchtbar ausgewertete These.

9. Hat man sich mit KLAGES auseinandergesetzt über die Verhältnisse A : W und A : D, dann bleibt ein letztes und schwierig-

¹⁾ Dieser Entwicklungsschritt wurde im 11. Lebensmonat eines Kindes von uns beobachtet. Vgl. CH. BÜHLER, *Kindheit und Jugend*³, S. 214.

stes, nämlich zu erfassen, wie er sich das Verhältnis des Ausdrucks zum Tatbestand der Übung und *Fertigkeit* vorstellt. Es ist zunächst die *communis opinio*, der sich KLAGES anschließt, wenn er schreibt:

„Wer es erst lernt oder es niemals zu Ende lernte, sich beim Speisen der Gabel zu bedienen, ein Pferd zu besteigen, zu tanzen, zu fechten, zu rudern, zu schwimmen, der kann auch in keiner dieser Verrichtungen seinen Ausdruck entfalten, und wir müssen seinen Übungsmangel abzuschätzen vermögen, um durchzudringen zu einem Lebensgehalt. Umgekehrt setzt die Veranschlagung schlechthin des Formniveaus einer Leistung voraus, daß diese vollbracht worden sei kraft jener ‚Fertigkeit‘, die immer nur das Ergebnis einer darauf gerichteten Übung ist“ (148).

Entsprechendes gilt für die Handschrift; die ‚unfertige‘ Handschrift von Arbeitern, Bauern und Schulkindern sei zwar nicht schlechthin ausdruckslos, aber mit dem Durchleuchten der Charakterzüge durch sie sei es ungefähr wie mit dem unbestimmten Tageslicht, wenn der Himmel mit Wolken verhängt ist, so daß man im Ungewissen bleibt, „wie hoch die Sonne gestiegen sei“. Zu vollendetem Ausdruck gehört also nach KLAGES ein bis zur Fertigkeit eingeübtes Tun. Doch ist damit noch nicht alles gesagt; denn die wie am Schnürchen ablaufende, fertig geübte Tätigkeit ist nicht eo ipso auch ausdrucksvoll, sondern kann so völlig entseelt sein wie die Reflexe, wie Nießen, Husten, Augenblinzeln, und wir sprechen dann von *mechanisierter* Tätigkeit:

„Die Ausdrucksbewegung ist nicht nur keine Gewohnheitsbewegung, sondern sie ist sogar deren völliges Widerspiel! Gesetzt, daß eine Bewegung an und für sich Ausdrucksgehalt besäße, so hätte sie ihn doch in eben dem Augenblick eingeübt, wo sie zur bloß gewohnten Bewegung geworden wäre! Man durchlaufe der Reihe nach unsere Beispiele für automatisch gewordene Handlungen, und man überzeugt sich sofort, daß sie genau in dem Maße, als sie nur dieses sind, als ausdruckslos müßten bezeichnet werden!“ (S. 59).

Man lasse sich an dieser Stelle noch nicht auf den Versuch ein, die von jeher und auch von KLAGES als „mechanisiert“ bestimmten Tätigkeiten an dem Teilmodell W P B unterzubringen. Das ist dann und nur dann möglich, wenn man unter dem Faktor W mehr versteht als die Willenssteuerung des Geschehens im engeren Wortsinne; ist W die Zielstrebigkeit oder (objektive) Zweckangepaßtheit schlechthin, dann steht nichts im Wege, das Moment der Mechanisierung einer Tätigkeit durch den Pfeil W B mit symbolisiert zu denken. Die Komponente P B ist dann bei den vollständig mechanisierten Bewegungen äußerst schwach geworden oder geradezu dem Nullwert nahe gekommen; das ist die Auffassung von KLAGES. Vielleicht aber würde er sich dagegen wehren, daß alles in dem einen von ihm entworfenen Teilmodell unterbringbar sein müsse.

Die Pflicht eines gewissenhaften Berichterstatters ist es, ihm zu folgen, wo er nun als Theoretiker einen neuen Faktor einführt, um die ausdrucksleere von der ausdrucksvollen fertig geübten Tätigkeit abzuheben. Dieser neue Faktor heißt *Gestaltungskraft*. Wir stellen fest, daß der Faktor ‚Gestaltungskraft‘ im Sinne von KLAGES den einzigen Beruf hat, einem bis zur Fertigkeit durchgeübten menschlichen Tun in höherem oder geringerem Grade Ausdrucksgehalt zu verleihen:

„Darnach bestände das Wesen der Begabung unter anderem in der Fähigkeit, nach Maßgabe der überhaupt verfügbaren Seelenfülle *irgendein Tun bis an den Rand mit Ausdruck zu füllen*; und wir vertreten nun den Satz, es bestehe darin allein, und erblicken aus diesem Gesichtspunkt in jeder Begabung eine Art der *Gestaltungskraft*“ (161).

Die Konsequenzen einer derartigen Begriffsbestimmung für die Ästhetik interessieren uns hier nicht; mögen andere sich mit KLAGES darüber auseinandersetzen, ob es zweckmäßig ist, die rein darstellerischen Potenzen eines Künstlers von dem ‚Gestaltungskraft‘ Genannten abzutrennen und ob es angeht, den ganzen ästhetischen Gehalt eines menschlichen Werkes beschlossen zu denken in dem Grade, wie es „bis an den Rand“ (oder weniger) mit Ausdruck gefüllt ist. Ein Ausdruckstheoretiker darf dies ändern überlassen, muß aber aufhören, weil seine Sache verhandelt wird, bei der Einführung eines eigenen Ausdrucks-*Generators*. Denn das ist doch wohl die KLAGESSche Gestaltungskraft. Es braucht sie nicht und hat sie nicht das Tier und der Schöpfer jener menschlichen Erzeugnisse, vor denen KLAGES bewundernd in den Museen stehen bleibt und sagt „hier sei alles schlechterdings vollkommen“ (149); es sind „die Erzeugnisse ursprünglicher Völker, die wunderbare Ornamentik der geflochtenen Körbe und Matten, die wie spielend geformten Töpferwaren, die Muschelschalen, Perlengeflechte, Kupferplatten, die verschwenderisch gestaltenreich ergossenen Speere, Dolche, Bogen, Schwerter, Meißeln, Äxte, Schilde, die Hörner, Trommeln, üppigen Holzschnitzereien.“

Merkwürdig wie kaum etwas anderes ist der heimwehvolle Mythos, den KLAGES über die Geburt der menschlichen Gestaltungskraft dichtet. Nachdem „das schlechterdings Vollkommene“ bereits geschaffen ist, wird sie geboren, ein Spätling und ohnmächtig bis heute, ihre Mission einer Wiederherstellung des Zustandes, aus dem jenes Vollkommenste eher wuchs als geschaffen wurde, zu erfüllen. Die Gestaltungskraft ist im KLAGESSchen Weltplan der heilvolle Gegenspieler zu der unheilvoll eingebrochenen Ratio;

sie ist geboren, doch wartet die Menschheit noch angstgespannt auf den ungewissen Sieg des Heils über das einstweilen immer weiter vordringende Unheil. Dieser schicksalsschwere Kampf begann mit der Zerstörung des ursprünglichen Zustandes, wo die Ratio noch ein Sklave des lebendigen Lebens war. Genug davon.

Sachlich fruchtbarer wird die Diskussion, wenn wir an der Stelle, wo das Faktum ausdrucksleerer, mechanisierter Tätigkeit anerkannt ist, von uns aus eine systematische Überlegung beginnen. Im Stadium der Einübung ist die Bewegung noch nicht frei und zügig genug, um in vollem Maße als Manifestation der seelischen Wallungen zu fungieren; im Stadium der Fertigkeit beansprucht die Bewegung an sich das Individuum nicht mehr genügend, um ohne einen aus anderer Quelle gespeisten *Einsatz* für sie noch vollwertig als Ausdruck zu fungieren. Das ungefähr ist ohne Beiwerk die schlichte Tatsache. Zu fragen ist, ob ihr systematisch noch andere Tatsachen angereiht werden können, aus denen schließlich das merkwürdige Phänomen der Entleerung und Füllung einer Bewegung mit Ausdrucksgehalt begriffen werden muß. Der Einsatz, von dem wir sprechen, ist eine Tatsache, die für die Ausdruckstheorie von kaum überschätzbarer Wichtigkeit ist. Es gibt Abstufungen des Einsatzes, eine *Einsatztiefe*; man ist in höherem oder geringerem Grade „dabei“, wenn man etwas tut. Manchmal setzt einer sein Leben, seine soziale Existenz, seine Ehre aufs Spiel und weiß darum; daß er in solchen Fällen ‚tief ergriffen‘ eingeht und mitgeht, daß er im elativen Sinn der Täter seiner Tat oder Schöpfer seines Werkes ist und sich als solchen erlebt, bedarf kaum weiterer Worte.

Was man dagegen als mechanisierte Tätigkeiten zu bezeichnen pflegt, entbehrt des vollen, tiefen Einsatzes und kann darum nicht dieselbe Ausdruckswalenz besitzen. Wir sagen „nicht dieselbe“. Denn es wäre eine vorschnelle Behauptung, wenn man alles Mechanisierte schlechthin als ausdruckslos bezeichnen wollte oder seinen Symptomwert unter allen Umständen auf das Oberflächlichste in uns beschränkt dächte. Das vertrüge sich kaum mit der bekannten Tatsache, daß mitunter eine Bewegung gerade dann, wenn man am wenigsten „dabei“ ist, dem andern, welcher sie verfolgt und versteht, zu einer Offenbarung wird.

Hier liegen Probleme, die von KLAGES nicht behandelt wurden; er kennt auch den Begriff des *Einsatzes* nicht. Dagegen führen ihn seine praktisch-graphologischen Aufgaben zu einem anderen wichtigen Begriff, der logisch verwandt ist mit dem Begriff

Gestaltungskraft; es ist das *Formniveau*, was ich im Auge habe. Wird von irgendeiner Handschrift ausgesagt, sie zeige ein hohes Formniveau, so glauben wir im großen und ganzen sofort zu verstehen, was gemeint ist, und sind bereit anzuerkennen, daß es eine Skala gibt, die den Namen Formniveau verdient. Doch dürfte, was sich der Uneingeweihte dabei denkt, selten identisch sein mit der eigenartigen Begriffsumschreibung von KLAGES. Er holt in seiner Weise weit aus, um es dem Leser anschaulich vorzusetzen: Abziehen und beiseitelassen soll man alles, was nach Schablone riecht und irgendeiner Art von Routine verdankt wird. Dann bleibe im Schriftbild ein formaler Gesamtcharakter, der die Höhe der Gestaltungskraft des Schreibers verrät. So wenigstens lese ich es aus den praktischen Anweisungen zum Erkennen des Formniveaus, die in „Handschrift und Charakter“ gegeben werden:

„Indem wir zu allererst immer *Formniveau*, *Ebenmaß* und *Regelmäßigkeit* bestimmen, legen wir von Anfang an dreierlei fest: ob wir den Charakter in jedem seiner Züge mehr aus der Fülle des Lebens oder aus dem Mangel daran zu verstehen haben — ob die Erregbarkeit erheblich oder gering sei — ob das Gefühlsleben vorwalte oder der Wille“ (5.—7. Aufl., S. 167).

Soweit an dieser Trilogie allgemeinsten Eigenschaften (systemhöchster Gestaltungsmomente) festgehalten wird, stellt sich also KLAGES die Sache im Schema so vor: Gleich wie (vom Dritten angefangen) Störungen der *Regelmäßigkeit* auf ein Übergewicht des Gefühlslebens über den Willen hinweisen und gleichwie Schwankungen im *Ebenmaß* den Grad der Erregbarkeit offenbaren, so zeugt das *Formniveau* von der Höhe der Gestaltungskraft. Es zeugt von der „Fülle des rhythmisch wogenden Lebens“, das aber bei uns modernen, rationalisierten Menschen nicht mehr unmittelbar zum Vorschein kommt, sondern nur noch kraft jenes positiven Ausdrucks-Generators, den KLAGES die Gestaltungskraft nennt. Man vergesse nicht, daß wir an sich unsäglich ausdrucksarm geworden sind nach der Meinung von KLAGES. „Lebensfülle der Menschheit und Ausdrucksgehalt ihrer seelischen Niederschläge sind seit der Renaissance in beständigem, seit der französischen Revolution in reißen-dem Absinken begriffen, dergestalt, daß auch die reichste und begabteste Persönlichkeit von heute, aus einem wesentlich ärmeren Lebensmittel gespeist, nur allerhöchstens die Fülle dessen erreicht, was vor vier oder fünf Jahrhunderten Durchschnitt war“ (ebenda S. 42f.). Man wird also das höchste Formniveau zweckmäßig zuerst an alten Handschriften studieren und dann erst zusehen, was an schwachem Nachglanz noch an den besten Handschriften der

Gegenwart davon zu verspüren ist. Die 120 ausgewählten Proben, welche KLAGES seinem Buche „Handschrift und Charakter“ beigibt, und seine praktischen Anweisungen bieten eine gute Gelegenheit dazu.

Hier sei von einem Laien in Sachen der Graphologie eine Zwischenfrage angebracht. Wenn mich die Erinnerung an mein Schulwissen nicht täuscht, so läuft dem rapiden Abstieg, den KLAGES beschreibt, ungefähr parallel der Aufstieg und die Verbreitung der sogenannten Buchdrucker-„Kunst“. Der Druck ist im Sinne der KLAGESSchen Betrachtung natürlich der Erzfeind in persona, ist Wirklichkeit gewordene Schablone, wo vorher freie Gestaltung möglich war. Die alte Feder-Kunst stirbt aus, gewiß, wo diese Teufelskunst sich ausbreitet. Aber was folgt daraus? Angenommen unsere Kindeskinde werden als Abc-Schützen Schreibmaschinen statt Federkiele erhalten und traktieren lernen; was dann? Es ist gar viel schon ausgestorben. Mir scheint, es fehlt der KLAGESSchen Weltgeschichte die Gegenabrechnung, welche all das enthalten müßte, was an Stelle des Abgestorbenen neu aufgekommen ist. Daß die Menschheit heute schlechthin ärmer sei an Ausdruck und Gestaltungskraft als vor fünfhundert Jahren, ist eine These, die man gestützt auf Handschriftenvergleiche allein gewiß nicht vertreten darf. Doch genug davon.

Theoretisch interessant ist, an die Trilogie von Formniveau, Ebenmaß und Regelmäßigkeit das Grundmodell der KLAGESSchen Ausdruckslehre anzulegen. Das WPB-Modell deutet noch nicht an, daß der Faktor W dreigeteilt werden soll; denn so scheint es doch zu sein mit unsrer Trilogie, worin der ‚Wille‘ gegen die Gefühlsherrschaft und irgend etwas anderes gegen die Gestaltungskraft oder gegen das rhythmische Gewoge des lebendigen Lebens selbst ankämpft. Was ist dieses andere? Das ist offenbar entweder die Tendenz zur Mechanisierung, der jede häufig wiederholte Betätigung unterliegt, die Tendenz zur Routine, oder es ist die Tendenz zur rationalen Formelhaftigkeit. Es gab, wie man weiß, schon in der Blütezeit der griechischen Kunst Gestalter, welche an die Berechenbarkeit der idealen Proportionen glaubten und über den goldenen Schnitt und andere ausgezeichneten Verhältnisse spekulierten; in der Musik sind mathematische Spekulationen sogar noch älter. Renaissancekünstler haben sie erneuert und Männer wie LIONARDO DA VINCI und DÜRER haben manches an den „seelischen Niederschlägen“ ihrer künstlerischen Tätigkeit nach geometrischen Regeln bestimmt. KLAGES wirft Routine (Mechanisierung) und rationale

Ermittlung (Berechnung) in einen Topf und ruft das freie seelische Gewoge in Sachen der Kunst gegen sie auf. Rhythmus gegen Takt, wie er sich ausdrückt; die Skala des Formniveaus zeigt das Maß an, in dem es dem lebendigen Leben gelingt, sich gegen die genannten Tendenzen durchzusetzen.

Sollte sich ein Kunsttheoretiker von Rang einmal in dieser Sache von Grund auf mit KLAGES auseinandersetzen, er hätte gewiß viel vorzubringen und wäre auf der starken Seite, wenn er sich z. B. für die Idee eines ‚Kunstwillens‘ und die Ehrenrettung des rationalen Momentes im Gestaltungsbereich des Künstlers einsetzte. Wo bliebe die Architektur der Griechen, wo LIONARDO, BACH und andere, wenn das nicht möglich wäre? Doch das nur nebenbei. Der Psychologe trifft den theoretischen Entgleisungspunkt mit einem Wort, wenn er Einspruch erhebt gegen die Gleichstellung der beiden von uns (und nur von uns) unterschiedenen Tendenzen. Seelenlose Routine (wie man sie zu nennen pflegt) und rationale Ermittlung ist keineswegs dasselbe; nichts leichter als der Nachweis, daß das Tier dem Gesetz der psychologischen „Mechanisierung“ aller häufig wiederholten Betätigungen genau so unterliegt, wie der Mensch, in Sachen der rationalen Ermittlung (Berechnung) dagegen weit von ihm absteht. Wir kämen, wenn wir dies weiter verfolgen wollten, letzten Endes auf ähnliche Betrachtungen, wie wir sie im Anschluß an das Diktum vom Gleichnischarakter des Ausdrucks gegen KLAGES vorgebracht haben. Sein dualistisches Denkschema ist eben viel zu arm und zu starr, um der Mannigfaltigkeit der Tatsachen gerecht zu werden.

10. Es gibt zwei andere, von KLAGES weit ausgespinnene Gedankengänge, die man bei der geordneten Wiedergabe seiner Lehre hier anfügen kann. Ich meine die Idee von der *Maske*, welche der Kulturmensch trägt, und die eigenartige Vorstellung von einem *dynamischen Gegenspiel* aller Tendenzen im Bereich der Innerlichkeit, die der Ausdruck offenbart. Das Thema von der Maske und, was dazu gehört, von der ausdrucksverhüllenden Konventionalisierung behandelt KLAGES im Anschluß an NIETZSCHE und neben den Psychoanalytikern. KLAGES zeigt als Graphologe praktisch, wie man als Deuter die Demaskierung zuwege bringt und zum ‚echten‘ Ausdruck vorzudringen vermag. Darauf wollen wir, weil es zu umständlich wäre, hier nicht eingehen. Was die Behauptung vom dynamischen Gegenspiel im Bereich alles Ausdrückbaren angeht, so erläutert man sie zweckmäßig zuerst an einem seiner zahlreichen graphologischen Beispiele. Da liegen etwa Schriftproben von Bis-

MARCK und BEETHOVEN nebeneinander und es dreht sich um den Charakter der ‚Regelmäßigkeit‘ der Schriftzüge. BISMARCKs Schrift weist einen hohen Grad von Regelmäßigkeit, BEETHOVENS von Unregelmäßigkeit auf. Was hat das zu bedeuten? Regelmäßig schreibt prima vista jeder nüchterne Bücherwurm, der ohne von Herzenswünschen sonderlich gestört zu werden, nichts anderes weiß als täglich maschinenmäßig sein Pensum zu erledigen. Die BISMARCKsche Regelmäßigkeit aber resultiert aus einem übermächtigen Willen, der ein starkes und tiefes Gefühlsleben bändigt. Unregelmäßig schreibt prima vista jeder haltlos hin und her schwankende Abenteuerer, dem es an Festigkeit der Gesinnung gebricht. Die BEETHOVENSche Unregelmäßigkeit aber resultiert aus leidenschaftlich heftigen Gemütswallungen, welche einen auch noch so großen Willen zu ‚entmächtigen‘ imstande sind.

KLAGES wird nicht müde, formal denselben Antagonismus an allem und jedem, was er aus der Schrift abliest, wieder und wieder vorzuführen. Er stellt sich die Innerlichkeit des Menschen grundsätzlich als ein verwickeltes Getriebe von Gegenkräften vor; und mit allem, was davon in Lebensäußerungen offenbar wird, verhält es sich kurz gesagt wie mit dem Zünglein an der Wage, das nur vom *Übergewicht* Kunde gibt. Das ist das einfachste mechanische Modell, nach dem man sich die Idee von KLAGES verdeutlichen mag. Er selbst spricht ähnliche mechanische Vergleichsmodelle durch und nennt das Ganze in „Handschrift und Charakter“, wo er die Idee am klarsten entwickelt, die Lehre von der *Doppeldeutigkeit der Ausdrucksmerkmale*.

Ein von KLAGES selbst aus dem Alltag gegriffenes Beispiel zur Erläuterung: zwei Kinder stehen vor einem Tulpenbeet, A greift zu und pflückt einen Strauß, während B sich zurückhält. Kann man sagen A's Verlangen nach den Blumen sei stärker als das Verlangen von B? Antwort: nein, weil man nicht weiß, wie es sich mit dem Gegenimpuls in den beiden verhält. Vielleicht hat B das stärkere Verlangen, aber einen noch stärkeren Gegenimpuls. So sei es prinzipiell überall mit unserer Abschätzung von Triebkräften aus dem, was wir an anderen sehen können, meint KLAGES:

„Und ebenso verhält es sich nun mit jeder Bewegung des Menschen, in der ein Seelenvorgang zu sichtbarer Äußerung kommt. Wie wollten wir aus der Lautheit des Stimmenschalls den Grad der Erregung entnehmen, wenn der eine drauflos schimpft, während der andere geschliffene Bosheiten flüstert; wie aus der Wucht des Auftretens die Stärke der Tatkraft, wenn einer in seinen Entschlüssen ‚kalt‘ bleibt, während der andere sich daran begeistert; wie aus der entgegenkommenen Gebärde die Größe des Wohlwollens, wenn der eine mit ihr seiner wirklichen

Güte folgt, während der andere nur ‚sich gehen läßt‘! Hat ein Ausdrucksmerkmal X die möglichen Bedeutungen a, b, c, so muß es auch noch die möglichen Bedeutungen a', b', c' besitzen; und kann ein Merkmal Y . . . f, g, h bedeuten, so muß es zudem bedeuten können f', g', h''' (Handschrift und Charakter, S. 31 f.).

Das Faktum der Gegenimpulse ist dem Psychologen nicht neu; wer immer die Vorgänge der Motivation zu schildern versuchte, kam auf das Bild vom „Abwägen“ des pro und contra, ein greifbaren Erlebnissen abgesehenes Bild. Es trifft, wenn vielleicht nicht restlos alle, so doch sicher den Großteil der inneren Wahrnehmung zugänglichen Entscheidungsprozesse. Es gibt Menschen, die unter Gegenimpulsen förmlich leiden; die meisten von uns kennen den oder jenen, dem man voraussagen möchte: Wenn dir einmal das Tor zum Paradies geöffnet wird, so drängt es dich sicher zuerst den Pförtner zu fragen, ob man auch wieder herausgehen darf oder auf welcher Rechtsgrundlage der Garten betreten wird. KLAGES muß nicht gerade an diesen ‚Typ‘ gedacht haben; sein Schema trifft sicher weithin das Richtige, Gegentendenzen und innere Widerstände sind landläufige Erscheinungen des seelischen Getriebes.

Die Frage ist, ob eine einfache Parallele zwischen dem Benehmen am Tulpenbeet und den Bewegungen der schreibenden Hand besteht. Daß sie bestehe, ist die schlechthin tragende Erstannahme der KLAGESschen Graphologie. Kind A und Kind B werden sich zu Schreibern verschiedener Handschriften entwickeln; oder umgekehrt geschlossen: BISMARCK und BEETHOVEN hätten sich vermutlich schon als Kinder am Tulpenbeete verschieden benommen. Doch lassen wir einmal die ganze Entwicklungsfrage beiseite, so nimmt KLAGES jedenfalls an, daß die fertige Persönlichkeit BISMARCKS, welche in entscheidenden Lebenssituationen den bekannten starken, beherrschenden Faktor W auswies, auch in der großen Regelmäßigkeit der Züge seiner Handschrift zum Vorschein kommt. Man denkt etwa daran, wie er als Redner im Reichstag, wo es darauf ankam, trotz stärkster innerer Ergriffenheit das wuchtige Wort zu zügeln verstand und glaubt dieselbe Zügelung in seinen Schriftzügen wiederzuerkennen. Das ist eine plausible Erstannahme; daß dem so sein *kann*, wird kein Verständiger bezweifeln. Ob es in jedem Fall so sein *muß*, ist eine andere Frage.

Vor allem wird man sich hüten müssen, dasselbe Verhältnis einer ungebrochenen Harmonie bei allen Menschen, und zwar nicht nur zwischen Charakter und Benehmen, sondern auch zwischen Charakter und geschaffenen Werke vorauszusetzen. Die moderne Psychopathologie hat an inneren Spaltungen, Spannungen und

Disharmonien in dieser Hinsicht übergenug aufgezeigt und damit jede derartige Voraussetzung gründlich widerlegt. Man frage sich nur für einen Augenblick, ob etwa das musikalische Werk von BEETHOVEN genau so wie seine Handschrift das Merkmal ‚hoher Grad von Unregelmäßigkeit‘ oder ‚Formwille weitgehend durchbrochen von entmächtigenden Einbrüchen seelischer Wallungen‘ verdient oder nicht verdient. Ich bin weit davon entfernt, den Graphologen KLAGES im Falle BEETHOVENS auf eine übereilte Schlußfolgerung festlegen zu wollen. Das musikalische oder irgendein anderes Menschenwerk ist auch nach KLAGES nicht in jedem Falle als ungebrochener, unreflektierter Ausfluß der Persönlichkeit seines Schöpfers zu betrachten. Nein, ich argumentiere so: was dem musikalischen Werke recht ist, muß der Handschrift billig sein. Und die Deutungsprinzipien von KLAGES verraten zu wenig von einer vollen Einsicht in den fundamentalen Unterschied, der besteht zwischen Persönlichkeiten mit jener primären Harmonie von Charakter und Werk und einer zweiten Klasse von Persönlichkeiten, bei denen man vermutlich bis in die Handschrift hinein mit viel verwickelteren Verhältnissen rechnen muß.

Soviel an *sachlichen* Erwägungen zu der Grundvorstellung vom Gegenspiel der Tendenzen im Bereich der Innerlichkeit. KLAGES selbst lenkt die anschließende Überlegung auf eine wichtige *Methodenfrage*, eine Frage, welche nach seiner Auffassung „über die Daseinsberechtigung aller Physiognomik entscheidet“. Wenn schlechthin alle Schriftmerkmale nur Relationen, dynamische Übergewichte offenbaren, so muß man freilich überlegen, ob ein Deuter überhaupt imstande ist, Urteile wie die über den Ausdrucksgehalt der Handschriften von BISMARCK und BEETHOVEN auf exakt empirische Beobachtungen zu stützen. Woher weiß er denn, daß die quotientenartigen oder differenzenartigen Merkmale der Regelmäßigkeit dort und der Unregelmäßigkeit hier aus absolut genommen starken und nicht aus schwachen Grundkräften resultieren? KLAGES kommt zu dem Ergebnis, daß ein Deuter dies nie und nirgends zu entscheiden vermöchte, falls er auf eine rationale Analyse allein angewiesen wäre und sich nicht auf seinen unmittelbaren Eindruck, auf das Resonanzverfahren (wie wir es nennen wollen), verlassen könnte; man müsse eben letzten Endes den Grad der Vitalität des Schreibers aus seiner Schrift unmittelbar verspüren, kein anderes Verfahren vermöge einen Weg aus dem Zeichen-Relativismus heraus zu öffnen.

Dazu muß, da es grundsätzlich und für das ganze Ausdrucksgebiet behauptet wird, zusammenhängend noch einiges gesagt

werden. Es sei das letzte Wort unserer prüfenden Darstellung der KLAGESSchen Ausdruckslehre.

11. Wer anfängt Ausdruckerscheinungen wissenschaftlich zu beobachten, versteht bald, was DARWIN meint, wenn er „unsere lange Vertrautheit mit dem Gegenstande“, Regungen der „Sympathie“ im Beobachter und verwischendes, verfälschendes Eingreifen seiner „Einbildungskraft“ als besondere Schwierigkeiten derartiger Beobachtungen hervorhebt. Im Alltagsverkehr mit Menschen und im Theater reagieren wir oft sehr subtil und treffend auf den Ausdruck am andern, ohne recht zu wissen, was es eigentlich war und ohne genau beschreiben zu können, was uns so oder so *angesprochen* hat. Die wissenschaftliche Beobachtung aber verlangt Analysen. Auch KLAGES analysiert und arbeitet als theoretischer Graphologe an der Aufstellung einer Symptomatologie. Doch sieht er bestimmte Grenzen des analysierenden Deutungsverfahrens; er denkt sich zuguterletzt überall das psychophysische System des deutenden Beobachters in toto eingeschaltet und dessen Ausschläge unentbehrlich. Nach dem Motto: Wenn ihr es nicht erfühlt, ihr werdet nicht erjagen. Ihm dies generell bestreiten, hieße die Augen verschließen vor einer offenkundigen Tatsache. Doch bleibt, wenn man die Sache sorgfältig genug erwägt, die Auffassung vertretbar, daß die Grenzen des analysierenden Verfahrens mit fortschreitender Beobachtungstechnik Schritt für Schritt erweitert werden können, so daß mehr und mehr der Analyse zugänglich wird, was vorher nur global erfaßt und bestimmt war.

Ich greife die Behauptung von KLAGES, daß das Problem am Tulpenbeet *analytisch unlösbar* sei, noch einmal auf und bestreite sie. Einigermmaßen verständlich wird diese Behauptung nur, wenn man an die besondere Aufgabe denkt, die sich der Graphologe stellt. Vor seinen Augen auf dem Tisch liegt eine isolierte Schriftprobe als Dokument des Schreibaktes und damit allein soll er auskommen. Die zugreifende Armbewegung des Kindes A und das Nichtzugreifen des Kindes B dagegen sind nicht isoliert vom Gesamtgebaren. Nichts hindert den Deuter wie ein umsichtiger Detektiv zu verfahren, d. h. alle aufschlußreichen Daten, die er aus der Beobachtung dieses Gesamtgebarens zu gewinnen vermag, mit in Rücksicht zu ziehen. Und so kommt er mitunter zu einem wohlbegründeten Urteil über die Stärke oder Schwäche des primären Greifbegehrens und seiner Gegenimpulse. Wie weit dies Verfahren global, wieweit analytisch sei, ist nicht generell zu sagen.

Wenn der Psychologe an konkreten Fällen das Deutungsverfahren studiert, erschließt sich ihm eine kleine Welt in sich verschlungener Methoden und Techniken des Vorgehens. Aber wie reich diese Welt auch im einzelnen sein mag, so scheint mir vorerst, daß wir sie ordnend überschaubar machen können, indem wir zuerst das (globale) *Resonanz-* und das (analytische) *Indizienverfahren* voneinander abheben. Darüber ist einiges zu finden in meiner Axiomatik der Sprachwissenschaften und anderes in dem Bericht über PIDERIT und LERSCH. Hier sei, damit auch das heute vielfach zu Unrecht ganz beiseite geschobene Assoziationsprinzip der älteren Psychologen gehörig Erwähnung finde, ein Detail aus noch nicht veröffentlichten Untersuchungen über den stimmlichen Ausdruck hinzugefügt. Wir haben uns in Wien die Aufgabe gestellt, das Thema ‚Stimme und Persönlichkeit‘ systematisch anzugehen und begannen eine Serie von Untersuchungen mit einem Radio-Experiment. Die Stimmen unbekannter Sprecher wurden von rund 3000 Hörern des Senders Radio Wien physiognomisch gedeutet. Über den Plan und das Resultat des Versuches wird H. HERZOG in der Zeitschrift für Psychologie berichten. Ich greife hier eine merkwürdige Einzelheit heraus, die dort nicht im Mittelpunkt steht. Nicht ganz selten erhält man von völlig unbefangenen und theoretisch ahnungslosen Deutern Angaben über die Augen- oder Haarfarbe eines unbekannten Sprechers; es kommen sogar (freilich viel seltener und manchmal mit einer Art von Entschuldigung versehen), Angaben über die Kleidung, sagen wir prägnant über die gut oder schlecht sitzende Krawatte eines Sprechers vor. Und diese Angaben erweisen sich der objektiven Kontrolle in einem erkennbar größeren Prozentsatz, als es dem Werte einer plausiblen Wahrscheinlichkeitsüberlegung entspricht, als richtig. Warum? Soll man sich zu der Forschungsannahme entschließen, daß die Blonden und Blauäugigen etwas Charakteristisches in der Stimme haben, was sie von den Brünetten und Dunkeläugigen zu unterscheiden gestattet?

Es ist geratener, sich zuvor eine ordentliche Auskunft über den Vorgang des physiognomischen Stimmdeutens von zuverlässigen und geübten Beobachtern zu verschaffen. Wie man von ihnen erfährt, ist es nicht selten so, daß die zu deutende Stimme sofort oder zwischendurch an die Stimme eines (meist nicht allernächsten, sondern etwas ferner stehenden) Bekannten „erinnert“. Dieser Bekannte (wir wollen ihn Mittelsmann oder Medius nennen) hat natürlich und trägt mitunter auch im Erinnerungsbilde seine blonden Haare

und blauen Augen, vielleicht auch eine auffallende Krawatte, zur Schau. Daß diese und ähnliche Attribute vom Medius unvermittelt auf den unbekannten Radiosprecher überspringen im Deutungs-vorgang, manchmal sogar zwanghaft und zur Verwunderung des Deutenden selbst, ist ein Fall von *Supposition*, der einen Kenner der Reproduktionstatsachen nicht gerade umwirft vor Erstaunen. Versteht sich, es bleibt noch mancherlei an Fragen und Überlegungen dazu; und es könnte zuguterletzt schon eine gewisse positive Korrelation zwischen Augenfarbe und Stimmcharakteren herauskommen. Doch das sachliche Resultat interessiert uns hier weniger als die methodische Lehre, die man daraus abzuleiten vermag.

Gesetzt die Mithilfe eines Medius, der im konkreten Deutungsfall auch manchmal ein Lebensstyp ist und dem Deutenden nicht immer isolierbar vorschwebt, sei nicht gerade das Verfahren im Singularis, aber eine der möglichen und weitgehend mitspielenden Verfahrensweisen bei der Stimmdeutung. Nun, dann darf man fragen, ob ähnliche Hilfen auch vom Graphologen und anderen Physiognomikern, ob sie vor allem auch von naiven Deutern mit ausgenützt werden. Wo KLAGES das psychophysische Instrument des wahren Graphologen beschreibt und näher bestimmt, da legt er Gewicht auf den Faktor der *Resonanz*; ja, er bestreitet rundweg, daß man auf detektivischen Umwegen und aus Indizien etwas Erkleckliches zu leisten vermag. Vielleicht würde er mit derselben Emphase wie die Indizien auch den Medius schlechthin als unbrauchbar beiseite schieben oder seine Existenz bestreiten. Und hier wird man mit ihm zu diskutieren anfangen müssen. Soweit ich heute sehen kann, ist sowohl das reine Resonanzverfahren wie das reine Indizienverfahren je ein ideeller Grenzfall; man muß beide als Theoretiker ansetzen und ausdenken, versteht sich. Aber dem einen von ihnen alles zuschreiben und den anderen aus der Rechnung streichen, das ist eine Einseitigkeit, die weder von den bestbekannten Tatsachen gestützt wird, noch überhaupt irgendwie plausibel begründet werden kann.

Selbst das im Vergleich zu den psychophysischen Vorgängen, um die es geht, äußerst vereinfachte physikalische Modell der Wage ist geeignet zu illustrieren, was ich meine. Der Ausschlag nach rechts oder links an der Wage zeigt mir freilich zunächst nichts anderes an, als das Übergewicht. Angenommen aber, ich kann entscheidende Nebenumstände, z. B. die Dauer der Pendelschläge an meiner Wage gehörig mitbeobachten und kenne mein Instrument genügend,

so werden die Dinge anders: die (absolut) schwerer belastete Wage pendelt langsamer wie die leichter belastete. Und an die Mitverwertung derartiger Beobachtungsdaten muß man denken, wenn die Analogie richtig ausgenutzt werden soll. Denn wir haben in den letzten zwei Jahrzehnten einzusehen gelernt, daß und wie eine „Mitberücksichtigung“ oft der merkwürdigsten und heterogensten Nebenumstände selbst die scheinbar schlichtesten und angeblich „unmittelbaren“ Wahrnehmungsdaten mitbestimmt. Wenn schon die scheinbare Größe der Sehdinge und ihre scheinbare Entfernung von uns, wenn Farben und Formen normalerweise gesehen werden unter Mitverwertung von Indizien¹⁾, so soll man sich nicht verwundern darüber, daß dieselben Wahrnehmungsdaten und systemhöhere Gestaltmomente als Ausdruckszeichen erst recht in Relation zu oft verwickelten Situationsumständen gesehen und gedeutet werden.

Und noch ein Hinweis erscheint mir angebracht, wenn er hier auch nicht ins Einzelne ausgebaut werden kann, der Hinweis nämlich auf das hermeneutische Verfahren der Philologie und anderer Geisteswissenschaften. Methodisch betrachtet verschmäht diese Art der Deutung das Indizienverfahren keineswegs, sondern übt es neben und mit der sogenannten Einfühlung in raffinierter Art und Weise. Was die großen Philologen erfolgreich auf ihrem Gebiete von jeher durchführen, dem Verfahren nach dasselbe findet in jeder einfachen Ausdrucksdeutung auch schon statt.

¹⁾ Vgl. dazu die von E. BRUNSWIK herausgegebene Artikelserie „Untersuchungen über Wahrnehmungsgegenstände“. Arch. Psych. 88 (1933) und sein Buch „Wahrnehmung und Gegenstandswelt“, Wien (Deuticke) 1933.

X. Die Gegenwart und Zukunft der Ausdrucksforschung.

In der Dogmengeschichte (Geschichte der Axiomatik), die zu jeder Wissenschaft gehört, gibt es Phasen, in welchen die Aufgabe einer Vereinheitlichung und Harmonisierung des Erkenntnisbesitzes im Vordergrund steht. Eine solche Phase ist in der Ausdrucksforschung und darüber hinaus in der ganzen Psychologie fällig geworden. Ich habe in meinem Buche „Die Krise der Psychologie“ am Gegenstand „Sprache“ exemplarisch die drei Beobachtungsgebiete unserer Wissenschaft gegeneinander abgegrenzt und als die möglichen und unentbehrlichen Ausgangsaspekte charakterisiert. Man sagt nichts Neues, wenn man die mimischen Bewegungen im Gesicht und die Pantomimik als eine andere Sprache, als die stumme Sprache der uns nächstverwandten Tiere und des Menschen kennzeichnet. Und so war denn vor jedem gründlichen Studium der Geschichte zu erwarten, daß sich die wissenschaftlichen Bemühungen um den Ausdruck im weitesten Wortsinn dem Schema der Aspekte einfügen werden. Es ist lehrreich, den Erkenntnisbesitz von heute aspektmäßig aufzugliedern und sich dabei klar zu machen, welche Zukunftsaufgaben im Bereich der Axiomatik unser harren.

1. Wir brauchen uns im Rückblick auf die hier vorgelegte Chronik nicht lange zu besinnen, um denjenigen Systemversuch namhaft zu machen, welcher einseitig am reinsten den *Erlebnis-*aspekt zur Geltung bringt. Es ist die Ausdruckslehre von W. WUNDT. Ausdruck ist nach WUNDT die ‚Spiegelung‘ oder Selbstdarstellung der Erlebnisse im (bewegten) Körper des Erlebenden. Das war und ist eine Weisheit, die des Beifalls nicht nur der Cartesianer und Spinozisten gewiß ist. Sie wird auch keineswegs erschüttert durch die Kritik an dem freilich unzulänglichen Verifikationsversuch, den WUNDT selbst unternommen hat. Es wäre der Mühe wert und wird einmal geschehen müssen, daß einer heute oder später mit ver-

tiefter und erweiterter Einsicht in die Struktur und den Kosmos der ‚Erlebnisse‘ von neuem die WUNDTsche Frage stellt, die Frage nämlich nach dem Verhältnis des Erlebens zu den Erscheinungen am bewegten Körper. Wer auch nur einigermaßen den Fortschritt der Phänomenologie seit WUNDT zu überblicken imstande ist, wird voraussagen, daß ein solches Unternehmen weit abführen müßte von WUNDTs Lehre. Aber daß ein Stück Psychophysik zur Ausdruckstheorie gehört, ist keine Frage; es müßte heute nur eine andere Psychophysik sein als die FECHNER-WUNDTsche, es müßte eine Lehre sein, in welcher die weitest fortgeschrittene Phänomenologie neben den Erkenntnissen der systematischen Neurologie und die Einsichten der Gegenwart in die psycho-chemischen Zusammenhänge richtig aufgehoben sind. Darüber folgt ein Wort im vierten Abschnitt.

Weiter: es war zunächst kaum mehr als eine praktische Anweisung für den wissenschaftlichen Beobachter von Theatergesten, als ENGEL schrieb, er solle sich streng an das von außen Wahrnehmbare halten und „weder in Erklärungen noch in Einteilungen zu gewissenhaft dem Philosophen folgen, welcher die innere Natur der Leidenschaften entwickelt“. Allein es führt methodisch und sachlich zu wichtigen Konsequenzen, wenn man den Rat befolgt; es führt weg vom Erlebnisaspekt und zu einer *behavioristischen* Analyse des Ausdrucks. Die Grundkonzeption der Theoretiker von ENGEL bis KLAGES dreht sich immer wieder um das Verhältnis A : H, um die Verankerung des Ausdrucks in der (tierischen und menschlichen) Handlung; es ist nicht zuviel gesagt, wenn man die Lehre ENGELS schlankweg als eine Aktionstheorie kennzeichnet. So folge man dem Fingerzeig der Geschichte und gehe das alte Problem mit modernen Mitteln von neuem an. Ein einziger Schritt genügt, um zur ersten Hauptstelle im Gesamtsystem der Ausdruckslehre zu gelangen, wo die behavioristische Analyse sachgemäß anzusetzen ist. Genau so weit z. B., wie der Leitgedanke trägt und zurecht besteht, daß ein gut Teil der Ausdruckserscheinungen *Handlungsinitien* sind, findet der Behaviorist an ihnen eine Forschungsaufgabe, welche seinem allgemeinen Programm exakt entspricht. Wer sich allgemein zum Vorwurf nimmt, tierisches und menschliches Verhalten wissenschaftlich voraussagbar zu machen, stößt allenthalben auf die Teilaufgabe, Prognosen aus Initien zu stellen; darunter auch auf die besonders wichtige Sonderaufgabe, aus dem Einsatz einer Handlung ihren Gesamtverlauf vorausszusagen. Versteht sich: soweit er eben darin schon angelegt ist und sichtbar wird.

Damit ist der logische Ort des Ausdrucksbegriffes im behavioristischen Gedankenbau angegeben. Wer ‚Handlung‘ nicht nur sagt, sondern auch denkt, meint bestimmte Geschehenseinheiten. Das α und das ω einer Aktionstheorie des Ausdrucks sind Fragen und Antworten über den *Ganzheitscharakter* der Handlung. Der Beobachter muß sich klar werden darüber und Rechenschaft ablegen, wie und warum er imstande ist, aus dem Fluß des sichtbaren Geschehens dies und das als Ganzheit aufzufassen; das ist das (methodische) α . Und zu guter Letzt werden Antworten verlangt auf die Frage nach dem Realgrund der Einheitlichkeit eines Geschehens, das wir als Handlung bezeichnen; das ist das (sachliche) ω . Und dazwischen gibt es noch allerhand anderes zu erwägen.

Nach meiner Auffassung führt ein derart umrissenes allgemeinstes und voraussetzungsärmstes Programm der behavioristischen Ausdrucksforschung entweder ins Uferlose oder sprengt schon bei α den Rahmen; d. h. es zwingt die wahrhaft fruchtbaren Forscher mit oder ohne ihr Wissen zu Anleihen aus dem Erkenntnisfonds der beiden anderen Aspekte. Man lege mir irgendeine erfolgreiche behavioristische Ausdrucksuntersuchung vor, und ich werde den Beweis antreten, daß die entscheidenden Beobachtungsdaten darin entweder aus einer miterlebenden Auffassung gespeist worden sind oder daß sie getragen werden von der Einsicht in den Erfolgswert (Lebenswert) des in Rede stehenden sichtbaren Phänomens. Das sichtbare Phänomen wird zu einer Ganzheit lebendigen Geschehens gestempelt entweder von der miterlebenden Intention des Beobachters oder von der Idee eines Erfolgswertes, eines Leistungswertes, den die Bewegung für das Individuum hat. Ein ‚Schritt‘ oder ein ‚Griff‘ z. B. sind Geschehenseinheiten, die wir als Beobachter eines Menschen oder Tieres am einfachsten intentional mitmachen und darum von ‚innen her‘ als Einheiten erleben. Wenn nicht, dann müssen wir imstande sein, das Geschehen als eine bewegungstechnische Einheit zu erfassen; den Schritt z. B. als die Grundwelle, kurz gesagt, im Fluß des Gehens, Schreitens, Laufens. Im ersten Falle gliedern wir nach unserem Miterleben, im zweiten von der Einsicht in die Bewegungstechnik des schreitenden Organismus aus. Daß er im konkreten Beobachtungsfalle ‚schreitet‘, ist dann die logisch vorgeordnete, *regulative* Erkenntnis. Man findet zwar da und dort in bestimmten Strömungen des Behaviorismus die methodische Vorschrift, Verzicht zu leisten auf beides zugleich. Allein diese Vorschrift ist genauer besehen nichts anderes als eine glücklicherweise in der Regel un-

befolgte Selbstmordanweisung an die Psychologie und entspringt aus einem mißverstandenen Exaktheitsideal¹⁾.

Die Dinge erhalten ein verändertes Gesicht durch sachgemäße Einschränkungen. Wo immer z. B. die Frage auftaucht und durch exakte Beobachtungen beantwortet werden soll, ob ein gegebenes (wahrnehmbares) Phänomen faktisch als *Kommunikationsmittel* fungiert im sozialen Kontakte, da sind Beobachtungen im Stile der Behavioristen am Platze und das einzige, was zu Entscheidungen führt. Man stellt fest, ob und wie in Kontaktsituationen, wenn das Phänomen am Kontaktpartner A auftritt, der Partner B darauf anspricht oder nicht. Ich verweise zum Exempel auf die Art, wie Insektenforscher die Kommunikationsmittel im Gemeinschaftsleben der Termiten, Ameisen und Bienen untersucht haben. Der Begriff ‚Ausdruck‘ erfährt, wenn man so vorgeht, zunächst eine merkwürdige Inhaltsverschiebung. Ob sein Umfang verengert oder erweitert wird gegenüber dem erlebnispsychologischen Ausdrucksbegriff, könnte der Logiker mit seinen Mitteln nicht entscheiden; vielleicht bringt er sogar Bedenken vor gegen die Verwendung desselben Terminus in beiden Fällen. Faktisch aber ist es so, daß auf dem Umweg über die objektiv leicht und einwandfrei feststellbare *soziale Wirksamkeit* der in Rede stehenden Erscheinungen die besten Aufschlüsse über sie gewonnen werden. Wohl wahr: was man direkt beobachtet bei derartigen Untersuchungen, ist nicht die Ausdrucksfunktion, sondern das Ansprechen, die Appellfunktion. Der Kontaktpartner B spricht an auf etwas, was am Partner A geschieht. Allein es gehört nur die empirisch kontrollierbare Zwischenannahme dazu, daß das produzierende psychophysische System A die Daten der gegebenen Situation ebenso für sich (in eigener Regie sozusagen) wie in Hinsicht auf die Gemeinschaftsbelange sinnvoll, d. h. lebensangepaßt verarbeitet. Dann drückt die appellierende Sendung gleichzeitig aus. Sie drückt kurz und anthropomorph gesprochen aus, wie der Sender A als Individuum die Lage sieht. Und soweit das psychophysische System des Empfängers B ebenso lebensangepaßt anspricht und reagiert, können Schlüsse auf den Gehalt des Ausdrucks aus den festgestellten, gesetzmäßigen Reaktionen gezogen werden; bei erforderlicher Umsicht und Sachkenntnis, wie sich von selbst versteht. Noch einmal: Die Resonanz des Empfängers auf den Sender ist bei dieser Art von Ausdrucksforschung das Faktum, welches der Beobachtung direkt zugänglich ist, welches wissenschaft-

¹⁾ Dies hier nur nebenbei; man findet aus der Forschungspraxis heraus mehr darüber bei CH. BÜHLER, *Kindheit und Jugend*, 3. Aufl., S. 3f.

lich am Ausgang steht. Es soll sich niemand wundern, daß man von da aus im Fortgang des Denkens nicht exakt auf denselben Ausdrucksbegriff gelangt wie von der Erlebnisanalyse her¹⁾.

Wir fahren fort in unserer aufreihenden Übersicht: In der Lebenspraxis schließt man außerordentlich häufig und in der verschiedensten Art und Weise vom abgelösten Gebilde aus Menschenhand auf die seelische Artung und Verfassung des Schöpfers. Wir brauchen einen Sammelnamen und bezeichnen dies als das *geisteswissenschaftliche* Verfahren. Der Philologe mag zur Erläuterung vor allem an Texte, der Kunsthistoriker an Bilder und Bauwerke denken. Für den Ausdruckstheoretiker, welcher sich Gedanken darüber macht, ist wichtig, daß er zuerst mit weitem Blick noch vieles andere mitumfaßt und seine analytische Beschreibung nicht zu früh auf eine einzige Schablone hin zuspitzt. Er kehre z. B. noch einmal bei LICHTENBERG und GOETHE ein. Wenn dem so ist, wie GOETHE sagt, ‚er (der Mensch), der sich in die große weite Welt gesetzt sieht, umzäumt, ummauert sich eine kleine drein und staffiert sie aus nach seinem Bilde‘ — dann wird man ein eigenes Konto eröffnen und gesondert betrachten die Aufschlüsse, die wir gewinnen, indem wir der Milieuwahl und Milieugestaltung Einzelner nachgehen: Zeig mir, wie Du Dich eingerichtet hast in Deiner ‚kleinen Welt‘. Ist sie ausstaffiert nach Deinem Bilde, so wird (neben vielem anderen) in der Tat auch Ausdruck daran zu finden sein. LICHTENBERG hatte in diesem immer noch sehr weiten Rahmen ein Auge für die Kleidung und wie sie der einzelne trägt, während das Sprichwort ‚wie der Herr, so sein Geschirr‘ vom Reiter und Fuhrmann her an alles sonstige ‚Zeug‘, mit dem wir umgehen, erinnert. Es gibt gewiß allerhand am ‚Zeug‘ zu sehen, wenn man nach Artung und Verfassung derer, von denen es gebraucht wird, forscht. Am meisten und das Einfachste natürlich dort, wo der Gebraucher eines Zeuges auch dessen Hersteller und Instandhalter und darum am innigsten mit ihm verwachsen ist; sonst wieder anderes, was auch nicht unwichtig sein muß. Noch einmal eine neue Aussicht gewinnt der Ausdrucksforscher, wenn er sich dorthin wendet, wo in der Lebenspraxis (z. B. vor berufenen Richtern) aus dokumentierten objektiven Daten Rückschlüsse auf die Aktgeschichte einer menschlichen *Tat* gezogen werden. Dokumentarisch bezeugte Tat und Innerlichkeit

¹⁾ Vgl. zu dem Gesagten, das ausgezeichnete Buch von W. M. WHEELER „Social life among the insects“ 1923 und K. VON FRISCH „Über die Sprache der Bienen“ 1923. — In meiner „Krise der Psychologie“ sind diese Dinge ausführlich vom Gesichtspunkt der allgemeinen Sematologie aus diskutiert.

des Täters — auch an dieser überaus komplexen Relation wird in der Lebenspraxis neben vielem anderen Ausdruck gesucht und gewiß nicht überall mit Unrecht angenommen.

Unsere Liste (Werk, Milieugestaltung, Zeug, Taten) ist sicher weder vollständig noch endgültig geordnet. Sie soll nur andeuten, wie mannigfach verschieden die Ausgangsdaten des dritten Aspektes unter sich noch sein können. Wenn wir das Verfahren einer sachgerechten Ausdeutung dieser Daten ‚geisteswissenschaftliche‘ Ausdrucksforschung nennen, so ist das eine Charakteristik a potiori; man könnte den Gesamtbereich, den wir im Auge haben, auch als den *Werkaspekt* oder Ergebnisaspekt bezeichnen. Tatsache ist, daß das gelebte Leben Ergebnisse zeitigt, von deren Analyse die Ausdrucksforschung ebenso ausgehen kann wie von den Daten der sogenannten inneren Wahrnehmung und von der Beobachtung des sinnlich wahrnehmbaren Verhaltens in wohldefinierten Lebenssituationen. Ausdruckshaltig sind diese Ergebnisse deshalb und in dem Ausmaße, wie sie mitbestimmt und mitgestaltet sind von Faktoren und Momenten der *Innerlichkeit* ihres Schöpfers und Erzeugers. Die Wissenschaft steht vor der Aufgabe, das praktisch allenthalben geübte Schließen vom Gestalteten auf die Innerlichkeit des Gestalters zu einer wohl ausgebauten und zuverlässigen Methode der Ausdrucksforschung zu erheben. Womit ich behauptet haben will, daß ihr gerade dies noch nicht in befriedigendem Maße gelungen ist.

Wenn der intime Kenner eines Menschen mir im Anblick eines Produktes aus seiner Hand (aus seinem Kopfe, aus seinem Herzen) versichert: ‚Das und das daran ist ganz Er selbst, ich erkenne einen Zug seines Wesens darin‘, so bin ich weit entfernt, die Treffsicherheit derartiger Behauptungen generell in Frage zu stellen. Allein sobald man ohne intime Personalkenntnis des Erzeugers vor dem isolierten Gebilde allein steht und, wie der Methodiker es versuchen muß, zu Verallgemeinerungen schreitet, wird deutlich, daß es der möglichen Relationen des Bildenden zu dem Gebilde fast unabsehbar viele gibt und daß gerade darin die eigentliche Schwierigkeit des geisteswissenschaftlichen Weges der Ausdrucksforschung beschlossen liegt. Geisteswissenschaftlich orientiert ist (und müßte es nach meiner Auffassung in mancher Hinsicht noch in höherem Grade sein, als sie es faktisch schon ist) z. B. die Graphologie. Wir hatten Gelegenheit, mit KLAGES selbst an einer einzigen Stelle (S. 188ff.) von der Vieldeutigkeit aller Handschriftenmerkmale zu sprechen und ein kleines Fragezeichen hinter den von

KLAGES empfohlenen, angeblich sicheren und einzigen Ausweg zu setzen. In höherem Grade noch als bei der Handschrift wird dieselbe Schwierigkeit deutlich, wenn man Ausdruck anderen isolierten Produkten aus Menschenhand in kurzem direkten Verfahren abzulesen versucht, d. h., wenn man dabei den freilich mühsamen Weg der Einsichtnahme in alle erreichbaren biographischen Daten ihres Erzeugers vermeidet.

Wieweit wir zum mindesten heute noch entfernt sind von zuverlässigen Methoden dieser Art, wird exemplarisch greifbar, wenn man z. B. das großzügig angelegte Werk von H. PRINZHORN „Bildnerei der Geisteskranken“ studiert. Das in dem Buche veröffentlichte Material zeichnerischer und malerischer Produkte aus der Sammlung der Heidelberger Klinik ist sicher mit Sorgfalt und subtilem Blick für das bildnerisch Wesentliche ausgesucht und zusammengestellt. Das Beachtenswerteste und zum Teil Erstaunliches stammt von zeichnerisch ungebildeten Schizophrenen. Das Problem ist klar, und der Versuch mußte einmal unternommen werden, an Produkten, die so weit absteigen von allem für den Kunstmarkt Geschaffenen und die hervorgegangen sind aus einem vielfach hochgesteigerten Auseinandersetzungsbedürfnis ihres Schöpfers mit dem Dargestellten, den Ausdruck vom bildnerischen Werk her zu studieren. Allein das allgemeine ausdruckstheoretische Ergebnis war, wie PRINZHORN selbst hervorhebt, über Erwarten mager und fordert zu der neuen Frage heraus, warum es so mager ist. Vielleicht paßt es gut in das Gesamtbild der Schizophrenie, daß diese Kranken auch als Zeichner und Maler keine Ausdrucksakrobaten, sondern etwas ganz anderes sind. Und damit wird man immer rechnen müssen bei isolierten bildnerischen und darüber hinaus bei allen menschlichen Werken, deren Schöpfer und deren Schaffensgeschichte nicht von anderen Seiten her aufgehellt wird, daß aus den verschiedensten Gründen fraglich bleibt, was und wieviel an ihnen abseits vom Kunstwillen (allgemeiner: von der unpersönlichen Schöpfungsintention) als persönlicher Artungs- und Verfassungsausdruck ihrer Erzeuger anzusehen ist.

Die Forschungslage wird auch auf diesem Gebiete mit einem Schlage eine andere, wenn man als Fragender, der an die Dinge herantritt, elastisch genug ist und einem Verfahren nicht gewaltsam abzurufen versucht, was es überhaupt nicht oder nur unvollkommen zu leisten vermag. Es ist nicht so mit den objektiv greifbaren Ergebnissen des menschlichen Lebens, mit dem Werk, den Taten und allem anderen, was noch dazu gehört, daß sie in der Regel unver-

mittelt und ohne Zwischenprozedur aus den Wogen des ewig flüchtigen Erlebens aufsteigen. Der Mythos von der Geburt der Aphrodite aus dem schäumenden Meere wird zwar von den Romantikern da und dort als Gleichnis für den menschlichen Schöpfungsakt verwertet; allein mehr Wahrheit liegt in dem Bibelwort ‚Ich will Dir viel Schmerzen schaffen, wenn Du schwanger wirst; Du sollst mit Schmerzen Kinder gebären‘. Daß es einmal prinzipiell anders gewesen sei, ist eine fromme Legende, an die noch KLAGES glaubt, während die intimen Kenner der sogenannten Primitiven von heute und die Belauscher der Kinder ihm weitgehend widersprechen. Was uns angeht, so wird der Methodiker mit der zweiten Annahme besser fahren und sich z. B. von dem feinen Analytiker DILTHEY in „Erlebnis und Dichtung“ führen lassen. Man hat seine Einsicht aufgegriffen und fortgebildet; CH. BÜHLER berichtet darüber in dem Aufsatz „Der Erlebnisbegriff in der modernen Kunstwissenschaft“¹⁾. Entscheidend ist die nach DILTHEY von allen anderen (SIMMEL, NOHL, GUNDOLF usw.) unterstrichene und immer wieder begrifflich etwas anders gefaßte Tatsache, daß von der ersten Konzeption bis zum Abschluß nicht nur das Werk, sondern auch sein subjektiver Mutterboden, das ‚Erlebnis‘ gestaltet und umgestaltet wird. Wenn uns biographisch nachgewiesen wird, daß GOETHE an dem und dem Tage bei einem Abendspaziergang den ersten Einfall zu einem bestimmten lyrischen Gedicht hatte, so ist das mehr oder minder wissenschaftlich und aufschlußreich. Allein das Anstoßerlebnis und das endgültig ‚Ausgedrückte‘ sind vielleicht sehr verschieden.

Wer als Ausdrucksforscher seine Ausgangsdaten da sucht und aufnimmt, wohin ihn LICHTENBERG und GOETHE mit Nachdruck verweisen, der soll die ‚Innerlichkeit‘, die er erschließen will und auf den ersten Griff allein erschließen kann, nicht verwechseln mit dem ‚Erlebnis‘ im Sinne von WUNDT und KLAGES und aller anderen Erlebnispsychologen. Sondern es gilt, die GOETHESche Frage in umgekehrtem Sinne zu stellen: ‚Aber was ist das *Innere* des Menschen?‘ Werk und Tat und die ‚kleine Welt‘, die sich der Mensch umzäumt, zeugen im ersten Zeugengang nicht für die sozusagen nackte, sondern für die selbst schon ausgestaffierte, für die gepflegte Innerlichkeit, sie legen Zeugnis ab oft mehr für das Selbstbild des Täters und Gestalters als für das ungeformte Gewoge seiner ‚Wallungen‘, das Wort im Sinne von KLAGES verstanden.

¹⁾ Vom Geiste neuer Literaturforschung. Festschrift für WALZEL. Potsdam (Athenaion) 1924. S. 195—211.

Warum nicht auch dies zum Ausdruck rechnen? Wer weiß, was auszudrücken übrig bliebe, wenn man den Menschen der Fiktion, der Maske und des Rollenspiels in jeder Form entwöhnen könnte.

Wenn man nach all dem synoptisch zu denken beginnt, so öffnet sich ein Feld wichtiger, weitreichender und bislang unbeantworteter Fragen. Ausdruck ist in allen drei Aspekten ein ‚Gesicht‘ (wie H. WERNER sagt), in dem wir Ungesehenes lesen können¹⁾. Das Ungesehene soll einen gemeinsamen Namen tragen; das begriffliche Korrelat zu dem sinnlich Wahrnehmbaren der Ausdruckserscheinungen, das Korrelat zu dem ‚Gesicht‘, ist etwas, was man im Deutschen adäquat als die *Innerlichkeit* bezeichnet. Der Terminus ist weit genug, um das ‚Gelesene‘ der drei Aspekte gemeinsam zu treffen: die seelischen Wallungen wie Zorn und Furcht im Sinne von WUNDT und KLAGES, den subjektiven Mutterboden menschlicher Schöpfungen und Taten und auch jenes große X noch, was an bestimmter Systemstelle in der Rechnung des konsequenten Behaviorismus aufscheint. Was dieses X ist, kann man nicht generell und in einem einzigen Satze angeben; die tierische und menschliche Handlung vollzieht eine Auseinandersetzung des Handelnden, löst ein gegebenes Problem auf „historischer Reaktionsbasis“, wie man sich ausdrücken kann. Ich habe in einer theoretischen Skizze versucht, den derart angedeuteten Komplex von Faktoren sachgemäß aufzugliedern: es gibt zu jeder Handlung eine Vorgeschichte, an der man sachgemäß das phylogenetische, das ontogenetische und das aktgeschichtliche Moment unterscheidet²⁾. In diesen Bereichen muß man letzten

¹⁾ Der terminologische Vorschlag WERNERS ist gut, weil er uns auf das Gebiet verweist, wo wir Erwachsene alle noch originär ausdrucks haltige Wahrnehmungen haben. Daß sie in der Jugendphase der Menschheit und des Einzelnen lebenswichtiger und weiter verbreitet waren als bei uns, läßt sich zum mindesten am Kinde einwandfrei beweisen. Und über das Bewiesene hinaus vermute ich, daß z. B. ein physiognomischer Einschlag enthalten ist in dem Blick, mit welchem die Jüngens von heute Autotypen erfassen und unterscheiden; ich kenne 12- und 14-jährige, die 70—100 Marken leicht und sicher auseinanderhalten. Unbestreitbar ist auch, daß man den ‚physiognomischen Blick‘ sekundär wieder kultivieren kann, wo immer er rückgebildet war. Bleibt überall nur die methodisch entscheidende Frage, wo, warum und was für korrekte ‚Erschauungen‘ wir ihm verdanken. — Über die frühesten Reaktionen des Säuglings auf das menschliche Gesicht bietet theoretisch weittragende neue Aufschlüsse die Arbeit von ERNO KAILA (s. oben S. 158 Anm.). Es ist das Doppelauge des Erwachsenen, an dem der Blick des Kindes hängt und haftet; dabei erfolgt das erste soziale Lächeln schon im zweiten Lebensmonat. Und hier liegt der Entwicklungsquellpunkt für die mimische Resonanz im Kinde. CH. BÜHLER wird die experimentellen Befunde KAILAS und ihre theoretische Deutung in der Z. f. Ps. ausführlich besprechen.

²⁾ In: „Die Axiomatik der Sprachwissenschaften“. KANT Studien 38, S. 51 ff.

Endes zu bestimmen suchen, wie und warum das Situationsproblem im gegebenen Falle gerade so oder so gelöst wird. Daß die behavioristische Ausdrucksforschung dahin führt, wird uns in dem kurzen Berichte ihrer Erfolge (sub 4.) deutlich werden.

Denselben Namen ‚Innerlichkeit‘ für endgültig Verschiedenes verwenden, wäre ein logischer Unfug. Doch kann, wer ihn vorschlägt, auch die Überzeugung hegen, daß nicht endgültig Disparates, sondern nur ein vorläufig dreimal wissenschaftlich verschieden Bestimmtes, und zwar noch unzulänglich Bestimmtes damit getroffen werden soll. Ist die Innerlichkeit ein Reich, ein Kosmos, dann braucht die Idee der Aspekte kein Ungedanke zu sein. Denn dieselbe Ordnung kann dem, der sie aus Anzeichen erschließen muß, unvollkommen in den verschiedensten Erscheinungsformen faßbar werden.

2. Es sei nun nach der Andeutung des Programms grundsätzlicher Probleme, die der Bearbeitung harren, einiges aus dem Fortgang der Tatsachenforschung in der Gegenwart besprochen. Zuerst die mehrfach schon erwähnte Arbeit von PHILIPP LERSCH „Gesicht und Seele“ (1932). Sie ist auf ein Stichwort gebracht ein neues *Lexikon der fruchtbaren Momente mimischen Geschehens*. Ihr Fortschritt über PIDERIT hinaus liegt begründet in einer subtileren, modernen Phänomenologie und in dem wesentlich andersartigen Verfahren der Materialgewinnung. PIDERIT war (wie DARWIN) ein Sammler und außerdem ein guter Zeichner; wer seine Bücher gelesen hat, sieht ihn auf der Suche nach mimisch starken Bildern in Museen und Kunstakademien, wo man gewiß von jeher Sammelwerke à la LE BRUN verwendet hat. LERSCH dagegen photographiert auf laufendem Film Versuchspersonen, die nichts davon wissen, sondern die Testarbeiten einer lebenswichtigen experimentellen Persönlichkeitsprüfung verrichten.

Merkwürdig vielleicht auf den ersten Blick ist das Faktum, daß das aus den Filmstreifen gewonnene neue Lexikon nicht überwältigend viel reicher ist als das den Bildern der Maler nachgeschriebene alte von PIDERIT. Vor mir liegt eine Vergleichstabelle, aus der man bequem entnehmen kann, was hinzugekommen und weggeblieben ist. LERSCH beschäftigt sich z. B. nicht mit dem Glanz des Auges und kennt keine eigenen Nasensymptome, sondern teilt das Gesamtgelände des menschlichen Gesichtes auf in die drei Symptombezirke der Stirne, der Augen und des Mundes. Um mit dem letzten zu beginnen, so erscheint mir der PIDERIT-WUNDTsche Befund der *Verkostungsgesten* bei LERSCH durch einen guten physiognomischen Griff vertieft und differenziert. Auch er findet da und

dort an seinen Versuchspersonen, die während der Experimente gewiß nichts mit Essen und Trinken zu tun hatten, den bitteren und den süßen Zug um den Mund; die Photographien sind überzeugend. Aber nur wenige Persönlichkeiten produzieren diese Züge häufiger, andere überhaupt nicht (sc. unter den hier gegebenen Umständen). Und die sie produzieren erweisen sich aus den übrigen Prüfungsbefunden LERSCHS als Menschen, die mehr und subtiler als andere mit der Epidermis reagieren, wie man bildhaft zu sagen pflegt. Nicht daß sie geradezu ‚Empfindler‘ sein müßten; es kommt weniger auf den Grad an als darauf, daß ihnen überhaupt die Haltung, des *Sich-berührt-Fühlens* näher liegt als anderen. Im Gegensatz zu Menschen, die mehr und häufiger mit der polar entgegengesetzten Haltung des *Ergriffenseins* in dieser und jener Situation reagieren. Das erstere ist nach LERSCH „eine stark triebmäßige, noch in der Nähe des rein Animalischen stehende und insoferne als infantil zu bezeichnende Reaktionsform, der die bewußte, zielsetzende und auf Leistung gerichtete Willenshaltung als polarer Gegensatz gegenübersteht“ (122). Das klingt plausibel und verdient, weiter verfolgt zu werden; nur wird man zur Ergänzung besonders im Hinblick auf psychopathologische Tatsachen hinzufügen, daß die Haltung des Sichberührtfühlers auch als sekundär wieder hochgezüchtete Verfassung auftreten kann. — Die Verkostungsgeste des sauren Geschmacks vermisste ich im Lexikon von LERSCH.

Sehr sorgfältig und systematisch reinlich ist die *Mimik der Augen* behandelt. Variationen erstens der Lidspalte, zweitens der Blickrichtung und drittens der Blickbewegungen — in diesen Dimensionen werden in der Tat die fruchtbaren Momente des mimischen Geschehens um die Augen vom Sender produziert und vom Empfänger erhascht. Der Name ‚Blickbewegung‘ trifft zweierlei, die Gestalten des *Tempos* und des *Weges*. Was die Variationen des *Tempos* angeht, so stufte PIDERIT in: träg / lebhaft / umherirrend, während wir bei LERSCH lesen: starr / träg / ruhig / lebhaft / umherirrend; das extreme Merkmal ‚starr‘ notiert ‚keine Bewegung‘, das Merkmal umherirrend ‚überschnelle Bewegung‘. Ich muß als Berichterstatter gestehen, daß mir das Ganze noch nicht gefällt. Denn vor allem: Wo bleibt die Verwertung der Erkenntnisse, die wir den exakten Registrierungen und Messungen der Amerikaner unter der Führung DODGES verdanken? Wenn der Musiker vom Tempo spricht, so wissen wir genau, was er meint, weil sein Begriff durch das Merkmal der Taktdauer definiert ist. Dagegen ist der Begriff des Blicktempos keineswegs definiert; ob in der aufsteigenden

Reihe die Bewegung der Augäpfel selbst schneller und schneller von statten geht (eine sehr fragliche Annahme) oder ob nur die Bewegungspausen verkürzt werden oder ob die Weglänge der Bewegungsrucke verändert wird, über all das schweigen die Autoren. Und sind darum auch nicht imstande, das Thema der Weggestalten des wandernden Blickes befriedigend zu erledigen. Denn die Treppe: bestimmter / unbestimmter / diffuser Blick bei LERSCH ist kaum um eine Nuance befriedigender wie die bei PIDERIT: sanft / fest / unstet.

Das ist keine pedantische Kritik, sondern ein Hinweis auf das ungelöste Problem der faktisch ungemein wichtigen *Sukzessionsgestalten* des Blickweges. LERSCH ist mit seinen Filmaufnahmen technisch auf dem Wege; ich könnte mir eine andere Auswertung der Aufnahmen oder neue Experimente mit den vorhandenen Filmstreifen denken, um zu einer befriedigenden Beschreibung dieser Gestalten zu gelangen. Daß es lohnend wäre, bedarf keines Wortes; denn kaum etwas anderes kann so mit subtilem Ausdruck geladen sein wie das seismographisch feinbewegte und wechselvolle Spiel des auf den Dingenden bald ruhenden und dann wieder über sie hinstreifenden oder sie absuchenden Blickes. Daß eine vollendete Künstlerin ‚bisweilen nur mit den Augen getanzt habe‘, wie jener bewundernde antike Schriftsteller versichert, ist kaum erstaunlich; es muß eine kleine Welt uns praktisch wohlvertrauter Bewegungsgestalten des Blickes geben und die moderne Untersuchungstechnik soll sich die Aufgabe stellen, sie zu erschließen.

Treffende Bilder und gute Gedanken findet man bei LERSCH zu dem Thema *Blickrichtung*. Unter ‚Richtung‘ ist wie immer, wenn der Terminus in der Ausdruckslehre vorkommt, die Stellung des Augapfels im Koordinatensystem seiner knöchernen Höhle zu verstehen. Auf — ab / rechts — links und Zwischenrichtungen wie die des ‚schiefen‘ Blickes (z. B. nach oben und rechts) sind, weg vom Blick geradeaus nach vorn, die Hauptexkursionsmöglichkeiten, welche der Maler malt und der Ausdruckstheoretiker deutet. Dazu natürlich noch der Konvergenzgrad der Achsen des Doppelauges. Der Maler oder Bildhauer wird nie versäumen, jedem Blickrichtungssymptom, das er verwertet, ein *semantisches Umfeld* mitzugeben und wäre es auch nur die Andeutung, wie der Kopf zu den Schultern oder wie er (absolut) zur Richtung der Schwerkraft (und damit zur Horizontalen) orientiert oder ‚gestellt‘ ist, woraus seine relative Position normalerweise hervorgeht. Diese gehört eben dazu, damit die isoliert kaum je deutbare Blickrichtung eine genügend scharf umschriebene *Bezugswendung* andeutet und damit einen angeb-

baren Ausdruckswert erhält. Auch so noch ist, wenn außerdem das Bezugsobjekt und die Gesamtktion des Blickenden im Bilde fehlt, wenig gesagt; die Blickstellungen sind hochgradig synsemantische Anzeichen. Der so und so gestellte Augapfel will eine bestimmte Lidspalte zum Herausschauen um sich und mitbeteiligte Augenbrauen als Dach über sich haben, bevor er deutlicher zu sprechen beginnt.

Wenn man trotzdem auf Bildern wie im Leben Blickstellungen als solche ausdeuten kann, so liegt das beim ruhenden Bilde daran, daß ihm entweder ein faktisch genügendes semantisches Umfeld mitgegeben ist oder daß es vom Beobachter aus eigenem herumkonstruiert wird. Wo immer, um nur das Einfachste zu nennen, Arme, Beine, Gesamtkörper in einer erkennbaren Handlungsphase stehen, da gehört normalerweise zu ihnen eine definierte Blickrichtung. Das ist der gegebene Casus rectus, und jede Abweichung von ihm wird als Abweichung wirksam; der Künstler kann sie anbringen und beginnt damit, Ausdruck durch Blickrichtungen als solche zu malen. Wir haben das Beispiel des ‚versteckten Blickes‘ früher durchgesprochen und wollen hier nicht mehr darauf zurückkommen. Was LERSCH seinen Photogrammen zu entnehmen vermag, illustriert und bestätigt das Gesagte. Wenn die Serie der vertikalen Varianten z. B. mit der Feststellung beginnt, daß es neben dem ‚Blick nach oben‘ auch einen ‚Blick von unten‘ gibt, so wäre und bliebe diese Unterscheidung paradox ohne bestimmten Anhalt im semantischen Umfeld. Hebt der Maler den ganzen Kopf ein wenig und läßt die Augen dieser Bewegung in die Höhe ‚voraus-eilen‘, so entsteht ein Blick nach oben. Senkt er aber den ganzen Kopf ein wenig und läßt die Augen eine Gegenbewegung in die Höhe ausführen, dann blicken sie ‚von unten‘. Man kann das Ganze natürlich auch umkehren oder dasselbe Spiel in horizontaler Wendung oder schräg vornehmen. Die *Blickpatrouillen* eilen voraus oder kehren um, der Kopf und dann erst die Heeresmasse ‚Rumpf‘ folgen nach; das ist das natürliche Gesetz und der praktisch mit-erfaßte Deutungshintergrund.

Darin stecken dann schon Bezugswendungen von erheblicher Komplexität, die selbst einen reicheren Charakter haben und mit ihm eine deutlichere expressive Kapazität. Das positive Erfahrungsdatum, daß oben im Himmel oder sonstwo in der Höhe die ‚erhabenen‘ Bezugsobjekte erblickt werden, genügt, um den längst bekannten Blick ‚nach oben‘ mit „Andacht“ u. dgl. m. expressiv zu laden. Das positive Erfahrungsdatum, daß die Neigung des

Kopfes nach unten Unterwerfung u. dgl. m. kundgibt, genügt, um die aus dieser Kopfbewegung rückkehrende Blickpatrouille zum Kündler des (demütigen) Vertrauens zu machen. Versteht sich: nur wenn die übrigen Umstände danach angetan sind. Derselbe Blick von unten im Umfeld einer finsternen Stirne und eines verbissenen Mundes kündigt Aggression, vielleicht aus zuvor schutzgeduckter Kopf- und Körperhaltung. In ähnlicher Art und Weise kann man den Blick ‚nach unten‘ durch Variation des semantischen Umfeldes zum Kündler lächelnd-milder Herablassung und Gnade oder anders zum Anzeichen ungnädigen und verabscheuenden oder aggressiven Hochmuts machen. Das ist nicht alles neu entdeckt, aber gut geschildert bei LERSCH.

Zum Thema der Bezugswendungen, das, wie sich der Leser erinnert, allgemein zuerst von ENGEL gestellt und fruchtbar behandelt worden ist, leuchten gerade im Kapitel über die Blickrichtungen beachtenswerte Gedanken auf. Im Rahmen der ENGELschen Idee muß man fragen, was die Augen für das Aktionssystem des ganzen Organismus sind und leisten. PIDERIT kam an dieser Stelle, wie wir gezeigt haben, nicht recht mit; LERSCH aber ist auf der Höhe der gestellten Aufgabe und verwertet geschickt z. B. seine schon einmal zitierte Scheidung des aktiven Bewältigers vom mehr passiven Eindrucksmenschen. Der habituell auf Bewältigung Eingestellte erfaßt viel regelmäßiger mit seinem Blick die entscheidend nahen Dinge und läßt sich in den Situationen des Experimentators LERSCH nicht ertappen mit den parallel gestellten Augachsen des Horizontblickes, welchen auch der Kontemplative, der Verlorene, der Innenblicker häufiger zwischendurch produziert; auch nicht mit einem Blick nach oben, wenn es gilt, etwas Schwieriges in Angriff oder etwas Unangenehmes auf sich zu nehmen. Das sind physiognomonisch aufschlußreiche Einzelbeobachtungen, die man bei LERSCH selbst nachlesen muß. Was das kontemplativ auf den Dingen ruhende Auge abgehoben vom Auge des Zupackenden angeht, so müßte nach meiner Einschätzung noch mehr von diesem praktisch wichtigen Unterschied in den sachgemäß bestimmten Sukzessionsgestalten des Blickwanderns zum Vorschein kommen.

3. Das Bestgelungene in LERSCHS Arbeit ist nach meinem Dafürhalten das Kapitel über die Ausdruckssymptome der *Lidspalte*. Daß Ausdrückende das Auge bald spontan weit öffnen, bald spontan bis auf engen Lidschlitz schließen und bald in ganz anderer Technik durch das Oberlid in höherem oder geringerem Grad ‚verhängen‘, ist der gut begründete Ansatz. Die modernen Filmschau-

spieler praktizieren in ihren sentimental Großbildern dies Auf und Zu in vielen Melodien und von wechselnden, habituell sehr verschiedenen Normalstellungen aus; expressiv ist weit mehr die Bewegung selbst wie ihr Enderfolg. Die expressiven Valenzen dieses Augendeckelspieles hat LERSCH sorgfältiger als irgendein anderer vor ihm bestimmt. Versteht sich: wieder weg von der Bühnentechnik an den unretuschierten Bildern seiner Versuchssituationen, in denen die Produzenten kaum je in Versuchung kamen, einen lebenden Partner damit anzusprechen. Es dürfte gerade hier wichtig sein, das einigermaßen noch Originäre von dem weitgehend Konventionalisierten abzuheben, um über das Etymologische an der Sache klar zu werden. Zuerst das Öffnen; ich zitierte:

„Je stärker sich im mimischen Spiel die Tendenz zeigt, das Auge übernormal zu öffnen, je größer physiologisch der Impuls ist, den Augendeckelheber zu innervieren und je mehr damit der Saum des Oberlides an den oberen Rand der Iris rückt, desto stärker ist psychologisch die optische Bezogenheit des Individuums auf die Umwelt, vorausgesetzt, daß nicht rein neurologische Ursachen vorliegen“ (43).

Das ist eine plausible und tragfähige Hypothese. Sie führt begrifflich einen neuen Faktor, eine Variable ein; sie behauptet, es gäbe ein wechselndes Maß der ‚optischen Bezogenheit auf die Umwelt‘ und denkt sich seelische, d. h. erlebnismäßig feststellbare Impulse zur Erhöhung dieser Bezogenheit verbunden mit dem genannten Muskelimpuls an den Augendeckelheber. Die Sprache nennt beides ein *Sichöffnen*, das Aufreißen der Lidspalte und die Erhöhung der seelischen Empfangsbereitschaft für optische Reize. Wer auch nur über die landläufigen Kenntnisse in Sachen der Steuerung der Augapfel-Muskulatur verfügt, erinnert sich an dieser Stelle, daß auch die Richtungseinstellungen des Auges (die Fixationsbewegungen) von dem, was man *Interesse* zu nennen pflegt, gesteuert werden, und wird die neue These willig aufnehmen. Die nächste Frage ist, wie es sich mit dem der Leistung nach antagonistischen Impuls zur schlitzförmigen Verengerung der Lidspalte verhält. Dieser Impuls ist physiologisch verwickelter; er ergeht zugleich an den inneren Augenringmuskel, welcher das Oberlid herabdrückt und das Unterlid hebt, und wieder an den Augendeckelheber. Ohne den Zusatzimpuls an diesen wird die Lidspalte vollkommen verschlossen; mit ihm aber bleibt eine wechselnd enge Spalte offen und es entsteht das bekannte Bild des weitgehend ‚abgedeckten‘ Auges (mit in der Regel faltigem Oberlid). Gibt es zu diesem etwas verwickelten Impuls eine ebenso plausible Zuordnung eines Interesses und damit eine begrifflich klare expressive Grundvalenz?

„Was nun die psychologische Deutung des abgedeckten Auges betrifft, so ist es ohne weiteres einsichtig, daß sich in der Tendenz zur Innervation des Augendeckelhebers ein Wille zur Aufrechterhaltung des apperzeptiven Kontaktes mit der Umwelt auswirken muß. Problematisch ist dabei, aus welchen Zusammenhängen heraus gleichzeitig eine Innervation des Augenkreismuskels erfolgt, bei der die Lidspalte sich ja zu schließen sucht“ (57).

Auch das ist, wie ich glaube, ein treffender Ansatz; es ist jedenfalls der einfachste, den man machen kann. Wie es sich mit der noch offen gelassenen Frage nach der Valenz des Begleitimpulses zum Lidschluß verhält, werden wir bald systematisch erörtern. Vorher ein Wort über das von LERSCH mit glücklichem Griff abgehobene dritte Symptom des ‚verhängten‘ Auges. Wenn der normale Tonus des Augendeckelhebers, welcher habituell verschieden stark sein kann, merklich nachläßt, sinkt das Oberlid seiner Schwere folgend herab und verhängt (in der Regel faltenlos glatt) mehr oder minder weit die Iris und Pupille. Das ist das im großen und ganzen leicht erkenntliche, vom Bild des verkniffenen Auges zu unterscheidende Phänomen. Was hat es auf sich?

„Die diagnostische Bedeutung des verhängten Auges ergibt sich ohne weiteres; überall da, wo im mimischen Spiel eines Menschen eine Tendenz zum Nachlassen der normalen Innervation des Augendeckelhebers aufzuweisen ist, haben wir psychologisch eine Herabsetzung der Bereitschaft zur optischen Apperzeption bzw. ihr völliges Verschwinden anzunehmen, also einen spontanen Verzicht auf ein scharfes Netzhautbild der Umgebung, eine Lockerung der optisch-apperzeptiven Bezogenheit“ (48).

Interessant weil typisch für das ganze Gebiet der Ausdruckszeichen ist die *Präzisierung der Valenzen* durch die konkreten Lebenssituationen, in welchen die Symptome der Lidspalte wachsen. Angenommen noch einmal, LERSCHS Idee ist richtig. Dann künden die fruchtbaren Momente des mimischen Geschehens an der Lidspalte in allen Erscheinungsfällen drei Wendungen im Bereiche jener inneren Haltung oder ‚Einstellung‘, die man in der Erlebnispsychologie im Kapitel von der ‚Aufmerksamkeit‘ zu behandeln pflegt. Nämlich: 1. die Steigerung der Empfangsbereitschaft für optische Eindrücke, 2. ihr Absinken, 3. ihre selektive Einengung auf dies oder das. Das Letztere heißt in der überlieferten Lehre „Konzentration“. Wie macht die in jedem Erscheinungsfall mitgegebene konkrete Situation diese Ausdruckswalzen gehaltreicher und präziser?

Besprechen wir das dritte Symptom zuerst. LERSCH unterscheidet mit Recht die Situationen, in denen es der Ausdrückende mit einem lebendigen Gegenüber, einem menschlichen Partner zu tun hat, von denen, in welchen ein solcher Partner fehlt. Ist er da

und vollzieht sich das Kontaktgeschehen Auge in Auge mit ihm, dann prävaliert im Zukneifen der Lidspalte das Moment des Abdeckens: man schützt sich gegen den eindringlichen Blick des Partners. Er soll nicht alles lesen können, was in meinem Auge zu lesen ist. Dasselbe Abdecken gewinnt einen etwas anderen Sinn, wenn das spähende Auge eines Kontaktpartners wegfällt: man verengert seinen eigenen Gesichtskreis, damit das Wenige um so ungestörter und schärfer beobachtet werden kann. Wozu? Ich vermisse hier bei LERSCH den allgemeinsten Gesichtspunkt, bis zu dem der vergleichende Psychologe vordringen kann. Der praktisch handelnde Mensch beobachtet nicht um zu beobachten und verschärft nicht die Beobachtungsbedingungen, nur um eines genaueren Sehens willen. Sondern er tut das nur, wenn es praktisch gerade darauf ankommt. Und das ist der Fall, wenn er sich dem Gesehenen zuwendet, *um es zu bewältigen*. Sei es im wirklichen Kampf, in Angriffs- und Abwehrhaltung oder daß die Hände etwas Subtiles machen wollen an dem und mit dem Objekt. Es ist, mit einem Wort gesagt, die dritte Bezugswendung ENGELS und der modernen Behavioristen, welche hier zum Vorschein kommt. Was bei Sehtieren im praktischen Verhalten regelmäßig eine optische Konzentration verlangt, sind eben Situationen, auf die mit „Angriff“ reagiert wird.

Ist diese Überlegung richtig, dann erweitert sich die Tragweite der Theorie; es schließen sich z. B. sofort lückenlos alle Beobachtungen, die BELL, DARWIN und einige andere über das Symptom der senkrechten Stirnfalten gesammelt haben, an. Wir haben S. 86 f. und 100 ff. darüber berichtet und an der ersten Textstelle die phänomenologische Deutung LERSCHS als die beste bezeichnet. Merkwürdig, daß ihm die innervationstechnische Ähnlichkeit des Symptoms der senkrechten Stirnfalten mit dem des ‚abgedeckten‘ Auges (soweit ich sehen kann) nicht aufgefallen ist. Hier: antagonistische Spannung des inneren Ringmuskels und des Augenlidhebers zugleich; dort: antagonistische Spannung des gesamten Ringmuskels und des Augenbrauenrunzlers, der ihm die Wage hält, zugleich. Das kleinere Spiel an der Lidspalte wird erweitert zum größeren Spiel, indem die muskuläre Nachbarschaft mit hineingezogen wird. Das ist ein Übergang, der sich in allen Phasen beobachten läßt. Ganz analog ist im Bereich des Gegensymptoms der Übergang vom einfachen Lidaufreißen zu dem extremen Aufreißen, an dem sich der Stirnmuskel (frontalis), welcher die horizontalen Stirnfalten erzeugt, mitbeteiligt. Daß die Muskeln der

Stirnregion ein äußeres, um die Orbitalmuskeln gelegtes und seiner Leistung nach auxiliäres System darstellen, ist keine neue Erkenntnis.

Von da aus ordnet sich das Übrige von selbst. Wir kommen auf die gute Scheidung LERSCHS der Empfangsbereitschaft für Sinnesreize von der Aktionsbereitschaft zurück und geben ihm dazu noch einmal selbst das Wort:

„Denn es sind zwei grundverschiedene Lebenshaltungen, die sich als verschiedene Arten der optischen Bezogenheit eines Menschen auf die Umwelt in der *schauenden* und der *beobachtenden* Einstellung auswirken. In der letzteren steht der Mensch der Umwelt gegenüber mit Absichten, er berechnet mit nüchternem, messendem Blick, die Welt ist für ihn etwas, das er zu bewältigen und zu beherrschen sucht. Er trägt deshalb an alles, was ihm von außen begegnet, das Richtmaß seiner Absichten heran, wodurch seiner Wahrnehmung gerade die Breite verlorenght, mit der der schauende Mensch der Welt geöffnet ist. Dem Schauenden andererseits fehlen bestimmte Erwartungen und Absichten in bezug auf die Wirklichkeit, er ist innerlich aufgelockert und bereit, auf alles zu hören, was die Welt ihm zu sagen hat. Der Beobachtende befindet sich immer in einer gewissen Aktionsbereitschaft, die Haltung der Schau dagegen setzt das voraus, was man pathische Bereitschaft nennen kann. Der Schauende steht der Welt wie ein Kind gegenüber, bloß empfangend, abwartend, ohne bewußte Absicht“ (58).

In der Tat: das schauende Auge, welches hier beschrieben wird, ist das offene Auge des Kindes, des Staunenden und anderer kontemplativer Menschen. Und wenn sie dem Geschauten in der gemeinten Haltung nahetreten, so öffnet sich die Hand zum Streicheln, zur kosenden Berührung. Das aber ist in der Sprechweise der Behavioristen ein Fall von *positiver Hinwendung*. Allein die Dinge bleiben nicht so einfach. Man sieht das weitgeöffnete Auge nicht nur bei schlichter Schaulust und darüber hinaus, wo immer eine Welle von Freude am Dasein in den Augen manifest wird, sondern noch in einer ganzen Serie anderer Verfassungen, die von Freude weit entfernt sind. Die Serie reicht von der hedonalgisch neutralen ‚Überraschung‘ bis zum extremen ‚Entsetzen‘. Soll der Ausdruckstheoretiker eine Lehre daraus ziehen, so ist es jedenfalls noch einmal die, daß man mit dem zu einfachen bipolaren Schema des Lustprinzips von PIDERIT und GRATIOLET nicht durchkommt.

Die *Verhängung* des Auges kündigt behavioristisch gesagt die mildeste Form eines Nichtreagierens. Doch nützt der raffinierte Gesellschaftsmensch sie manchmal, wie er mitunter auch den Flüsterton benützt, um die schärfsten Bosheiten zu sagen. Ist es ein menschlicher Kontaktpartner, vor dem man den Tonus des Augendeckelhebers sinken läßt, so verstehe er, wieviel es geschlagen hat. Das optische Interesse für ihn ist erschöpft. Im übrigen gibt es viele Techniken des Sichentziehens; PIDERIT verfiel auf die direkteste

und plumpste, indem er nur an das aktive Schließen des Auges dachte. Gewiß, daß man auch die Augen schließen kann vor sinnesstofflich oder bedeutungsmäßig Widerwärtigem und Unerträglichem; man kann und tut es unter Umständen. Allein es gibt auch ein ausdrucksvolles Wegblicken und Kehrtmachen, wobei die Augen etwas Wichtigeres zu tun haben als sich zu schließen. Das passive Absinken des Oberlids geschieht regelmäßig im Stadium allgemeiner Müdigkeit und hochgradiger Langerweile; es geschieht und wird physiognomisch beachtenswert in jener Schlappheitshaltung, die man Blasiertheit zu nennen pflegt, und es tritt (noch einmal anders) manchmal (aber keineswegs regelmäßig) auch als Sekundärererscheinung bei verträumter Beschäftigung mit optisch Abwesendem auf. Dagegen erzeugt die sogenannte Konzentration nach innen, eine Denkanstrengung, bei der man ebenso keinerlei Notiz mehr von den Dingen und Vorgängen der aktuellen Wahrnehmungssituation nimmt, mitunter den ‚verlorenen‘ Blick aber keineswegs das ‚verhängte‘ Auge.

LERSCH berichtet: „Für gewisse Menschen unseres Erfahrungskreises fanden wir es typisch, daß sie im mimischen Spiel immer wieder den Vorhang der Augen herunterfallen ließen, um sich in die Verschwiegenheit des eigenen Ichs zurückzuziehen“ (54f.). Diese Diagnose bedarf, wie mir scheint, einer Präzisierung dahin, daß solche Menschen nach dem Rückzug nicht denkend, sondern träumend oder genießerisch mit sich selbst beschäftigt sind. Genau so, wie man dies beim Aufgehen in Genüssen, „die nicht gerade durch das Auge vermittelt werden“, darunter bei erotischer Versunkenheit beobachten kann. Die Bemerkung, daß das verhängte Auge „ein geistiges Bezogensein auf irgend etwas Fernes andeuten kann, das mit der Seele gesucht wird“ (54), dürfte das verhängte Auge mit dem verlorenen Blick verwechseln. Ein extremer Grad des müden Auges ist das, was BELL bei Sterbenden beschrieben hat und was man auch bei Säuglingen vor dem Einschlafen beobachten kann (s. oben S. 70 Anm.).

Es liegt zum Teil am Thema, daß solche Ausführungen noch reichlich aphoristisch ausfallen; systematisch aufgreifen müßte die Dinge der Soziologie und Ernst machen mit der Aufgabe einer umsichtigen wissenschaftlichen Analyse des menschlichen Kontaktgeschehens. Nicht nur, wo es als Spiel betrieben, sondern auch dort, wo Taten und Charaktere in ihm abgewogen und nicht selten Schicksale entschieden werden. Was der Ausdruckstheorie heute am dringendsten nötig wäre, um dabei ein klares Wort mitsprechen zu

können, wäre der Ausbau einer wohlfundierten *Synsemantik*. Die im Ausdruckslexikon isoliert, wie die Wissenschaft es tun muß, kodifizierten fruchtbaren Momente des mimischen Geschehens stehen, wo immer sie das Leben erzeugt, in einem semantischen Umfeld; ihre pathognomische und physiognomische Valenz ist kontextgetragen. Es ist sematologisch gesehen mit den Ausdruckssymptomen wie mit den Wörtern der Lautsprache oder wie mit den Bildwerten der Farbflecken auf einem Gemälde. Der Linguist verfaßt zum Lexikon einer Sprache die Grammatik oder Syntax; die Ausdruckslehre braucht außer ihrem Lexikon ebenso eine Art von Grammatik oder Syntax; soll aber, da sie es nicht mit Symbolen sondern mit Anzeichen (Symptomen) zu tun hat, von vornherein damit rechnen, daß sie das hier Geforderte nicht einfach von dort abschreiben kann, sondern von Grund auf selbständig erarbeiten muß.

4. Ein moderner Leser kann das Buch von LERSCH und die ‚Ideen zu einer Mimik‘ von ENGEL nebeneinander studieren, weil sie über anderthalb Jahrhunderte hinweg von derselben wissenschaftlichen Bewegung getragen werden. Es sei nun einiges aus dem anderen Zweig der Ausdrucksforschung daneben gestellt, was in ähnlicher Weise dem zweiten Stammvater CHARLES BELL nachartet und zum guten Teil wie eine Verwirklichung seines Programms anmutet. Nach DARWIN und WUNDT ist die Führung hier an die Amerikaner gelangt und das mehrmals schon von uns zitierte Lebenswerk von CANNON ist wohl das Repräsentativste, was sie hervorgebracht haben. Jedenfalls werden seine experimentellen (physiologischen) Befunde allgemein anerkannt, und ihre Tragweite für die Ausdruckslehre ist überraschend groß. Man findet die ausdrucks-theoretischen Konsequenzen seiner experimentellen Ergebnisse umsichtig und sachverständig von ihm selbst abgesteckt in mehreren kurzen Abhandlungen. Außerdem wurden sie noch einmal im Systemzusammenhang bestimmt und abgewogen von einem anderen, nämlich von PHILIP BARD¹⁾. Hinter BARDS Artikel folgt in demselben Sammelwerke ein instruktiver Überblick von CARNEY LANDIS,

¹⁾ PH. BARD, The neuro-humoral basis of emotional reactions. In: The Foundations of experimental Psychology, Clark University Press 1929, p. 449—487. — Die Überblicke von CANNON sind: The James-Lange theory of emotions, a critical examination and an alternative theory. Amer. J. Psychol. 39 (1927). — Die Notfallsfunktionen des sympathico-adrenalen Systems. Ergebn. d. Physiol. 27 (1928). — Neural organisation for emotional expression. Feelings and emotion. The Wittenberg Symposium Clark Univers. Press 1928. — Hunger and thirst. In demselben Sammelband wie BARDS Artikel. Das Hauptwerk von CANNON ist: Bodily changes in pain, hunger, fear and rage. New York Appleton. 2. ed. 1929.

„The expression of emotion“, in welchem die amerikanischen Arbeiten im Vordergrund stehen. Ich will zuerst ein Wort im Anschluß an den Artikel von LANDIS sagen.

Das kritisch scharfe Urteil dieses Referenten stellt bei der überwiegenden Anzahl von Untersuchungen, die er selbst oder andere überprüften, fest, daß sie keine auch nur einigermaßen befriedigende Gesetzmäßigkeiten nachweisen konnten. Warum? In dem Menschenalter zwischen WUNDT und der Gegenwart hat sich die Fragestellung der Experimentatoren nur langsam und kraft fortgesetzter Enttäuschungen freigemacht von dem Programm der alten Psychophysik. Lange noch und immer wieder wird nach Puls- und Atmungssymptomen der Gefühle gefahndet, als wäre das Spiegelaxiom von WUNDT eine wohlbegründete Erstannahme, als hätten die Organe der verschiedenen Ausdrucksgelände wirklich den Auftrag, ausgerechnet Lust — Unlust u. dgl. m. manifest zu machen. Die Kernideen einer methodisch reinlichen Verhaltensanalyse setzten sich auf dem Gebiet der amerikanischen Ausdrucksforschung nur allmählich durch; erst die Jüngsten sind ganz von ihnen erfüllt. LANDIS selbst, ein sehr verdienter Forscher, prophezeit im Schlußabschnitt seines Artikels, das Heil werde ganz kommen von zwei Einsichten her, zu denen er sich selbst durchgerungen habe. Das erste sei die Erkenntnis von den starken Modifikationen, welche die emotionalen Reaktionen im Laufe des Lebens erfahren durch „Erlernen im weitesten Wortsinn“ und das andere die Einsicht, daß der Psychologe weit eingehender als seither die Funktionen des animalischen und sympathischen Nervensystems studieren müsse, um der Ausdruckstatsachen theoretisch Herr zu werden. Das erste wird im Anschluß an den lautsprachlichen Ausdruck und das zweite im Hinblick zu den bewunderten Ergebnissen CANNONS erläutert.

Was LANDIS vorschwebt, läßt sich mit anderen Worten auch so fixieren: Die *soziale Funktion* der Gebärden (und mit ihr das Erlernungsmoment) auf der einen Seite und die Verankerung des Ausdrucks im *praktischen Gesamtverhalten* des Individuums auf der anderen Seite soll in den Vordergrund gerückt werden. Das sind treffliche und beachtenswerte Programmpunkte, die in bester Übereinstimmung stehen mit der Gesamtauffassung, die sich uns aus der neuen Besinnung auf die Geschichte der Ausdruckstheorie empfahl; es ist mit anderen Worten gesagt eine *Aktionstheorie*, welche LANDIS kommen sieht: „There is need of further observation, and perhaps of a new construction of principles *upon the basis of the psychology of action*“ (492). Darum sind ihm auch die

sachlich ausgezeichneten Überlegungen CARRS, welche in dieselbe Richtung gehen, sympathisch. „CARR hat gezeigt, daß die affektiven Körperreaktionen sachgemäß, unter drei Hauptgesichtspunkten bestimmt werden müssen: 1. als *Handlung* (act), insofern durch die Prozesse Anpassung an die gegebene objektive Situation konstituiert wird, 2. als *Emotion* (emotion), sofern (Körper-) Vorgänge eingeschlossen sind, welche den Erfolgswert der Handlung steigern, 3. unter dem Gesichtspunkt von *Mitbewegungen* (by-products) zum ersten und zweiten. Er tritt den Beweis an, daß es keine koordinierte vierte Gruppe von Prozessen gibt, für die man den Namen ‚expressiv‘ reservieren müßte; dies ist gesagt, soweit Gesamtreaktionen des Organismus in Frage stehen“ (501)¹⁾.

LANDIS bezweifelt im Fortgang seiner Überlegungen, daß man so, wie es von WATSON (und nach unserem Nachweis vor ihm schon von ENGEL) versucht worden ist, das vielgestaltige praktische Verhalten erwachsener Menschen oder auch nur der Kinder in Hinsicht auf ihren Ausdrucksgehalt unter wenige Kategorien bringen könne; er bezweifelt die wissenschaftliche Berechtigung und den Erkenntniswert der drei affektiven ‚Bezugswendungen‘. Ohne genügende Gründe, wie ich glaube; ihn dürften die freilich zu spezifischen Termini WATSONS ‚Wut, Furcht, Liebe‘ (rage, fear, love) irregeleitet haben. Zum mindesten am Säugling ist die Diakrise der drei grundlegenden affektiven Bezugswendungen mit Hilfe objektiver Merkmale im großen und ganzen befriedigend scharf durchzuführen. Und auch ENGEL dürfte auf der rechten Spur gewesen sein, wenn er dasselbe an den auf der Bühne prägnant herausgearbeiteten Handlungsinitien abgelesen hat.

Natürlich braucht ein ähnlicher Klassifikationsversuch nicht restlos erfolgreich zu sein, wenn man die unendlich vielgestaltigen Attitüden und Manipulationen des Menschen im praktischen Alltag daraufhin beobachtet. Warum nicht? Einfach deshalb, weil diese Beschäftigungen mit den Dingen, diese Reaktionen auf die Reizsituationen unserer Ausgangskonstruktion viel zu fern stehen, um überhaupt noch eindeutig ausdrucks haltig zu sein. Wenn Wilhelm Tell seinen zweiten Pfeil aus dem Köcher nimmt, dann kann er das Ding in seiner Hand streicheln, obwohl oder gerade weil er finstere und aggressive Endabsichten mit dem ‚treuen‘ Zeug verfolgt. Und wenn eine auf der Bühne oder in der realen Küche Kartoffeln schält, so kann sie beliebige Stimmungen in die messerführenden, schneiden-

1) H. CARR, Relation between emotion and its expression. Psychol. Rev. 24 (1917).

den Handbewegungen legen. Einfach deshalb, weil derartig technische Tätigkeiten sonst affektiv neutral zu verlaufen pflegen. Sie sind an sich affektiv undeutbar geworden im Lauf des komplexen Kulturlebens, weil sie als ferne Mittel zu weit abgerückten Lebenszwecken in jenes Sammelbecken indirekter Tätigkeiten aufgenommen wurden, das 99% aller anderen alltäglichen Körperbewegungen des Kulturmenschen mitenthält. Damit kann man, so scheint mir, der Skepsis von LANDIS (und SHERMAN) begegnen. In der Praxis der Wiener Kinderbeobachtungen jedenfalls hat sich die Annahme der drei grundständigen affektiven Bezugswendungen aufs beste bewährt.

5. Und nun zu CANNON. Man stellt als Ausdruckstheoretiker zweckmäßig eine seiner Schlußideen an den Anfang: Ihm stellt sich im Rückblick auf seine experimentellen Ergebnisse die Sache so dar, daß überall dort, wo die Integrität des Organismus, wo das Leben eines Individuums objektiv ernstlich bedroht erscheint, eine bestimmte ‚Notfallsfunktion‘ (emergency function) im Bereich der Steuerungen vom sympathico-adrenalen System her beobachtet wird. Angenommen es kommt 1. zu schweren Verletzungen und mit ihnen zu starkem Blutverlust oder auch nur zu intensivem Schmerz oder Wundchock oder 2. zu bedenklicher Abkühlung des ganzen Körpers oder 3. es versagt aus irgendwelchen Gründen die Atmungstätigkeit (Asphyxie) oder 4. der Zuckergehalt des Blutes sinkt unter einen bestimmten kritischen Wert (Hypoglykämie) oder 5. wir sehen am Versuchstier nur, daß die Gesamtmuskulatur heftig angestrengt wird oder 6. wir sehen sonstige Zeichen starker emotionaler Erregung oder 7. es setzt ein Infektionsfieber ein — in Lagen wie in diesen 7 angedeuteten wird im Organismus bildlich gesprochen eine bestimmte Notleine gezogen. Nicht daß er augenblicklich abgebremst wird wie ein Eisenbahnzug, sondern im Gegenteil: es werden seine äußersten *Energie-Ressourcen mobilisiert*. Eine einheitliche und wohlcharakterisierte nervöse Erregungswelle (mehr momentan oder langdauernd) ergeht an alle Körperorgane, die anatomisch versorgt sind von Sympathikusfasern. Genauer gesagt: von Fasern desjenigen Teilsystems, welches man seit LANGLEY näher abzugrenzen gelernt hat; es wird heute von manchen einfach lokal als der Brust-Bauchteil aus dem ganzen sogenannten sympathischen oder „autonomen“ System älterer Autoren herausgehoben oder funktionell als das *ergotrope* System charakterisiert. So in dem Forscherkreis um W. R. HESS, wie man aus unserem Zitat auf S. 148f. noch einmal entnehmen mag. Herz und Blut-

gefäße, Lunge, Schweißdrüsen, Darm, Leber, Milz, *Nebenniere* und noch einige andere Organe erhalten diesen Notimpuls.

Es ist nicht der Ort, den Physiologen die Technik nachzu-erzählen, kraft derer die Einzelwirkungen des Notrufes in den verschiedenen Organen zu einem einheitlichen Gesamterfolge zusammen- und ineinandergreifen. Ein medizinischer Laie unter meinen Lesern denke an den Einsatz eines Infektionsfiebers (an Erblassen, Frösteln, Gänsehaut, kalten Schweiß, Sträuben der Haare bei Tieren), um einige von ihnen beisammen zu haben. Aber es gibt mehr noch als er kennt; die Leber z. B. schickt Zucker in verbrauchsfähiger Form und die Nebenniere (das ist vielleicht der aufschlußreichste von CANNONS Befunden) schickt Adrenalin ins Blut. Die Wirkungen dieses erhöhten Adrenalingehaltes laufen konform mit denen der nervösen Sympathikuswelle, sie unterstützen sie an Stellen, wo beide angreifen, gelangen aber außerdem an Stellen, die nicht mit Sympathikusfasern (des genannten Teilsystems) versehen sind. Mit einem Wort: Während alle Körpervorgänge, welche auf den kurz gesagt groben Ernährungsdienst (von den Mundspeicheldrüsen bis zum Dickdarm) und auf die Restitution der Körpergewebe gerichtet sind, eine Funktionshemmung erfahren, wird gesteigert, was immer die Schlagkraft des handelnden Organismus selbst ausmacht oder als unmittelbare Vorbedingung dazugehört. Nur beispielhaft erwähnt: am quergestreiften Muskel und damit am Bewegungsapparat des Rumpfes und der Gliedmaßen, dem ja letzten Endes die Lebensrettung in vielen von den bezeichneten Notsituationen obliegt, bewirkt das Adrenalin eine erhöhte Ansprechbarkeit auf die willkürliche Innervation, der dieser Apparat folgt, und verhindert sein rasches Versagen aus Ermüdung. Auch die erhöhte Wirksamkeit der Lunge und des Herzens, soweit sie in die Richtung der Muskelversorgung mit Blut und Sauerstoff geht, erfolgt zum Teil auf dem Wege über die Adrenalinbereicherung des Blutes von der Nebenniere aus. Es ist heute doch wohl schon in den Umrissen eine wohlfundierte Lehre, das mit der Notfunktion im Sinne CANNONS.

Einige von den aufgezählten Einzelsymptomen sind von jeher in der Ausdruckslehre beschrieben und „gedeutet worden“. Sie sind isoliert betrachtet nicht in jedem Erscheinungsfall von angebarem Nutzen; wohl aber wird das Ganze verständlich als eine Reaktion, welche summarisch und weitgehend stereotyp in all den aufgezählten und vielleicht noch in einigen anderen Notsituationen des Organismus ausgelöst wird. Die Symptome werden summarisch erzeugt:

„Beispiele für anscheinend bedeutungslose Reaktionen sind das Sträuben der Haare im Fieber, das Schwitzen bei Hypoglykämie und die Blutzuckersteigerung bei Asphyxie. Unter anderen Umständen sind sie jedoch nützliche Reaktionen — z. B. Sträuben der Haare bei Exponierung an Kälte, Schwitzen bei heftiger Muskelarbeit und Freiwerden von Zucker aus der Leber, wenn der Blutzucker zu tief sinkt. Das Auftreten von gewissen ungeeigneten Eigenschaften im Gesamtkomplex der sympathico-adrenalen Funktion erklärt sich durch die Tendenz des Systems, besonders wenn es stark gereizt wird, als Einheit zu wirken“¹⁾.

„Diese Anordnung des sympathico-adrenalen Systems für diffuse Wirkung ist auch in Harmonie mit seiner gemeinsamen Tätigkeit als ein Ganzes. Weil es zeitweilig so wirkt, erzeugt es Phänomene, wie die eben erwähnten Phänomene, welche anscheinend in keiner Beziehung zu den Bedürfnissen des Organismus unter normalen Bedingungen stehen. Sie erscheinen, weil sie ein Teil des Komplexes sind, welchen das System durch seinen allgemein verbreiteten Einfluß herstellt. Der Komplex ist aus vielen physiologischen Anpassungen zusammengesetzt; die meisten von ihnen können unter all den Bedingungen nützlich sein, welche das System zur Tätigkeit erwecken und alle oder einige derselben können nur unter dieser oder jener Bedingung verwertbar sein“ (604).

Daß das ein in jeder Hinsicht abschließendes Wort sei, braucht man nicht zu glauben; auf alle Fälle beachtenswert aber ist die damit vorgeschlagene Lösung der alten (biologischen) Zweckmäßigkeitsfrage. Vielleicht wird sie auch für andere noch nicht erklärte Erscheinungen vorbildlich. Noch einmal überblickt:

„Ob das sympathico-adrenale System durch Schmerz, Erregung, Muskelarbeit, Asphyxie, niedrigen Blutdruck, Kälte oder Infektion erregt wird, immer ist die augenblickliche Situation eine solche, welche entweder eine besondere Anforderung an den Organismus stellt oder wahrscheinlich eine solche an ihn stellen wird. Immer ist die Tätigkeit des Systems so, daß es das Wohlergehen des Organismus begünstigt. Der Blutstrom wird derart verschoben, daß er die Wirksamkeit bei Muskelermüdung fördert; die Stoffwechselgeschwindigkeit wird beschleunigt, wenn die Temperatur zu sinken tendiert, Traubenzucker wird aus dem Lebevorrat frei, wenn die Menge im Blut auf ein tiefes Niveau sinkt oder wenn ein spezielles Bedürfnis dafür vorhanden ist, die Kapazität des Gefäßsystemes wird dem reduzierten Blutvolumen angepaßt — kurz, wie diese Beispiele zeigen, bildet das System rasche und automatische Anpassungen, welche den Organismus für temporäre Bedürfnisse vorbereiten sollen oder seinen normalen inneren Haushalt aufrechterhalten, wenn es wahrscheinlich wird, daß er gestört werde“ (406).

Wohlverstanden: Das Einzelne sind in jahrzehntelanger experimenteller Arbeit erhärtete Ergebnisse und nur das letzte ist der theoretische Vers dazu. Es ist nun angebracht, in unserem Berichte die klassischen Befunde der russischen „Reflexologen“ um PAWLOW direkt daneben anzuführen; und hier darf ich das Wesentliche als bekannt voraussetzen. Das bevorzugte Versuchstier CANNONS ist die Katze, welche sich z. B. durch einen angriffslustigen

¹⁾ Ergebnisse der Physiologie 27 (1928), S. 405.

Hund im Versuchsraum leicht und sicher zur ‚Notfallsfunktion‘ aufreizen läßt. Das Versuchstier PAWLOWS ist der Hund im Anblick oder Dunstkreis des Futters. Tatsache ist, daß Fernreize wie der Anblick des Futters oder akustische Signale oder der Duft oder beliebige andere Reize die Speichel- und Magendrüsen des Versuchstieres zu erstaunlich prompter und (chemisch) wohlangepaßter Tätigkeit anregen. Ähnlich wie das ins Maul gebrachte Futter selbst; der Organismus spricht vorwegnehmend an schon auf die ‚Signale‘ der Fütterung, wozu gehört, daß durch eine geeignete Vorgeschichte, durch einen ‚Lernprozeß‘, dies und das (und zwar weitgehend Beliebiges) an derartigen Sinnesreizen zum Werte von Signalen erhoben worden ist. Wir haben es in der Ausdruckslehre nicht mit der Analyse der Lernbedingungen zu tun und überspringen so gut wie die ganze, weitausgebaute Lehre von den „bedingten Reaktionen“. Um nur zu notieren, daß hier wieder ein Teil des sogenannten autonomen Nervensystems mit im Spiele ist; das Drüsengeschehen und die glatte Muskulatur der Eingeweide wird auch hier in letzter Ausstrahlung von Nervenfasern dieses Systems angeregt. Aber die Organfunktionen, welche von diesem Steuerungsapparat ausgelöst werden, stehen zu dem von CANNON beschriebenen Apparat und seiner Notfallsfunktion in einem ausgesprochenen Gegensatzverhältnis. Derart, daß z. B. bereits in Gang gekommene Wirkungen von Freßsignalen prompt unterbrochen und gehemmt werden, wenn die Notleine gezogen wird und in gewissen Grenzen auch umgekehrt. Hier erst erhält der Ausdruckstheoretiker von den Physiologen eine klare Auskunft über den Sachverhalt der antagonistischen Innervationsverhältnisse, von welchen die WUNDTsche Ausdruckstheorie ihren Ausgang nahm. Das parasympathische oder *histotrope* System vertritt und schützt, wo es nottut, die Belange der beanspruchten Organe und den ganzen Organismus gegen bedrohliche übermäßige Energieausgaben und steuert die Restitutionsvorgänge; all das also, was in den Notfällen CANNONS hintangestellt und zeitweilig ausgeschaltet wird.

Wahrscheinlich wird eine dritte Formel erforderlich sein, um die Steuerungen des letzten der bekannten Teilsysteme im Bereiche des ‚Sympathikus‘ der älteren Autoren einheitlich zu beschreiben. Es ist der Kreuzbeinkomplex autonomer Zentren. Hat es der Kopfkern, das *kraniale* oder parasympathische Teilsystem, wie wir gesehen haben, mit dem Ansprechen auf Nahrungsgelegenheiten und mit der Schonung der Organe im Interesse des individuellen Gesamtorganismus zu tun, so muß man wohl die allgemeine Funk-

tionsformel für das *sakrale* System entsprechend aufbauen. Es ist zu wenig, wenn man ihm trocken und nüchtern nur die Steuerung der „Entleerungen“ (Darm, Blase, Genitalorgane) zuschreibt. Denn es fehlt dann das für die Erhaltung der Art so wichtige Ansprechen der Geschlechtspartner aufeinander. Wenn CANNON und seine Mitarbeiter ihren ganzen Scharfsinn daran gesetzt haben, die Notfallsfunktion des sympathico-adrenalen Systems aufzuklären, so warten wir daneben noch auf eine ähnliche detaillierte experimentelle Analyse des sex-appeals.

6. Nimmt die Ausdrucksforschung nach einem gründlichen Lehrgang bei den modernen Physiologen und Neurologen ihre eigenen Aufgaben wieder in Angriff, so wird sie die alten Phänomene mit neuen Augen sehen. Ich will hier in die Skizze der neuen Aktions-theorie, an deren Ausgestaltung heute viele arbeiten, noch eine einzige neue Orientierungslinie eintragen. Wer PAWLOW und CANNON zu Ende angehört hat, der fixiert das allgemeinste formale Ergebnis, mit welchem die Ausdruckslehre fortan rechnen und arbeiten muß, ungefähr so: Es sprechen also in konkreter Lebenssituation bestimmte Effektoren der sogenannten autonomen Systeme an; z. B. die Speichel- und Magendrüsen bei Gelegenheiten zur Nahrungsaufnahme; die Effektoren der Notfallseinrichtung in den von CANNON charakterisierten Fällen; die Effektoren des sexuellen Werbeapparates in einer dritten Gruppe von äußeren Situationen. Deren mag es noch manche andere geben. CANNONS Liste enthält nicht reinlich nur äußere, sondern auch innere Situationen; das Sinken des Zuckergehaltes im Blute z. B. und beginnendes Infektionsfieber sind Angelegenheiten des Körperinneren. Es gibt auch wohlcharakterisierte innere Situationen. Wenn sie eintreten, dann haben sie aber noch mehr im Gefolge als die inneren Einstellungen und Umstellungen, von deren Beschreibung wir herkommen. Die inneren Situationen wenden sich (zunächst einmal grob anthropomorph gesprochen) gleichzeitig an den Außendienst des Organismus. Wir stellen fest, daß die großen *Sinnesapparate* der Tiere und des Menschen darauf ansprechen; es werden z. B. Augen, Ohren, Nase gleichsam mobilisiert. Versteht sich als die Sucher von ‚Gelegenheiten‘, von geeigneten Situationen oder Situationsmomenten draußen; dem Hungernden oder Durstenden gehen die Augen auf für das, was er jetzt braucht und sonst nicht beachtet.

Es dürfte angebracht sein, diese beiden wohlbekannten Tatbestände in schlichter Weise zusammenzuhalten, um das Faktum zu

unterstreichen, daß darin ein *gekreuzter Organaufruf* (*Organappell*) erkennbar wird. Denn die großen Sinnesapparate, welche anatomisch und physiologisch beschrieben zum Außendienst gehören, werden von den inneren und die Verdauungsdrüsen, welche zum körperlichen Innendienst gehören, werden von äußeren Momenten der Gesamtsituation ‚aufgerufen‘. Die gegebenen Verhältnisse in dieser Art und Weise zu beschreiben und dann das Faktum des gekreuzten Organappells dem theoretischen Nachdenken zu empfehlen, hat einen guten Sinn, wenn man das Denkmodell des Reaktionsbogens zugrunde legt. Gleichviel, ob einer an die Durchführbarkeit des Programms der radikalen Reflexologen glaubt oder nicht, so sind die Richtungsangaben ‚afferent‘ und ‚efferent‘ und die Funktionsbezeichnungen ‚Rezeptoren‘ und ‚Effektoren‘ unbestritten; und das genügt für unsere Konstruktion.

Das Faktum des gekreuzten Organappells sei der künftigen Forschung als Ausgangsbasis zu neuer Fragestellung empfohlen. Wer genau überlegt, was es besagt und impliziert, kommt ohne Umwege auf die ausdruckstheoretisch entscheidenden Fragen über die neuro-humoralen Steuerungen. Im Augenblick steht z. B. die Diskussion CANNON contra JAMES-LANGE auf der Tagesordnung. Die JAMES-LANGESche Theorie der Affekte implizierte schon mehr oder minder klar die Erkenntnis des gekreuzten Organappells. Gerät ein Mensch, ein Tier auf äußeren Anlaß in Zorn und Wut, so notiert ein Theoretiker mit WILLIAM JAMES getrennt zwei Tatbestände; er notiert im Steuerungsbereich der körperlichen Innenministerien einen Erscheinungskomplex, den wir heute mit einem Wort als die Notfallsfunktion CANNONS kennzeichnen, und außerdem im Bereich des Außenministeriums, an der Skelettmuskulatur, die Innervationen zum Kampf mit einem realen oder fiktiven Gegner. Soweit war die Sache ganz in Ordnung und wird von der Kritik der Experimentatoren um CANNON nicht in Frage gestellt. Dann aber fährt JAMES fort und behauptet: ein *Verspüren* dieser Vorgänge in den Eingeweiden und der Muskelkontraktionen sei der Affekt. Ein Verspüren kraft Ausstattung der beteiligten Organe mit geeigneten Rezeptoren; man dachte zur Zeit von JAMES an Kinästhesis, Spannungssinn, Schmerzsinne und hielt sich die Aussicht auf eine Entdeckung weiterer Organsinne offen.

Die Gegengründe CANNONS und seiner Mitangreifer sind stark und umsichtig; sie erscheinen mir alles in allem erdrückend. Es sind experimentelle, an operierten Tieren gemachte Beobachtungen und Aussagen von Menschen mit Defekten am Steuerungsapparat

der Notfallsfunktion. Beide widersprechen den Erwartungen aus der JAMES-LANGESchen Theorie. Und last not least, so ist es außerdem das Argument einer bestimmten inneren, theoretischen Unwahrscheinlichkeit, das gegen sie vorgebracht wird. Wenn man Tiere des sympathico-adrenalen Systems operativ beraubt (was sie vital monatelang vertragen) und sieht an ihnen in Zorn- und Wutsituationen äußerlich im Prinzip das gleiche Verhalten wie früher, so wird es unwahrscheinlich, daß sie durch die Operation der Affekte beraubt wurden. Die operierte Katze faucht und macht einen Buckel und springt zu, wenn sie von einem Hunde angegriffen wird; nur sträuben sich ihre Haare nicht mehr und sie gerät leichter in Gefahr, daß ihre Kraft versagt, bevor die Ressourcen faktisch erschöpft sind. Zu dem Unwahrscheinlichkeitsschluß, den dies und eine große Reihe anderer, subtiler ausgedachte Tierexperimente begründen, kommt ein zweites Argument. Man erhält von Menschen, die Aussagen machen können und aus pathologischen Gründen in ähnlicher Körperversfassung sind wie die operierten Tiere, die unzweideutige positive Versicherung, daß sie ihre Affekte *nicht* eingebüßt haben. Außerdem kann man ja Adrenalin auch Menschen in die Blutbahn geben und erfährt dann von ihnen mit der beobachteten Wirksamkeit an Eingeweiden und Muskeln, daß sie faktisch Sensationen haben ‚wie‘ in diesem oder jenem Affekt, aber keine Spur von wirklichem Zornerlebnis u. dgl. m.

Und dann zuletzt: Die *Stereotypie* der CANNONSchen Notfallsfunktion spricht gegen die JAMES-LANGESche Theorie. Die Notleine wird gleichförmig in Situationen gezogen, die affektiv ganz und gar verschieden gefärbt sind; so verschieden wie nur immer sein können z. B. Furcht von Zorn oder hereinbrechender und passiv ertragener Schauer auf der einen Seite von höchstgespannter, siegesgewisser Abwehrbereitschaft. Die Aufzählung aller relevanten Fakten wäre ermüdend; es genügt wohl hier, sie in Klassen genannt zu haben und hinzuzufügen, daß mir wenigstens eine unbefangene Abwägung jedes einzelnen und der Diskussionslage im ganzen den modernen Gegnern des JAMES-LANGESchen Sensualismus rechtzugeben scheint. Denn darauf läuft die Sache hinaus, daß die sensualistische Komponente in der JAMES-LANGESchen Theorie als unhaltbar erwiesen wird. Wozu anzumerken ist, daß dieselben Argumente auch früher schon vorgebracht worden sind. Dieselbe Mannigfaltigkeitsbetrachtung und die logisch unabwendbare Konsequenz, daß die Idee von JAMES vor allem an der Umkehrbarkeit seiner Affektformel geprüft werden müsse, steht auch schon im Mittelpunkt der besten Kritik

an ihr aus älterer Zeit; ich denke an eine klassische Abhandlung von STUMPF¹⁾, des Freundes von WILLIAM JAMES. Wenn Zorn identisch ist mit bestimmten Sensationen, dann müssen diese Sensationen auch identisch sein mit Zorn. Und es muß die subjektiv erfaßbare Mannigfaltigkeit der Affekte wieder gefunden werden in den genannten Körpervorgängen und ihrer ‚Verspürung‘.

CANNON selbst ordnet in der Zweitaufgabe seines Hauptwerkes (1929) die Argumente so, wie man es aus den folgenden Überschriften entnehmen mag: 1. Vollständige Trennung der Viscera von dem Zentralnervensystem beeinträchtigt das emotionale Verhalten nicht. 2. Dieselben Vorgänge in den Viscera treten bei ganz verschiedenen emotionalen Zuständen und bei emotionslosen Zuständen auf. 3. Die Viscera sind relativ unempfindliche Gewebe. 4. Die Vorgänge in ihnen verlaufen zu langsam, um als die Grundlage (schlechthin) der Emotionen angesehen zu werden. 5. Künstliche Auslösung von Visceralvorgängen, die typisch auch bei starken Emotionen auftreten, erzeugen diese nicht.

CANNONS eigene Affekttheorie verweist die Forschung weg von dem zu einfachen Sensualismus; oder wie BARD im Schlußsatz seines Referats sich ausdrückt: „Es ist die beste Leistung der neuen Theorie, daß sie die experimentelle Forschung ablenkt von der Peripherie und hinweist auf (Zwischenvorgänge) im Gehirn.“ „Die Gefühle müssen ihrem Ursprung nach zentrale Phänomene sein.“ Pathologische Erfahrungen in Hülle und Fülle und experimentelle Befunde machen es, wie CANNON darlegt, wahrscheinlich, daß subkortikale Zentren, genauer die Thalami optici eine entscheidende Rolle im Affektleben spielen. Nicht sie allein und isoliert, sondern in eigenartiger Kooperation mit der Gehirnrinde. Soweit war von rein klinischen Beobachtungen her auch DANA (1921) schon gekommen: „Im ganzen wurde ich zu der Schlußfolgerung hingeleitet, daß Emotionen zentraler Natur sind und aus einer Tätigkeit und Gegenwirkung (action und interaction) von Rinde Thalamus hervorgehen.“ CANNON denkt speziellere Annahmen über diese ‚action and interaction‘ aus und überprüft sie an den Tatsachen. Eine wichtige Tatsache höherer Allgemeinheitsstufe ist z. B. die, daß es einseitige Rindenlähmungen im Fazialisgebiete gibt, bei welchen die kranke Gesichtshälfte willkürlich nicht, wohl aber affektbedingt symmetrisch zur gesunden Hälfte mitbewegt werden kann. In diesen Fällen ist die Thalamusfunktion ungestört und erweist sich unter bestimmten Bedingungen sogar als übernormal stark; einfach deshalb, weil sie sich ungedämpft und frei von der Rindenkontrolle, der sie normalerweise untersteht, auswirken kann. Thalamuszentren fungieren

¹⁾ C. STUMPF, Über den Begriff der Gemütsbewegung, Z. f. Ps. 21 (1899), S. 47—99.

vermutlich als Sender typischer Ausdrucksinnervationen und bedürfen dazu „keiner detaillierter Anregung von oben“, d. h. von der Großhirnrinde her. Wohl eines Anstoßes normalerweise aber keines detaillierten, um die in ihnen selbst gestalteten, typischen Sendungen hinauszugeben an die Muskulatur. Geschieht dies nicht gedämpft von oben her, dann entstehen klinisch wohlbekannte Vorgänge, z. B. heftige und manchmal langdauernde Lachwellen oder Weinwellen oder sonstige Ausdrucksvorgänge, die stark und oft überaus störend sind für Patienten, die ihnen unterliegen. Das ist der erste Teil der Thalamushypothese; es gibt noch einen zweiten. Räumlich nahe bei den efferenten Formungszentren des Thalamus dürfte nach CANNON und anderen auch eine Formungsstation für afferente (sensorische) Erregungen liegen. „Die Theorie, welche sich von selbst anbietet, sagt aus, daß die besonderen emotionalen Färbungen den einfachen Sinneserregungen verliehen werden, wenn diese (andere) Thalamusformung vor sich geht“ (369). In dem Relais der afferenten Sinnesbahnen nach der Rinde hin.

Das sind die zwei Hauptannahmen CANNONS. Wer sich noch einmal überlegt, wie sie sich verhalten zum Denkmodell der JAMES-LANGESchen Theorie, wird sich mit Vorteil an den Satz vom gekreuzten Organapell erinnern. Nach JAMES mußte man sich die „emotionale Färbung“, um bei dem Wort zu bleiben, vorstellen als den Erfolg eines Sekundärprozesses, der erst einsetzt, wenn die Effektoren der primären Reaktionsbögen schon erreicht und in Tätigkeit geraten sind. Die Viscera (Drüsen und glatte Muskeln in ihnen) und die zur Handlung angeregten Muskeln müssen in Gang geraten, damit allererst Emotionen entstehen; so dachte W. JAMES. Nach CANNON dagegen und anderen, die an der neuen Auffassung mitgearbeitet haben, geschieht das Entscheidende bereits unterwegs in den Relais der beiden Bögen, welche zu „primären“ Reaktionen gehören; aufwärts nach der Rinde hin ist die sensorische und abwärts von ihr weg ist die motorische Formungsstation des Thalamus eingeschaltet. Man kann sich diese allgemeine Formel konkreter mit CANNON ausgestalten an den Erlebnissen und der Motorik des Hungers und Durstes, die er einer besonders detaillierten Analyse unterzogen hat. Doch würde ein Eingehen darauf zu weit vom Thema der Ausdruckstheorie abführen. Es gibt heute zwei aufschlußreiche Hungerbücher, das von CANNON und das von KATZ. Wer sie zusammennimmt und sachgemäß vergleicht, wird geradenwegs auf den Zweifaktorenansatz geführt, den ich in der „Axiomatik der Sprachwissenschaften“

skizziert und hier in meinem Berichte über die Ausdrucksforschung mehrfach herangezogen habe.

Was die Thalamushypothese in der Affektlehre angeht, so arbeitet an ihrer feineren Ausgestaltung heute so gut wie die ganze neurologisch orientierte Psychopathologie. Man müßte ein neues Buch schreiben, um den Stand der Dinge umsichtig darzustellen. Die Aufgabe dieses Buches war eine historische. Und der Chronist darf am Ende seiner Erzählung das Heute noch einmal auf das Gestern beziehen und verweisen. Im Zweig der neurologischen Ausdrucksforschung gibt es ein Gestern, das wichtiger ist als andere, weil es als die Keimphase des Heute angesehen werden muß. Es ist das Gestern im Lebenswerk des weit vorblickenden Pioniers der gesamten modernen Neurologie, des feinfühligsten Ausdrucksforschers Sir CHARLES BELL.

Anhang:

Der rhetorische Gebrauch von Mimik und Gesten nach QUINTILIAN¹⁾.

... Was aber beim Sprechen jede Stelle verlangt, will ich ein wenig aufschieben, um früher vom Gestus zu sprechen, der selbst mit der Stimme parallel geht und zugleich mit ihr der Seele gehorcht. Wieviel er beim Redner bedeutet, geht hinlänglich schon daraus hervor, daß er das meiste auch ohne Worte bezeichnet; denn nicht nur die Hände, sondern auch die winkenden Gebärden machen unseren Willen deutlich und ersetzen bei den Stummen die Rede; das Tanzen (beim Pantomimus) ist oft ohne Worte verständlich und macht Eindruck; aus der Miene und dem Gang läßt sich die seelische Haltung erkennen; auch bei den Tieren, die der Sprache entbehren, werden Zorn, Freude und Schmeichelei an den Augen und an gewissen anderen Zeichen des Körpers erfaßt. Und es ist nicht zu verwundern, daß diese Dinge, welche doch auf irgendeiner Bewegung beruhen, soviel für die Seele bedeuten, wenn ein Bild, ein stummes und sich immer gleichbleibendes Werk, so sehr in das innerste Gemüt dringt, daß es manchmal sogar die Gewalt der Rede zu übertreffen scheint; während anderseits, wenn Gesten und Mienenspiel sich von der Rede trennen — wenn wir z. B. Trauriges heiter sprechen oder etwas abweisend zusagen — den Worten nicht nur der Nachdruck, sondern die Glaubwürdigkeit fehlt. Auch der Anstand gründet sich auf Geste und Bewegung. So pflegte sich Demosthenes vor einem großen Spiegel seine Gebärden zurechtzulegen; ja, obwohl die spiegelnde Fläche in ihren Bildern rechts und links vertauscht, verließ er sich doch bei der Beurteilung seiner Wirkung auf die Augen.

Das Wichtigste bei den Gebärden ist wie beim Körper selbst das Haupt sowohl für jenen „Anstand“, von dem ich sprach, wie auch für jede Ausdrucksbewegung. Zum Anstand gehört, daß es vor allem aufrecht und natürlich gehalten werde; denn ein gesenktes Haupt läßt Niedrigkeit erkennen, ein zurückgeworfenes Anmaßung, ein seitlich geneigtes Schläffheit, ein starr und steif gehaltenes eine gewisse Roheit des Sinnes. Dann muß es aus dem Agieren selbst passende Bewegungen empfangen, so daß es mit dem Gestus übereinstimmt und den Händen und den seitlichen Bewegungen folgt; der Blick wendet sich nämlich immer ebendorthin wie die Geste, außer wenn wir etwas verdammen oder etwas uns abringen oder etwas von uns fernhalten müssen, so daß wir es zugleich durch die Miene abzuweisen und mit der Hand zurückzustößen scheinen:

Götter, wendet solches Verderben von der Erde ab (Verg. Aen. 3, 620).

Ich würdige mich nicht solcher Ehre (ebd. 1, 355).

Das Haupt ist ausdrucksfähig in vieler Hinsicht; denn außer den Bewegungen des Zunickens, Abweisens und der Bestätigung sind auch die der ehrfürchtigen

¹⁾ QUINTILIAN XI 3, 65 ff. Übertragen ins Deutsche von Dr. BRUNO SONNECK. (Die Textgestaltung folgt der von C. SITTL, Die Gebärden der Griechen und Römer, S. 350 ff.)

Scheu, des Zweifels, der Bewunderung und der Mißbilligung allen bekannt und gemeinsam. Aber nur mit ihm allein eine Geste zu machen hielten auch die Lehrer der Bühnenkunst für fehlerhaft. Auch das häufige Nicken ist nicht das Richtige, es aber hin und her zu werfen und kreisen zu lassen, daß die Haare fliegen, ist Raserei.

Die größte Bedeutung hat aber die Miene. Sie macht uns flehend, drohend, schmeichelnd, traurig, freudig, erhoben, niedergedrückt; an ihr hängen die Menschen, sie schauen sie an, sie wird betrachtet noch ehe wir sprechen; durch sie lieben wir Menschen, durch sie hassen wir sie; an ihr erkennen wir das meiste; sie ersetzt oft alle Worte. Daher wechseln in den Bühnenstücken die Vortragskünstler mit den Masken auch die Affekte: Merope ist in der Tragödie traurig, Medea grausam, Ajax verstört, Herkules trunksüchtig. In den Komödien hat neben anderem Brauche, durch den die Sklaven, die Kuppler, die Schmarotzer, die Bauern, die Soldaten, die Dirnen, die Mägde, die rauhen und die milden Greise, die ernsten und die lockeren Jünglinge sich unterscheiden, jener Vater, der die Hauptrolle spielt, weil er das eine Mal aufgebracht, das andere Mal mild ist, die eine Augenbraue hochgezogen, die andere gesenkt; und die Spieler pflegen zumeist die Seite zu zeigen, welche zu dem, was sie gerade spielen, paßt.

Innerhalb der Miene selbst haben die größte Wirkung die Augen, in denen vor allem die Seele durchschimmert, so daß sie auch ohne Bewegung aus Fröhlichkeit glänzen und eine gewisse Umwölkung der Trauer zeigen; ja, auch die Tränen hat diesen die Natur gegeben, die entweder aus Schmerz hervorbrechen oder aus Freude fließen. In der Bewegung aber werden sie aufgerissen, niedergeschlagen, hochmütig, finster, milde, hart; das wird, wie es der Vortrag verlangt, gestaltet. Starr jedoch und weit aufgerissen oder schlaff und stumpf oder glotzend oder frech und ruhelos und unstät und begehrlieh schimmernd oder schielend oder sozusagen verliebt oder etwas verlangend oder verheißend werden sie nie sein dürfen. Geschlossen oder zugeedrückt hat sie beim Sprechen wohl niemand, es wäre denn ein völlig ungehobelter und dummer Mensch.

Beim Ausdruck all dessen stehen auch die Lider und Wangen im Dienste (des Ausdrucks) der Augen. Viel läßt sich auch mit den Brauen machen; denn sie formen einigermaßen die Augen und bestimmen die Stirn: durch diese wird sie zusammengezogen, gehoben und gesenkt. Und eines mag an ihr noch mehr bedeuten, das Blut, dessen Bewegung der Seelenzustand beeinflußt, das, wenn es von der vor Scham widerstandslosen Haut Besitz ergreift, sich in Röte ergießt, wenn es aus Furcht zurückströmt, völlig entweicht und in Blässe erkaltet; in der Mitte zwischen beiden bewirkt es eine gewisse ausgeglichene Heiterkeit. Bei den Brauen ist es ein Fehler, wenn sie entweder ganz unbewegt oder allzu beweglich sind oder durch Ungleichmäßigkeit, wie ich es eben von der komischen Rolle sagte, einander widersprechen oder in Gegensatz zu dem gestaltet werden, was wir gerade sagen; Zorn wird nämlich durch zusammengezogene, Traurigkeit durch herabgezogene, Fröhlichkeit durch entspannte Augenbrauen gezeigt. Auch beim Bejahen und Verneinen werden sie gesenkt oder gehoben.

Mit Bewegungen der Nase und der Lippen drücken wir schicklicherwise nahezu nichts aus, obwohl Hohn, Verachtung, Widerwille sich darin zu äußern pflegt; denn die Nase zu rümpfen, wie HORAZ (Ep. I 5, 23) sagt, und aufzublähen und hin und her zu bewegen und mit den Fingern nicht in Ruhe zu lassen und plötzlich mit mächtigem Atem loszublasen und sie öfter herabzuziehen und mit der flachen Hand zurückzubeugen ist unschicklich, wie auch ein zu häufiges Schneuzen nicht ohne Berechtigung getadelt wird. Bei den Lippen ist es ein Fehler, wenn sie vor-

gestreckt, auseinandergerissen, zusammengezogen, auseinandergezogen werden, wenn sie die Zähne entblößen, nach der Seite und fast bis zum Ohr gezogen werden, wenn sie aus Ekel aufgeworfen werden, wenn sie herabhängen, wenn sie die Stimme nur auf einer Seite durchlassen. Sie zu lecken und zu beißen ist gleichfalls häßlich, wie auch bei der Artikulation der Worte ihre Bewegung gemäßigt sein muß; man muß nämlich mehr mit dem Mund als mit den Lippen sprechen.

Der Nacken soll aufrecht sein, nicht starr oder gebeugt. Den Hals einziehen und zu strecken ist zwar nicht dasselbe, aber gleich häßlich, nur, daß ihn zu strecken auch noch anstrengend ist; die Stimme wird dünn und müde. Ein an die Brust gepreßtes Kinn macht die Stimme weniger deutlich und durch den Druck auf die Kehle gleichsam breiter. Die Schultern werden schicklich nur selten gehoben und zusammengezogen; der Nacken wird nämlich verkürzt und läßt eine gewisse niedrige, servile und gleichsam betrügerische Geste entstehen, da die Schultern sich das Ansehen von Schmeichelei und Furcht geben.

Ein mäßiges Vorstrecken des Armes, wobei die Schultern sinken und die Finger sich während der Vorwärtsbewegung der Hand entfalten, paßt am besten zu zusammenhängenden und fortlaufenden Partien der Rede. Aber wenn etwas besonders schön und voll zu sagen ist, wie *Die Felsen und Einöden antworten der Stimme* (Cic. pro Archia § 19), breiten sich die Arme seitlich aus und auch die Rede ergießt sich zugleich mit den Gesten in breitem Flusse.

Wieviel Bewegungen der Hände es aber gibt, ohne die die Gebärden verstümmelt und lahm wären, läßt sich kaum sagen, da ihr Reichtum fast dem der Worte gleichkommt; denn alles andere unterstützt nur den Sprechenden, sie — möchte ich fast sagen — sprechen selbst. Oder sind nicht sie es, mit denen wir fordern, versprechen, rufen, entlassen, drohen, bitten, verwünschen, fürchten, fragen, verneinen? Mit denen wir Freude, Trauer, Zweifel, Gewißheit, Reue, Maß, Menge, Zahl und Zeit anzeigen? Sind nicht sie es, die aufrütteln, hemmen, bitten, billigen, bewundern, verehren? Nehmen sie nicht beim Zeigen von Orten und Personen die Stelle von Adverbien und Pronomina ein? So scheint mir bei der großen Verschiedenheit der Sprache durch alle Völker und Nationen hin das die gemeinsame Sprache aller Menschen zu sein.

Die Gesten, von denen ich gesprochen habe, gehen zugleich mit den Worten selbst unmittelbar hervor; es gibt andere, die die Dinge durch Nachahmung bezeichnen, wie wenn man einen Kranken durch die Nachahmung des den Puls fühlenden Arztes oder einen Kitharöden durch eine dem Saitenspiel entsprechende Handhaltung vorstellt; diese Art ist in den Gebärden des Redners peinlichst zu vermeiden. Denn der Redner muß vom Pantomimen sehr weit Abstand halten, so daß die Gesten mehr dem Sinn als den Worten angepaßt sind; das pflegen auch die ernstern Schauspieler zu tun. Wie ich also billige, daß einer auf sich zeigt, wenn er von sich selbst spricht, und auf den, den er meint, hinweist und anderes dem ähnliches, so wenig billige ich es, daß er gewisse Situationen nachbildet und alles zeigt, was er sagen will. Und das ist nicht nur bei den Händen, sondern bei allen Gebärden und auch in der Stimme zu beachten. Man darf nämlich nicht bei jenem Satz *Es stand in Sandidalen* (d. h. im Negligé) der *Prätor des Römischen Volkes* (Cic. Verr. 5, 86) nachmachen, wie sich VERRES über das Weib beugt, noch darf man bei jenem Satz *Er wurde mitten am Forum von Messana geschlagen* (das. § 162) die Lenden bewegen und drehen, wie es bei Schlägen geschieht, oder die Stimme so hervorbrechen lassen, wie sie durch den Schmerz herausgepreßt wird. So scheinen mir auch die Schauspieler der Komödie sehr schlecht daran zu tun, daß sie, auch wenn sie einen Jüngling spielen,

sobald in einer Erzählung die Rede eines Greises — wie im Prolog der Hydria — oder eines Weibes — wie im Georgos — vorkommt, mit zitternder oder weibischer Stimme sprechen. So gibt es auch für jene eine Art fehlerhafter Nachahmung, deren Kunst zur Gänze in Nachahmung besteht.

Am verbreitetsten ist jene Geste, bei der der mittlere Finger gegen den Daumen gebogen wird, während die drei übrigen gestreckt sind: sie ist brauchbar in Einleitungen, mit einer leichten Bewegung nach beiden Seiten mäßig vorgestreckt, wobei zugleich Haupt und Schultern dorthin folgen, wohin sich die Hand bewegt; während der Erzählung (des Tatbestandes) wird sie entschlossen gestaltet, doch jetzt weiter vorgestreckt; und bei Vorwürfen und Beweisen scharf und nachdrücklich — in diesen Fällen löst sie sich weiter und freier ab. Fehlerhaft aber pflegt diese Geste wie nach der linken Schulter zielend nach der Seite hin geführt zu werden, obwohl noch schlechter manche den Unterarm quer vorstrecken und mit dem Ellbogen vortragen. Die zwei mittleren Finger (Mittel- und Ringfinger) kommen auch unter den Daumen; diese Geste ist nachdrücklicher als die erste, für die Einleitung und Erzählung nicht geeignet.

Aber wenn drei eingezogene Finger an den Daumen gepreßt werden, dann pflegt jener, von dem, wie CICERO (de orat. 2, 188) sagt, CRASSUS aufs beste Gebrauch gemacht hat, ausgestreckt zu werden. Dieser hat seine Bedeutung bei Vorwürfen und beim Zeigen, woher er auch den Namen hat; wenn die Hand erhoben ist und zur Schulter weist, bekräftigt er; ein wenig eingebogen, zur Erde gewendet und gleichsam vornübergeneigt drängt er; bisweilen vertritt er eine Zahl. Derselbe Finger ist auch geeignet zur Disputation, und zwar am äußersten Glied von beiden Seiten leicht gefaßt, während die übrigen zwei Finger mäßig, der kleine aber weniger, gekrümmt sind. Doch heftiger noch scheinen die zu beweisen, welche eher das Mittellglied halten, wobei die zwei letzten Finger um so viel mehr eingezogen sind, als die anderen (nämlich Daumen und Mittelfinger von der Spitze des Zeigefingers) herabgestiegen sind.

Für eine zurückhaltende Rede ist die Geste sehr geeignet, bei der wir, während die ersten vier Finger leicht nach oben zusammengehen, die Hand nicht fern vom Mund oder von der Brust an uns heranführen und sie dann nach vorn geneigt und ein wenig entfernter lösen; auf diese Weise hat, glaube ich, DEMOSTHENES in jener furchtsamen und bescheidenen Einleitung für Ktesiphon begonnen, so war CICEROS Hand geformt, als er sprach: *Wenn nur etwas Befähigung in mir ist, von der ich weiß, wie gering sie ist ...* (pro Archia 1). Dieselbe Hand wird, während die Finger etwas freier nach unten schauen, auf uns gerichtet und etwas lässiger in der anderen Richtung gelöst, so daß sie gewissermaßen die Rede selbst fortzutragen scheint.

Bisweilen trennen wir je zwei Finger, fügen aber nicht den Daumen dazwischen, wobei indes die kleineren Finger nach innen gerichtet, die größeren nicht ausgestreckt sind. Bisweilen drücken die letzten Finger an der Daumenwurzel die Handfläche, der Daumen selbst verbindet sich mit den übrigen Fingern am mittleren Glied. Bisweilen wird der vierte Finger schräg zurückgelegt; bisweilen lassen wir die vier Finger eher locker, als daß wir sie strecken, biegen den Daumen nach innen und machen so eine Hand, geeignet, nach der Seite zu zeigen oder zu scheiden, was wir sagen, wobei sie zurückgebogen nach der linken, nach vorne gebeugt nach der rechten Seite geführt wird.

Es gibt auch jene knappen Gesten, bei denen die Hand leicht geöffnet, wie sie Gelobende zeigen, in kleinen Abständen und unter bestätigender Teilnahme der

Schultern bewegt wird, hauptsächlich geeignet, wenn man zurückhaltend und wie furchtsam spricht.

Der Bewunderung entspricht jene Geste, bei der die Hand mäßig zurückgebogen ist und alle Finger vom kleinsten an geschlossen sind, worauf sich die Hand bei der Rückbewegung zugleich entfaltet und wendet.

Auf mehr als eine Weise machen wir bei der Frage eine Geste, meist aber mit einer Wendung der Hand, wie immer sie sonst gehalten wird.

Die Nagelspitze des Zeigefingers an die Mitte der rechten Seite des Daumennagels gehalten, während die übrigen Finger locker bleiben, ist passend für Bestätigungen, Erzählungen, Unterscheidungen.

Dieser Geste nicht unähnlich, jedoch mit drei eingezogenen Fingern ist jene, die jetzt vor allem die Griechen gebrauchen, auch mit beiden Händen, wenn sie ihre Enthymeme (Appelle an das natürliche Empfinden) mit Gesten gleichsam rundum behauen; die sanftere Hand verspricht und stimmt zu, die gespanntere ermahnt, lobt bisweilen.

Es gibt auch jene eher vulgäre als kunstgemäße Geste der nachdrücklichen Rede, bei der man in raschem Wechsel die Hand schließt und öffnet.

Dann gibt es jene selten angewendete Erhebung der hohlen Hand über die Höhe der Schulter, mit einer gewissen wie ermahnenden Bewegung.

Von fremden Schulen jedoch wurde eine Vorschrift der Bühnenkunst nahezu anerkannt. Warum es manchen mißfallen hat, die Finger, wenn sie an den Spitzen sich zusammengeschlossen haben, zum Gesicht zu führen, weiß ich nicht; denn das tun wir bei gemäßigter Bewunderung und bisweilen in plötzlichem Unwillen gleichsam in Angst und Abwehr. Ja auch die geschlossene Hand führen wir in Reue oder Zorn an die Brust, wobei eine Stimme, wie zwischen den Zähnen hervorgepreßt, nicht unpassend ist: *Was soll ich tun? Was willst Du tun?* Mit abgewendetem Daumen etwas zu zeigen, halte ich eher für noch angängig als für passend für einen Redner.

Es gibt sechs Bewegungsrichtungen, zu denen als siebente der in sich zurückkehrende Kreis kommt; fehlerhaft ist allein die Wendung nach rückwärts. Die übrigen Gesten zeigen etwas vor uns und rechts und links und oben und unten; nach rückwärts aber richtet sich die Geste nicht. Bisweilen pflegt jedoch die Geste gewissermaßen nach rückwärts geworfen zu werden. Am besten aber beginnt die Hand ihre Bewegung von links und kommt rechts zur Ruhe, aber so, daß wir mit ihr eine Bewegung, nicht einen Hieb auszuführen scheinen; wenn sie auch am Schlusse manchmal fällt, muß sie rasch zurückkehren, und bisweilen springt sie wieder empor, wenn wir verneinen oder bewundern.

Hier haben die alten Theoretiker mit Recht hinzugefügt, daß die Handbewegung mit dem Sinne beginnen und aufhören muß. Sonst nämlich kommt die Geste der Stimme zuvor oder hinkt ihr nach, was beides unschön ist. Darin haben sie durch übergroße Subtilität gefehlt, daß sie als Intervall der Bewegung drei Worte bestimmen wollten; das wird nicht beachtet und kann auch gar nicht durchgeführt werden, sondern jene wollten, daß der Langsamkeit und der Eile einigermaßen eine Grenze gesetzt sei, und dies mit gutem Recht, damit die Hand nicht zu lange untätig bleibt oder, was bei vielen der Fall ist, den Vortrag durch ständige Bewegung zerstückt. Etwas anderes geschieht noch häufiger und entgeht einem noch mehr. Es gibt gewisse verborgene Takte der Rede und gleichsam gewisse Rhythmen, bei denen die meisten eine Geste machen, wie z. B. *Novum crimen*, eine Bewegung, *C. Caesar*, die zweite, *et ante hanc diem*, die dritte, *non auditum*, die vierte; dann

propinquus meus, und *ad te*, und *Quintus Tubero*, und *detulit* (Cic. pro Ligario 1). Von da geht auch jener Fehler aus, daß junge Leute, wenn sie schreiben, die Gesten vorher in Gedanken abmessend so zurechtlegen, wie die Hand absetzen soll. Daher kommt auch der Fehler, daß die Geste, die rechts endigen muß, oft (schon) links aufhört. Besser ist es, da es in jeder Rede gewisse Glieder gibt, bei denen man, wenn nötig, Atem schöpfen kann, diesen entsprechend die Gesten zu verteilen, wie z. B. *Novum crimen*, *C. Caesar*, an sich einen gewissen Abschluß hat, weil eine Konjunktion folgt; weiter ist *et ante hanc diem non auditum* richtig abgegrenzt. Danach muß sich die Hand richten, sofern es sich um ruhige Gebärden des Anfangs handelt. Aber wenn die Hitze sie erregter macht, werden auch die Gesten zugleich mit der Raschheit der Rede häufiger. An den einen Stellen wird ein schneller, an den anderen ein gemessener Vortrag am Platze sein. Mit jenem durchlaufen wir, häufen wir an, eilen wir; mit diesem beharren wir, hämmern wir ein, prägen wir ein. Mehr Pathos hat das Langsamere; so war auch Roscius rascher, Äsopus gewichtiger, weil jener Komödien, dieser Tragödien spielte. Ebenso ist der Gebrauch der Bewegungen. So ist auch in den Theaterstücken der Gang der jungen und alten Leute von Stand, der Soldaten, der Matronen gewichtiger; Sklaven, Mägde, Schmarotzer, Fischer bewegen sich rascher.

Die Hand über die Augen zu erheben und unter die Brust zu senken, verbieten die Lehrer; so gilt es als fehlerhaft, die Geste beim Haupte zu beginnen und bis zum Unterleib hinabzuführen. Nach der linken Seite wird die Geste bis innerhalb der Schulter ausgedehnt; weiter schickt es sich nicht. Aber wenn wir abweisend die Hand nach links gleichsam vorstoßen, muß die linke Schulter vorgeschoben werden, damit sie mit dem Haupte, das sich nach rechts bewegt, übereinstimmt.

Die linke Hand macht von rechts wegen nie allein eine Geste; häufig paßt sie sich der rechten an, ob wir nun die Argumente an den Fingern aufzählen oder mit nach links gewendeten Handflächen etwas verwünschen oder diese entgegenhalten oder (die Hände) nach beiden Seiten ausstrecken oder sie Genugtuung gebend bzw. flehend — diese Gesten sind aber verschieden — hinstrecken, oder sie anbetend emporheben oder sie irgendwie beim Zeigen oder bei einem Anruf vorstrecken: *O ihr albanischen Hügel und Haine!* (Cic. pro Milone 85), oder jener Ausspruch des GRACCHUS: *Wohin soll ich Unglücklicher mich begeben? Auf das Kapitol zum Blute des Bruders oder nach Hause?* (Cic. de orat. 3, 211). Mehr Pathos zeigen hierbei die verschlungenen Hände; bei geringen, traurigen, milden Dingen wenig, bei großen, freudigen, gräßlichen Dingen weit vorgestreckt.

Hier sind die Fehler anzuschließen, die auch geübten Vortragenden unterzulaufen pflegen; denn die Geste, womit jemand einen Becher verlangt oder Schläge androht oder die Zahl 50 mit gebogenem Daumen darstellt, was von gewissen Schriftstellern notiert wurde, habe ich nicht einmal bei bürgerlichen Rednern gesehen. Doch daß bei ausgestrecktem Arm die Seite zu sehen ist, daß der eine die Hand vom Bausch des Gewandes nicht wegzugeben wagt, der andere sie, so lang sie nur ist, vorstreckt oder zum Dach erhebt oder mit einer wiederholten, über die linke Schulter hinausreichende Geste so auf den Rücken schlägt, daß hinter ihm zu stehen nicht recht sicher ist, oder daß er zur Linken einen Kreis schlägt oder mit der blindlings geschleuderten Hand die Nächststehenden trifft oder beide Ellenbogen nach verschiedenen Seiten schwingt — das kommt, wie ich weiß, oft vor. Die Hand pflegt aber auch träge und zitternd und wie beim Schneiden gehalten zu werden, bisweilen auch mit gekrümmten Fingern, die entweder vom Haupte aus heruntergeschleudert oder bei gesenkter Hand nach oben geworfen werden. Es fehlt auch der, der mit

auf die rechte Schulter geneigtem Haupt und vom Ohr weg erhobenem Arme die Hand mit feindlichem (gesenktem) Daumen ausstreckt; diese Geste gefällt am meisten denen, die sich brüsten, mit erhobener Hand zu sprechen. Man mag hier die anreihen, welche die Sätze mit geschwungenen Fingern schleudern oder mit erhobener Hand verkünden, oder, was man an sich manchmal gelten lassen kann, so oft ihnen selbst etwas gefällt, sich auf die Zehen stellen; aber sie tun es fehlerhaft, ob sie nun einen Finger so sehr als möglich ausstrecken oder zwei, oder beide Hände halten, als ob sie etwas trügen.

Dazu kommen die Fehler nicht der Natur, sondern der Angst, wie mit dem zusammenklappernden Munde zu kämpfen; wenn das Gedächtnis ausläßt oder das Denken die Hilfe versagt, loszubrüllen, als ob in der Kehle ein Hindernis gesteckt hätte; zugewandt die Nase zu reinigen; ohne den Satz zu vollenden, umherzugehen; plötzlich stehen zu bleiben und durch das Schweigen Beifall zu fordern — dies alles zu verfolgen, wäre endlos. Jeder hat ja seine besonderen Fehler.

Man muß achten, daß man Brust und Bauch nicht vorstreckt; denn es krümmen sich sonst die hinteren Partien und die zurückgebogene Haltung macht auf alle Fälle schlechten Eindruck.

Die Seiten des Körpers müssen mit den Gesten mitgehen. Es macht nämlich auch die Bewegung des ganzen Körpers etwas aus, so daß CICERO meinte, mit ihm werde mehr agiert als mit den Händen. So sagt er nämlich im Orator (§ 59): *Kein ausdrucksvolles Fingerspiel, kein Fingerglied, das nach dem Rhythmus sich bewegt, sondern er (der vorbildliche Redner) selbst bewegt sich maßvoll mit dem ganzen Rumpfe und der männlichen Wendung der Seiten.*

Den Schenkel zu schlagen, was in Athen zuerst KLEON gemacht haben soll, ist gebräuchlich und paßt für die Empörten und erregt den Hörer. Das vermißt CICERO bei CALIDIUS: *Nicht die Stirn, sagt er, wird geschlagen, nicht der Schenkel* (Brut. 278). Doch, wenn es erlaubt ist, bin ich hinsichtlich der Stirn anderer Meinung. Denn auch mit den Händen zu klatschen und die Brust zu schlagen, gehört der Bühne an. Auch das wird selten passen, bei hohler Hand mit den Fingerspitzen die Brust zu berühren, wenn wir uns gelegentlich selbst ansprechen, ermahnend, lobend, bedauernd; wenn dies einmal geschieht, wird es auch nicht unpassend sein, die Toga von dort wegzuziehen.

An den Füßen ist zu beachten das Stehen und das Ausschreiten. Mit vorgestrecktem rechten Fuß zu stehen und auf derselben Seite Hand und Fuß vorzustrecken, ist unschön. Sich auf den rechten Fuß zu stützen, ist bisweilen gestattet, jedoch bei gerader Haltung der Brust; doch ist dies eher eine Geste der Komödie als der Rede. Schlecht ist es auch, wenn man auf dem linken Bein steht, das rechte emporzuheben oder mit den Fingerspitzen zu halten. Die Beine über das Maß zu spreizen ist auch beim Stehen unschön und wenn eine Bewegung dazukommt, fast anstößig.

Ein Vortreten ist am Platze, wenn es kurz, gemäßigt und selten stattfindet. Es wird auch ein gewisses Hin- und Herwandeln wegen unmaßigen Beifalls sich schicken, wenngleich CICERO (Orator 59) nur ein seltenes und nicht sehr weites Vortreten billigt. Herumzulaufen und, was DOMITIUS AFER von SURA MALLIUS sagt, *sich geschäftig zu zeigen* (kaum übersetzbares Wortspiel mit *agere* und *satagere*, vgl. QUINTILIAN VI 3, 54), ist völlig unpassend; und mit urbanem Witz hat FLAVUS VERGINIUS sich nach einem seiner Gegner erkundigt, *wie viele Meilen er deklamiert hätte?* Ich weiß, daß auch das vorgeschrieben wird, uns nicht beim Auf- und Abgehen von den Richtern abzuwenden, sondern die Füße schräg zu richten, während

wir auf den Rat blicken. Dies ist bei Privatsachen nicht möglich; aber die Entfernungen sind geringer und wir sind nicht lange abgewandt. Bisweilen jedoch darf man allmählich sich zurückziehen; manche springen auch zurück, was völlig lächerlich ist.

So gewiß das Aufstampfen mit dem Fuße am rechten Ort angezeigt ist, wie CICERO (de orat. 3, 220) sagt, am Beginn und am Ende einer Auseinandersetzung, so ist es häufig angewandt ein Zeichen von Ungeschicklichkeit und hört auf, den Richter zu beeinflussen.

Unschön ist auch das Schwanken nach rechts und links bei solchen, die das Standbein immer wechseln. Sehr zu fliehen ist ein weichliches Gebärdenspiel, wie es nach CICERO (Brutus 225) TITUS gehabt haben soll, wonach auch eine bestimmte Art des Tanzes Titus genannt worden sei.

Zu tadeln ist auch jenes häufige erregte Nicken nach beiden Seiten, das an CURIO dem Vater (Brutus 216f.) JULIUS verspottete mit der Frage, *wer im Kahne spreche*, und auch SICINIUS; denn als sich CURIO, neben dem ein Kollege saß, der aus Gesundheitsrücksichten verbunden und mit vielen Medikamenten gesalbt war, wie gewöhnlich viel geschüttelt hatte, sagte SICINIUS: *Niemals wirst Du, Octavius, deinem Kollegen entsprechend danken können, ohne den Dich heute hier die Mücken aufgeessen hätten.*

Auch mit der Schulter zuckt man; diesen Fehler soll DEMOSTHENES dadurch ausgemerzt haben, daß, während er auf einer engen Tribüne stehend sprach, eine Lanze über der Schulter hing, damit er, wenn er im Feuer der Rede diesen Fehler zu vermeiden vergäße, durch das Anstoßen erinnert würde.

Auf- und abgehend zu sprechen ist schließlich dann nötig, wenn wir in Strafsachen, wo viele Geschworene sind, gleichsam jedem einzelnen, was wir sagen, besonders einhämmern wollen.

Ganz unerträglich ist es, daß manche, nachdem sie die Toga über die Schulter zurückgeworfen haben und mit der Rechten den Bausch bis zu den Lenden haben hinabgleiten lassen, mit der Linken gestikulierend auf- und abspazieren und ihre Reden loslassen, wie es auch nicht gut ist, die Linke zurückzuziehen, wenn man die Rechte weiter vorstreckt. Da will ich auch nicht übergehen, daß es ganz stümperhaft ist, wenn man während der Pausen der Lobreden entweder jemandem etwas ins Ohr sagt oder mit Kollegen scherzt oder bisweilen auf seinen Schreiber so hinschaut, daß es so aussieht, als ließe man schon die Geschenke (für die Klienten als Claqueure) vormerken.

Sich zum Richter hinzuneigen, wenn man etwas erklärt, ist zumindest dann angebracht, wenn das, worüber man spricht, etwas verwickelter ist.

Sich auf den Rechtsbeistand, wenn er einem gegenüber sitzt, zu stützen, ist schmähsch. Sich auf die Seinen zurückzulehnen und von ihren Händen sich stützen zu lassen, ist gesucht, wenn es nicht eine völlig gerechtfertigte Ermüdung ist; ebenso sich offen mahnen zu lassen, wenn man etwas vergißt, oder dies zu sagen. Denn bei all dem schwindet die eigentliche Kraft der Rede, das Pathos kühlt sich ab und der Richter glaubt, daß man ihm zu wenig Achtung entgegenbringt.

Hinüberzugehen zu den gegenüberliegenden Sitzen (der Gegenpartei) zeigt wenig Zurückhaltung und CASSIUS SEVERUS hat mit urbanem Witz gegen jemanden, der dies tat, Grenzzlinien verlangt. Und wenn man einmal heftig (vorwärts) geht, kann man nicht mehr ohne Abkühlung zurückgehen.

Viele unserer Vorschriften müssen von denen geändert werden, die vor dem Tribunal sprechen. Denn es muß das Antlitz höher gehoben werden, damit es den,

vor dem man spricht, anblicke; auch die Gesten müssen, damit sie auf ihn gerichtet sind, weiter ausholend sein; und noch anderes, was alle auch dann treffen, wenn ich darüber hinweggehe.

Dasselbe gilt auch von denen, welche sitzend verhandeln. Denn meist geschieht dies bei kleineren Angelegenheiten, und es kann die Wucht der Gesten nicht dieselbe sein und gewisse Fehler sind unvermeidlich; denn wer nach links hin dem Richter gegenüber sitzt (von diesem aus gesehen), muß auch den rechten Fuß nach links ausstrecken, damit er nach dem Richter hin weist. Ich sehe übrigens, daß die meisten bei jeder Schlußwendung der Sätze aufstehen und manche dann noch ein Stück weitergehen; ob sich das schickt, mögen sie selber sehen; wenn sie das tun, verhandeln sie eben nicht sitzend.

Zu trinken oder gar zu essen während des Vortrages, was bei vielen üblich war und es bei manchen noch ist, davon soll mein Redner weit entfernt sein. Denn wenn jemand sonst die Mühen des Sprechens nicht ertragen kann, ist es weniger schlecht, überhaupt nicht aufzutreten, und jedenfalls viel besser, als offen die mangelnde Achtung vor der Sache und der Person zur Schau zu tragen.

Namenverzeichnis.

A.

Adamantius 2.
 Altmann, F. 15.
 Apuleius 69.
 Aristoteles 2, 15ff., 35, 130, 131, 152, 154, 171.
 D'Arpentigny 28.

B.

Bard, Ph. 214ff., 224.
 Bell, Ch. 3, 5f., 14, 16, 19, 28, 33, 53, 71, 73, 74, 89, 91, 93, 94, 97, 100, 109, 110, 112, 113, 118, 146, 148, 150, 211, 213, 214, 226.
 Bernard, L. 110.
 Bopp, F. 55.
 Boring, E. G. 55, 145.
 Bouwman 100f.
 Brunswik, E. 194.
 Buynedijk, F. J. J. 81.
 Bühler, Ch. 42, 158, 178f., 198, 202, 203.
 Bühler, K. 7, 107, 155, 174, 178, 179, 199, 203, 226.

C.

Cannon, W. B. 5, 13, 61, 148, 150, 174, 214ff., 217—226.
 Carr 216.
 Carus, C. G. 3, 25ff.
 Chevreul, E. 121, 124.
 Cicero 30, 41.
 Claudius 30.
 Condillac, E. de 9.

D.

Dana 224.
 Darwin, Ch. 1, 5, 7f., 16, 19, 37, 46, 47, 50, 54, 55, 57, 61, 63ff., 70, 71, 72f., 78, 83, 86, 89, 90, 92—114, 119, 121, 132, 138, 155ff., 191, 204, 211, 214.
 Delbrück, B. 129.
 Descartes 47, 50, 97, 127, 132, 195.
 Dessoir, M. 30ff.

Diderot, D. 124f.
 Dilthey, W. 202.
 Dodge, R. 205.
 Donders 71, 100.
 Duchenne, G. B. de, Boulogne 8, 61, 74, 98, 115, 116—120, 121, 147.

E.

Engel, J. J. 2, 3, 4f., 6, 7, 8, 19, 23, 32ff., 36—52, 54, 69, 73, 74, 75, 76, 77, 97, 107, 121, 122, 124, 125, 127, 129, 132, 135, 136, 154, 163, 177f., 196, 208, 214, 216.
 Engelmann 146.

F.

Fechner, Th. 132, 196.
 Flügel, J. 24.
 Franklin, G. 41.
 Freud, S. 187.
 Frisch, K. v. 199.
 Frobenius, G. 15.
 Fülleborn, G. H. 16, 30.

G.

Gall, F. J. 8, 53.
 Genzmer 60, 137.
 Gellius 30.
 Goethe 3, 16, 20ff., 28, 32, 33, 34, 36f., 131, 199, 202.
 Goncourt, E. et J. de 9.
 Gratiolet, L. P. 8f., 115, 120—127, 155, 212.
 Gregor v. Nazianz 18.
 Gundolf, F. 20ff., 202.

H.

Haller, A. 116.
 Harvey, W. 55.
 Helmholtz, H. 116.
 Henle 61.
 Herbart, J. F. 141.
 Herder, J. G. 13, 16.

Hermann, L. 116.
Herzog, H. 23, 192ff.
Heß, W. R. 13, 57, 146, 148f., 217.
Hetzer, H. 179.
Hippokrates 125.
Humboldt, W. von 55, 169.
Hume, D. 34.
Husserl, E. 179.

J.

Jamblichos 18.
James, W. 214, 222ff.
Jellinek, M. H. 41.

K.

Kaila, E. 158, 203.
Kant, I. 108.
Katz, D. 174, 225.
Klages, L. 3, 11f., 16, 37, 46, 74, 111, 112,
125, 132, 152—194, 196, 200, 201.
Kretschmer, E. 22, 26f., 35, 189f.
Kris, E. 79.
Kußmaul, A. 60, 137.

L.

La Bruyère, J. de 24f., 120, 125.
Lamarck 34.
Landis 214ff.
Lange 214, 222ff.
Langley 13, 217.
Lashley, K. 149.
Lavater, J. K. 2, 8, 16, 22ff., 36, 53, 74.
Lebrun, Ch. 74, 79, 204.
Lehmann, A. 132.
Leibniz, G. W. von 139, 159.
Lersch, Ph. 7, 13, 15, 50, 77, 79, 80f., 83,
87ff., 144, 145, 192, 204—214.
Lessing, G. E. 2, 6, 31f., 71.
Lessing, Th. 25.
Lichtenberg, G. Ch. 2, 22ff., 33, 35, 36,
53, 199, 202.
Lichtfield 90.
Lionardo da Vinci 90.
Lotze, H. 68, 73, 134.
Lukian 30.

M.

Marty, A. 83, 179.
Müller, J. 55, 68, 73, 134.

N.

Nietzsche, F. 3, 187.
Nohl, H. 202.

O.

Oken, W. 72.
Origines 16.

P.

Pawlow, I. P. 5, 61, 109, 138, 158, 174,
219ff.
Piderit, Th. 3, 5, 6f., 8, 9, 19, 34, 47, 50,
60, 71, 73—91, 96, 97, 111ff., 119, 121,
124, 132, 137, 139, 143, 144, 145, 155,
192, 204ff., 212.
Plato 19, 153.
Pleßner, H. 81.
Polemo 2, 16f.
Pollnow 16, 19ff., 31, 33, 88.
Porphyrios 18.
Porta, B. 2, 20.
Preyer, W. 60, 137.
Prinzhorn, H. 201.
Pythagoras 18f.

Q.

Quintillian 2, 30, 41, 227ff.

R.

Richter, H. 36.

S.

Saint Hilaire, G. 120.
Schinkel 30.
Shakespeare, W. 23.
Shaw, A. 53ff.
Sherman 217.
Simmel, E. 202.
Sittl, C. 30, 38, 178.
Spencer, H. 65, 95, 96, 110, 130, 132.
Spengler, O. 12.
Spinoza, B. de 47, 50, 97, 127, 195.
Steinthal, H. 128.
Stumpf, C. 116f., 224.
Sulzer, J. G. 31f.
Sütterlin, L. 129.

T.

Theophrast 24f.
Trendelenburg, A. 152.
Trubetzkoy, N. 106.

V.

Vischer, Th. 112, 113.

W.

Wagner 73.

Walluschek, E. 36.

Warren, H. C. 85.

Wasmann, E. 154.

Watson, J. B. 216.

Werner, H. 203.

Wheeler, W. M. 199.

Winkelmann, H. 6.

Wolff, Ch. 124.

Wundt, W. 1, 3, 9ff., 16, 33, 34, 37, 47,
55, 60, 81, 90, 93, 103, 111, 112, 116,
118, 125—151, 162, 177, 195f., 202,
204, 214, 215.

Wyss, W. H. von 66, 145, 148f.

Sachverzeichnis.

A.

Abhebungssatz (DARWIN) s. Polaritäts-
gedanke.

Abstammungslehre (DARWIN) 63 ff., 92 ff.

Abstraktive Relevanz, Prinzip der 39,
117, 155, 176.

Abwehr 42f., 77, 119, 123, 138, 211, 223.

Achselzucken 99, 105f., 108, 157.

Adrenalin, Wirkungen des 148, 214, 217 ff.

Ärger 164, 173.

Ästhetik 6, 25f., 30, 183, 186.

Affektenlehre 10, 29, 47 ff., 63, 118, 122 f.,
127, 131, 132 f., 146 f., 148, 150, 153,
160 f., 164, 166, 170, 173, 175, 186,
188, 214, 216.

— -theorie, JAMES-LANGE 222 ff.

Ahaerlebnis 105.

Aktionstheorie des Ausdrucks 32, 41 ff.,
89, 104, 130, 134 f., 140, 145, 149, 150,
155 ff., 196 f., 215 ff.

Aktualitätstheorie des Psychischen 34.

Analogieprinzip 12, 46 f., 140, 152, 155 f.,
159, 165, 166.

Anatomie des Ausdrucks 5, 6, 8, 53 ff.,
115 ff.

Andacht 71, 207.

Angst s. a. Furcht 120.

Animalisches System 55 f., 148, 150,
214 ff.

Anthropologie 8 f., 121.

Aphasiellehre 149.

Appellfunktion der Gebärden 198.

Apperzeptionslehre 141 f.

Apperzeptionszentrum 149.

Aspekte, drei der Psychologie 195 ff.,
203 f.

Asphyxie 217, 219.

Assoziationspsychologie 104, 140, 156,
159 f., 192.

Atmungsapparat s. Respiratorisches Sy-
stem.

Atomisierendes Denken 10, 19 ff.

Aufmerksamkeit 74, 119, 127, 210.

Augen, Ausdrucksbewegungen der 78, 79,
83 ff., 119, 142, 143 f., 170, 204, 205 ff.

— Glanz des 204.

Ausdruck, der kultivierte 165, 174 ff., 188.

— der musikalische s. Musikalischer Aus-
druck.

— Ontogenese des 158.

— Prägnanz des 107.

— der primitive 165, 174 ff., 188.

— bei Tieren s. Tiere, Ausdruck der.

— und Darstellung, Unterschied von, s.
Darstellung und Ausdruck.

Ausdrucksanalyse, naturwissenschaftliche
88.

— -bewegungen, biologische Zweck-
mäßigkeit der 72 f., 103, 147, 155, 219.

— -entwicklung (vom Tier zum Men-
schen) 57 ff.

— -experiment 1, 10, 113.

— -generator, Gestaltungskraft als 183,
185.

— -gesetz (KLAGES) 152, 166.

— -modell (KLAGES) 161 ff., 167 ff.

- Autosemantisches Zeichen s. Zeichen, autosemantisches.
 Axiomatik der Ausdruckslehre 2, 3, 32, 74ff., 96f., 113f., 128, 131f., 159, 195.
 — sematologische 88.
 — sprachtheoretische 130, 179, 203, 226.

B.

- Begabung 183.
 Behaviorismus 24, 42, 47ff., 73, 132, 140, 154f., 163, 167, 196ff., 203f., 211, 212.
 Bereitschaft, Aktions- (LERSCH) 212.
 — Empfangs- (LERSCH) 210, 212.
 Bewegung, metaphorische (GRATIOLET) 125f.
 — prosbolische (GRATIOLET) 122f.
 — symbolische (GRATIOLET) 124f.
 — sympathische (GRATIOLET) 123f.
 Bewunderung 164.
 Bezogenheit, optische (LERSCH) 209f.
 Bezugswendungen, affektive 41ff., 46, 51, 62, 76f., 97, 112, 135, 138, 141f., 145, 154, 163f., 206, 208, 211, 212, 216, 217.
 Binomisches Schema s. Linguistik 169, 207.
 ✓ Blickbewegung 205ff.
 — Registrierung 205.
 ✓ Blickrichtung 83ff., 205, 206ff.
 Blut, Sauerstoffversorgung des 65ff.
 Blutzirkulation 65ff., 133, 145, 148, 214ff.
 Buchdruckerkunst 186.

C.

- Cardiomotorik 66ff., 109.
 Charakter, harmonischer Aufbau des 189.
 — -kunde 18, 21ff., 43, 125f., 189, 199, 208, 212.
 — psychopathologische 189.
 Cinéséologie (GRATIOLET) 121ff.

D.

- Darstellung und Ausdruck, Unterschied von 9f., 38ff., 51, 93, 128ff., 156f., 177ff.

- Darstellungsfeld, primäres 45, 181.
 — -feld, sekundäres 181.
 — -sprache 44f., 129, 159, 178.
 Deixis 41ff., 51, 75, 112, 124, 129, 180, 181.
 — am Phantasma 44, 51, 75, 112, 124.
 Denkpsychologie 45.
 Detektivverfahren s. a. Indizienverfahren 171, 191f.
 Dialektik 171.
 Dichtkunst 30, 44f., 51.
 Doppeldeutigkeit des Ausdrucks 188.
 Dressur s. a. Lernen 157f., 175.
 Drüsen mit innerer Sekretion s. Innersekretorischer Apparat.
 Durst 19, 169ff., 225.
 Dynamischer Bewegungscharakter 162f., 168.

E.

- Ebenmaß im Ausdruck 185ff.
 Eindrucksexperiment 132.
 Einsatztiefe 184.
 Einstellung 210.
 Elektrodiagnostik 115.
 Elektrophtherapie 115.
 Emotionales Reaktionssystem s. Reaktionssystem, emotionales.
 Entsetzen 153, 212.
 Entwicklungspsychologie s. a. Kinderbeobachtung 42, 189.
 — -theorie des Ausdrucks 6, 7, 55, 105ff.
 Erblassen 109.
 Ergotropes Prinzip des Nervensystems 149, 217.
 Erlebnisaspekt 195, 198f.
 — -psychologie s. Introspektion.
 Erotische Versunkenheit 213.
 Erregungen, afferente 224f.
 — efferente 224f.
 Erröten 67, 109.
 ✓ Erstaunen 153, 162, 164, 212.
 Etymologie, mimische 68f., 139, 209.

F.

- Film 1, 15, 29, 36, 50, 169, 204ff., 208.
 Finalmomente als Ausdruck 51.
 Flucht 42, 92, 123, 160f., 164, 170.

Formbegriff (ARISTOTELES) 20, 121.
 — -niveau (KLAGES) 185ff.
 Freude 119, 139, 162, 163f., 168, 170, 171.
 Fruchtbare Moment s. a. Lexikon, mi-
 misches 80f., 139, 204ff.
 Furcht 68, 69, 120, 153, 160, 164, 170,
 171, 174, 203, 216, 223.

G.

Galvanisierung der Nerven 8, 115.
 Gang 64, 91, 135, 145.
 Ganzheitscharakter s. a. Gestaltgedanke
 197.
 Gebärde, Funktion der 107f., 156f.
 — hinweisende 39, 41, 51, 136, 180.
 — malende 38ff., 51, 136.
 Gebärdenkontrast 105.
 — -sprache 30, 38ff., 51, 91, 93, 128ff.,
 177f.
 — — der Naturvölker 129.
 — — der Neapolitaner 129, 178.
 — — der Taubstummen 128, 129, 135.
 — — der Zisterziensermönche 129, 136.
 — -syntax 129.
 Gebet, Haltung beim 177f.
 Gebilde objektiven Geistes 199.
 Gefühle s. Affektenlehre.
 Gefühlspolarität 146, 148.
 — -zentrum im Gehirn 134, 146, 148.
 Geilheit 120.
 Geist-Leben Dualismus 179, 185.
 — Seele — 3, 11f., 155, 183, 187.
 Geistesranke, Ausdruck der 71, 93.
 — — Bildnerie der 201.
 — -wissenschaftliche Methode 194, 199.
 — Psychologie 6, 163, 189f., 199f.
 Geisteswissenschaftlicher Standpunkt 8,
 130.
 Genetische Betrachtungsweise s. Historis-
 mus.
 Geschlechtspartner 220f.
 Geschmacksknospen 138.
 — -reaktionen s. Verkostungsgesten.
 Gesetz der spezifischen Sinnesenergien s.
 Spezifische Sinnesenergien, Gesetz der.
 Gesicht, der Dinge (WERNER) 203.

Gesichtsmuskulatur 5, 8, 59ff., 73, 111,
 116f., 133, 147, 210f., 222ff.
 — — Entwicklung der 59.
 Gestaltgedanke 13, 19ff., 43.
 Gestaltungskraft (KLAGES) 183ff.
 Gier 170, 171.
 Gleichnistheorie des Ausdrucks 12, 153,
 165ff., 176f.
 Grammatik 128f., 214.
 Graphologie 3, 162ff., 167ff., 181, 184ff.,
 200f.
 Greifen 136, 142, 170, 180.

H.

Haare, das Sträuben der 94, 218.
 Habits, konservierte (DARWIN) 96f., 100ff.
 Hand, die menschliche 27f., 64, 135f.
 Handlung, Theorie der 149, 153ff., 160,
 172ff., 175, 196f., 203, 216ff.
 — Zweifaktorentheorie der s. Zweifak-
 torentheorie.
 Handlungsinien, Ausdruck als 43, 46ff.,
 73, 75, 138, 141, 196.
 Haß 173.
 Hedonalgische Reaktion 123, 212.
 Hemmtriebfeder, der Wille als 166f.
 Hermeneutik 27, 194.
 Herz, das menschliche 65ff., 132f., 146ff.,
 150, 217f.
 — -nerv 146ff., 217.
 Hingabe, passive 71.
 Historismus 156f., 158f.
 Histotropes Prinzip des Nervensystems
 149, 220.
 Hunger 173, 225.
 Hypoglykämie 217, 219, 221.

I.

Idee, platonische 153f.
 Ideomotorik 66, 68, 69, 109, 121f., 124.
 Illusionsspiel 179.
 Impressionismus s. Sensualismus.
 Individualismus, philosophischer 131, 145,
 151.

Indizienverfahren bei der Ausdrucksdeutung 24, 32, 36f., 49, 86, 170, 191, ff.
 — juristisches 83.
 Infantilismus 205.
 Innerlichkeit, Begriff der 49, 187, 200, 202, 204.
 Innersekretorischer Apparat 5, 109, 139, 150, 158, 213ff.
 Instinkt 153f.
 Intellekt 154.
 Intention 153, 160, 161, 164, 168, 170, 173, 174, 197.
 Interesse 209.
 Introspektion s. a. Erlebnisaspekt 46ff., 74, 87, 131, 134, 140, 146, 149, 151, 163, 179, 199, 200, 210.
 Inventar frühkindlicher Verhaltensweisen 141.

K.

Kinästhesis 140, 222.
 Kinderbeobachtungen 93, 95, 113, 123, 137, 138, 141, 142, 157, 163, 167, 175, 189f., 191, 202, 203, 212, 216.
 — -spiel, Theorie des 110.
 Kleidung und Persönlichkeit s. Persönlichkeit und Kleidung.
 Körperbau und Charakter 22, 26f., 34f.
 — -chemismus 173.
 Kommunikationsmittel 198.
 Konstitutionsbegriff 26.
 Kontakt s. sozialer Kontakt.
 Konzentration 87, 210, 211, 213.
 Krise der Psychologie 195, 199.
 Kunst, darstellende 186.
 — — Geschichte der 199.

L.

Lachen 46f., 82, 122, 139, 225.
 Lächeln 114.
 Lallen 95.
 Langweile 213.
 Laokoon 6, 71, 112.
 Lautsprache 30, 38ff., 51, 120, 126, 128, 136, 141, 144, 155, 158, 177, 214, 215.
 Bühler, Ausdruckstheorie.

Lautwandel 156.
 Leib-Seele-Problem s. Psychophysisches Problem.
 Leid 139.
 Lernen 123, 154, 159f., 176, 220.
 Lexikon der Gebärden 129.
 — mimisches 6f., 13, 74, 78ff., 127, 137, 141, 204ff.
 Lidspalte 144, 145, 205, 207, 208ff.
 Liebe 160, 164, 173, 216.
 Linguistik s. a. Sprachtheorie 117f., 128, 214.
 Lösung von Spannung 142f.
 Logik 166.
 Lokalisationslehre 149.
 Lunge s. Respiratorisches System.
 Lustreaktion 139f.

M.

Magisches Denken 15.
 Malerei s. Quelle der Ausdrucksforschung, Malerei als.
 Maske s. a. Theatermaske 85, 187, 203.
 Materialismus 75.
 Mechanisierte Tätigkeiten 182ff.
 Mechanistische Betrachtung 166, 168.
 Medizinische Ausdrucksbeobachtung 6, 9, 33, 51, 53ff., 73ff., 115ff., 217ff.
 Mehrdeutigkeit des Ausdrucks 48.
 Meldedienst der Sinnesorgane 77f., 221.
 Metapher 125f., 139f., 165.
 Metaphysik 155, 175.
 Methodik der Ausdrucksforschung 1, 3, 4, 10, 17, 37, 79f., 88, 93, 98, 113, 118, 119, 124, 144, 190ff., 204.
 Milieu und Persönlichkeit s. Persönlichkeit und Milieu.
 Mimik 8, 10, 13, 15, 16, 28ff., 50, 53ff., 72ff., 91, 93, 99, 133, 134, 137ff., 147, 169, 170, 195, 203ff., 214.
 Modul, organischer 26f.
 Modulationsidee (GOETHE) 21.
 Monade 133f.
 Monismus 133f.
 Morphologie 3, 20ff., 33, 121.
 Müdigkeit 213, 217ff.
 Mund, Ausdruckssymptome des 60, 69, 90, 119, 137, 170, 204f.

Musik 110.

— Ursprung der 95, 96.

Musikalischer Ausdruck 95.

N.

Nahrungsaufnahme, Entwicklung 59ff.

— Typen der 59ff.

X Nase, Ausdruckssymptome der 142f., 204.

Naturalismus 8.

Naturwissenschaftliches Denken 33, 130.

Nervensystem s. Zentralnervensystem.

Neugeborenes, Beobachtungen am 123, 137, 141.

Neurologie als Grundlage der Ausdrucksforschung 5, 6, 8, 9, 13f., 53ff., 115ff., 126, 134, 146, 196, 217ff., 225.

Notfallsfunktion des sympathiko-adrenalen Systems (CANNON) 214, 217ff.

O.

Organaufruf, gekreuzter 222ff.

P.

Pantomime 180.

Pantomimik 4, 8, 10, 36ff., 62, 69, 91, 99, 126, 133, 134, 135f., 145, 195.

Pantomimus, antiker 1, 38, 69, 128.

Pathos, Begriff des 50.

Pendelexperiment (CHEVREUL) 121ff.

Persönlichkeit s. a. Charakterkunde 167.

— und Kleidung 23f., 28f., 36, 49, 199.

— s. a. Zweifaktorenansatz (GOETHE).

— und Milieu 23f., 28f., 36, 49, 199.

— und Stimme s. Stimme und Persönlichkeit.

Phänomenologie 196, 204.

Phantasie s. a. Vorstellungen 124.

Philologie 194.

Phoneme 39, 106f., 117.

Phonetik 98f., 117.

Phonologie 106f.

Physiognomik 15ff., 33, 89, 91, 162, 204, 208, 213, 214.

— und Pathognomik 8, 16, 22, 28ff.

Physiognomischer Blick 203.

— Syllogismus 21.

Physiologie des Ausdrucks 115ff., 130ff., 146, 149, 214ff.

Plastik, Quelle der Ausdrucksforschung, Plastik als.

Polarität der Gebärden (DARWIN) 96, 99, 105ff., 108.

Primitive, Werke der 183, 202.

Psychiatrische Ausdrucksforschung 5, 226.

Psychoanalyse 187.

Psychochemie 22, 196.

Psychologie, experimentelle 9, 133.

— vom Gegenstand her 194.

— Völker 9.

Psychophysik 3, 10, 33, 131ff., 196, 215.

— -sche Regulationen, Modell der 5, 11, 13, 55, ff., 146, 148ff., 217ff.

— -scher Parallelismus 131f., 151.

— -sches Parallelitätsaxiom 131f., 151.

— -sches Problem 10, 11, 17, 66, 124, 131, 134, 147, 193, 196.

Psychovitalismus 34.

Pulskurve (LEHMANN) 132f., 162, 215.

Q.

Quelle der Ausdrucksforschung, Belletristik 9, 22f., 54.

— — — Malerei als 5, 48, 54, 74, 79f., 88, 93, 204.

— — — Plastik als 5, 6, 54, 74, 88, 90f., 93, 204.

R.

Radio 1, 23, 192f.

Rassenunterschiede 17, 92, 105, 109.

Raum, der anschauliche 181.

— Bedeutung des 180.

Reaktionsbogen 207, 222.

— -system, emotionales 65ff.

Redner s. Rhetorik.

Reflex 126, 182.

— bedingter 220.

Reflexologie (PAWLOW) 138, 219f., 222.

Regelmäßigkeit im Ausdruck 185.
 Relationserkennen 166.
 Relationstheorie 179.
 Resonanz bei der Ausdrucksdeutung 32,
 37, 190ff., 198, 203.
 Respirationstheorie des Ausdrucks 57ff.,
 148, 226.
 Respiratorisches System 56ff., 132f.,
 145f., 148, 150, 215, 217f.
 — — Entwicklung des 58.
 Rhetorik 2, 30, 41, 44f., 179, 227ff.
 Romantik 11ff., 27, 156, 165.
 Rhythmus, Begriff des 187.

S.

Säugling, der menschliche 113, 123, 137f.,
 141, 142, 203, 213.
 Schädellehre (GALL) 53.
 Schauspielkunst 4, 19, 30ff., 36, 41, 44,
 47, 50, 51, 129f., 170, 179f., 208.
 — chinesische 30.
 Schizophrenie 201.
 Schmerz 119.
 — -sinn 223.
 Scholastik 154f.
 Schöpfungslehre 64f., 94.
 ✓ Schrecken 94, 120.
 ✓ Schutzreaktion, Zweckmäßigkeit der 102ff.
 — des Auges 100ff.
 Selbstbild 202.
 Sematologie 40, 88, 130, 158, 179, 214.
 Semiotik 16, 18f., 162.
 Sensualismus 9, 120ff., 141, 142f., 223f.
 Sexappeal 221.
 Signal, Reaktion auf das 220.
 Sinn, subjektiver des Verhaltens 176.
 Situationsindizien 36f., 169.
 Solipsismus 131f.
 ✓ Soziale Funktion des Ausdrucks 50f., 58,
 64, 102f., 215.
 — — der Sprache 130.
 Sozialer Kontakt 136, 145, 198, 210f., 212,
 213.
 Spannungssinn 143ff., 222.
 Spezifische Sinnesenergien, Gesetz der
 55f., 65, 142.
 Spiegelgleichnis, psychophysisches
 (WUNDT) 133ff., 147, 195, 215.

Sprache 58, 64, 68, 120, 128f., 195.
 — -entwicklung 178.
 — -geschichte 52, 54, 130, 156, 158, 178.
 — -theorie 6f., 9f., 38, 44, 51, 117, 128,
 177ff.
 — -vergleichung 55.
 Stellvertretung, Funktion der 174.
 Sterben, Ausdruck des s. Tod, Ausdruck
 beim.
 Stimme und Persönlichkeit 23, 35, 80,
 192f.
 ✓ Stirne, Ausdruckssymptome der 86ff., 99,
 100, 105, 204, 211.
 — -falten, horizontale 211.
 — — vertikale 86ff., 100, 105, 211.
 — -runzeln 99.
 Sturm und Drangdichtung 20.
 Sukzessionsgestalten im Ausdruck 49,
 81f., 206, 208.
 Supposition 193.
 Symbol 27, 113, 130, 156, 165.
 Symbolik der Gebärden 129.
 — unbewußt übertragende 112f., 160.
 Synsemantik, mimische s. Syntax, mi-
 mische.
 Synsemantisches Zeichen s. Zeichen, syn-
 semantisches.
 Syntax 128f., 214.
 — mimische 7, 13, 78f., 83, 87f., 89, 214.
 Synthetische Ausdruckserzeugung (DU-
 CHENNE) 8, 61ff., 116f.

T.

Taubstumme s. a. Gebärdensprache 125,
 128f.
 Tanzkunst 30.
 Teleologie 162f., 166.
 Temperamentenlehre 22, 26f., 125f.
 Thalamus opticus 149, 224ff.
 Theater 29, 30f., 36.
 — -beobachtung 4, 19, 32, 33, 36ff., 54,
 124, 125, 135, 154, 163, 196.
 — -geschichte 1, 4, 36.
 — -maske, antike 15ff., 30.
 — -regie 49.
 Tiere, Ausdruck der 92f., 108.
 — Verhalten der 93f., 154, 165, 167f.,
 172, 175f., 180, 183, 195, 198f., 219f.,
 223.

Tierphysiognomik 17.

— -psychologie 42, 149, 154, 159, 163, 173.

Tod, Ausdruck beim 53, 68f., 70, 213.

Tonus 147, 210, 212.

Trägheitsgesetz, biologisches 102, 104.

Trauer 120, 166.

Triebhandlung 153, 159ff., 164, 172ff.

— -kraft 172ff., 188.

Typus der Mitte (CARUS) 26f.

U.

Übung und Ausdruck 182ff.

Umfeld, das semantische s. a. Syntax,
mimische 87f., 89, 206f.

V.

Vasomotorisches System 133.

Verachtung, hochmütige 63, 120, 164,
208.

Verdauung 148, 220, 222.

Vererbung 63ff., 92ff., 156.

Verkostungsgesten 60, 69, 90, 119, 128ff.,
137ff., 204f.

Verlaufsgestalten der Handlung als Aus-
druck 47, 51, 141.

Vokale, künstliche Erzeugung der 116f.

— Theorie der 117.

Voluntarismus 152.

Vorstellungen 45f., 75, 124, 135.

W.

Wahrnehmungslehre 86, 194.

Weinen 46f., 82, 120, 139, 225.

Widerstand, Ausdruck des 105, 108.

Willenslehre 153, 160f., 164ff., 179, 182,
185, 188.

Willkürbewegung 160, 162, 165, 167.

Wut 61f., 216, 222, 223.

Z.

Zeichen, Begriff des 130.

— autosemantisches 83, 88.

— synsemantisches 83, 88, 89, 207.

Zeigfeld der Sprache 181.

Zentralnervensystem 56ff., 110, 148ff.,
214ff., 217ff.

— Aufgliederung des 55ff., 126, 148.

— Entwicklung des 56ff.

— direkte Wirkungen des 96, 108ff.

Zerebrospinalsystem s. Zentralnerven-
system.

Zielstrebigkeit 167ff., 172f., 174, 182.

Zorn 153, 160f., 162, 164, 168, 175, 203,
222, 223, 224.

Zugvögel 172.

Zweifaktorenansatz (GOETHE) 23f., 28f.,
36, 49, 131, 202.

Zweifaktorentheorie der Handlung (K.
BÜHLER) 174, 221ff.



University of British Columbia Library

DUE DATE

[illegible]

359925



